pull. rev. 967

H. 9. fr. 2574. c.

Politische
und
vertraute Correspondenz
Ludwig's XVI.

IVX

Politische
und
vertraute Correspondenz
Ludwig's XVI
mit
seinen Brüdern, und mehrern berühmten Personen
während
der lezten Jahre seiner Regierung,
und
bis an seinen Tod
mit Bemerkungen
von
Helene Marie Williams.

Straßburg, 1804.
Auf Kosten der Gesellschaft der Gelehrten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Mitten im Parteikampfe und in der Wuth der Leidenschaften, welche grose politische Begebenheiten niemals aufzuregen verfehlen, ist nichts schwerer, als die handelnden Personen dieser denkwürdigen Szenen mit Ruhe zu beobachten und mit Unparteilichkeit zu würdigen. Wäre es möglich, die streitenden Theile über ein gemeinsames Prinzip zu vereinigen; eine feste Basis zu legen, auf die man überzeugende Räsonnements baute, oder sich über einige allgemeine Axiomen zu vergleichen, aus denen man evidente Folgerungen herleitete, so würden diese Schwierigkeiten minder abschrekend seyn; und könnte man sich auch nicht schmeicheln, die Gemüther zu einer völligen Gleichheit in den Meinungen zu bringen, so könnte man wenigstens hoffen, ihnen, mittelst Redlichkeit, Geduld und Beharrlichkeit, jene billige Duldung einzuflösen, die es uns möglich macht, Meinungen, welche von unsern abweichen, ohne Bitterkeit zu prüfen.

Ich masse mir nicht zu bestimmen an, ob wir zu diesem glüklichen Zeitpunkte gelangt sind; und eben so wenig läßt sich's leicht entscheiden, ob diejenigen, die sich die Freunde Ludwig's XVI nennen, den günstigsten Augenblik gewählt haben, um den Schatten dieses unglüklichen Monarchen hervorzurufen. Aus diesem Gesichtspunkte kan man den eigentlichen Gegenstand dieses Werks betrachten; und ihre Beweggründe finden sich in der Vorrede der französischen Ausgabe, die sie in's Publikum bringen wollten, angegeben. Folgendes sind ihre eignen Worte. „Schon haben mehrere schäzbare „Schriftsteller das Andenken dieses guten Königs mit der Ach„tung seiner Zeitgenossen, die er nie zu verlieren verdient „hatte, wieder auszusöhnen gesucht; ihre Werke sind mit Be„gierde gelesen worden, und Thränen der Rührung haben

„derselben Blätter benezt; aber noch war es niemand in den „Sinn gekommen, den unglüklichen Monarchen durch seine „eignen geheimsten Gedanken, durch Auszüge aus seinen Hand„schriften, durch seine Analysen, durch seine öffentliche und „Privat-Correspondenz zu schildern; und doch ist es das „sicherste Mittel ihn zu würdigen, daß man ihn nicht an „seinem Hofe, in der Mitte seiner Höflinge, mit der ent„lehnten Seele, welche die Gewohnheit zu befehlen ihm gab, „sondern im Schoose seiner vertrauten Freunde, der Natur „und seiner selbst sehen; mittelst dieser Probe erkennt man „den reinen flekenlosen Mann, und bekommt zuweilen Ekel „vor dem grosen Manne. Der Zwek dieses Werkes ist, dem

eil der Nachwelt vorzugreifen, und einige Blumen auf

Grab des menschenfreundlichen Fürsten zu streuen, dem „die künftigen Generationen einst gewiß die Apotheose zuer„kennen werden.„

Das sicherste Mittel, über Menschen zu urtheilen, wie der Herausgeber mit Recht sagt, ist, sie so zu sehen, wie sie sind, wenn sie jene Art von entlehnter Seele, die sie den Umständen schuldig sind, abgestreift haben. Wie oft, wenn wir die Geschichte lesen, fühlen wir nicht das unruhige Verlangen, das Privatleben und die wirklichen Gesinnungen der Personen, die eine grose Rolle gespielt haben, kennen zu lernen! Wir betrachten sie wie entfernte Gestirne, die in der Nacht der Zeiten glänzen, und wir möchten gerne ein Sehrohr haben, das uns helfen könnte, diese neblichte Dunkelheit der Jahrhunderte, die uns ihren Glanz verhüllt, zu durchdringen.

Was man auch immer von den Beweggründen, welche die französischen Herausgeber zur Bekanntmachung dieser Correspondenz veranlaßt haben, denken mag, so ist es sehr zweifelhaft, ob dieselbe dem Zwek, den sie beabsichteten, entsprechen wird. Wir leben bekanntlich in einem Jahrhundert, das die Untersuchung liebt, und wo die ersten Eindrüke, die ein Gegenstand wirkt, oft jenen weichen, die aus einer tiefern Prüfung entstehen.

Im Anfange der franzöſiſchen Revolution ward Ludwig XVI von den Freunden der Freiheit als eine feindliche Macht betrachtet. In den verſchiedenen Fortſchritten derſelben ſah man ihn mehrmals das feierliche Bekenntniß einer aufrichtigen Anhänglichkeit an die Grundſäze, auf welchen ſie beruhte, und an die Reformen, welche ſie eingeführt hatte, ablegen. Er nahm den Titel des Wiederherſtellers der franzöſiſchen Freiheit an, und er verpflichtete ſich durch die heiligſten Eidſchwüre, die conſtitutionellen Geſeze zu handhaben und vollſtreken zu machen. Wenn man dieſe Briefe lieſt, die nach den Ausdrüken derer, welche die Abſicht hatten, ſie herauszugeben, uns ihn in ſeinem Innern, im Schooſe ſeiner vertrauteſten Freunde, der Natur und ſeiner ſelbſt zeigen, ſo iſt man geneigt, zu glauben, entweder daß man ſich bisher über den wahren Sinn dieſer Worte geirret hat, oder daß das Gewiſſen der Fürſten dieſer Erde von einer viel behilflichern Art iſt, als jenes der andern Menſchen: und wie bereitwillig man auch ſeyn mag, einige Blumen auf das Grab eines Unglüklichen zu ſtreuen, ſo darf man doch zweifeln, daß die Nachwelt, ſelbſt die entfernteſte, Ludwigen jemals die Ehre der Apotheoſe zuerkennen wird.

Und man glaube nicht, daß eine ſolche Meinung zu gewagt oder zu ſtrenge ſey; wenn man die Zeit durch die Aufeinanderfolge der Ideen meſſen kann, ſo ſind ſeit der Regierung Ludwig's XVI mehrere Jahrhunderte verfloſſen. Wir können uns daher, in Anſehung ſeiner, als eine frühere Nachwelt betrachten, die im Stande iſt, ihn mit jener ruhigen Unparteilichkeit zu beurtheilen, die, im gewöhnlichen Weltlaufe, ſonſt nur den künftigen Generationen eigen iſt. Allein unabhängig von dieſer Betrachtung, und welches auch die beſondern Geſinnungen oder Meinungen eines Schriftſtellers über Menſchen und über Dinge ſeyn mögen, ſo muß er, wenn er den Griffel der Geſchichte zu führen unternimmt, nie die Würde ſeines Charakters aus dem Geſichte verlieren, noch

vergessen, daß er, nach Johnson's schönem Ausdruke, einer von den ersten Dienern der Wahrheit ist.

Indem man die Augen auf das unermeßliche Gemählde der französischen Revolution wirft, erblikt man sofort Ludwig XVI. Wenn man dann sieht, wie er, mit unumschränkter Macht bekleidet, nur mit Mühe einwilligt, einen kleinen Theil derselben abzutreten, während ihm noch ein so groser übrig blieb, so stellt sich eine edlere Seele von selbst auf die Seite der unterdrükten Menge, und betrachtet alle dem Despotism entrissenen Waffen wie Trophäen, die der Gerechtigkeit errichtet wurden. Allein wenn man, so wie die Handlung sich weiter entwikelt, den, der kaum noch Gebieter eines der mächtigsten Reiche war, dem Hohn, den Beschimpfungen, den Rasereien eines zügellosen Pöbels preisgegeben sieht; wenn man über den Ausgang dieses blutigen Trauerspiels nachdenkt; wenn man ihm vom Throne in den Kerker, vom Kerker auf das Schaffot folgt; wenn man an seine Leiden und an seine Resignation, an seine Sanftmuth und an die Mishandlungen denkt, deren vollstes Maas er erfuhr; wenn man seine Geburt, seinen Rang, seine Erziehung, seine Tugenden, seine Lage und sein Schiksal vergleicht; wenn man dann seine Fehler, und die schrekliche Art, wie er dafür büssen muste, gegen einander abwägt, — so kan man sich nicht jenes natürlichen und rührenden Interesses erwehren, welches grose Unglüksfälle einflössen; die Empfindsamkeit spricht laut zu seinen Gunsten, und man beweint aufrichtig sein gewaltsames und allzufrühes Ende.

Bei Durchlesung der Urkunden, welche zunächst von der Geschichte Ludwig's XVI handeln, muß man in gleichem Grade auf seiner Hut seyn, sowohl gegen den knechtischen Panegyristen, den schamlosen Schmeichler, der in seinem Betragen keinen andern Irrthum sieht, als die von ihm gemachte Hingebung auch des geringsten Theiles seiner Gewalt, als gegen den wüthenden Demagogen, der das Königthum wie ein Verbrechen betrachtet, das kaum durch die Hinrichtung

dessen, der damit bekleidet ist, gesühnt werden kan; die Wahrheit weiß nichts von dergleichen Verirrungen. Wer sie redlich sucht, stöst diese politische Rhapsodisten mit Ekel von sich; er sieht, auf jedem ihrer Blätter, die Leidenschaft, welche die Facta verhüllt, unterdrükt oder entstellt; den Verläumder statt des Geschichtschreibers; oder den prunkenden Wortschwall eines Advokaten statt der weisen Entscheidungen eines Tribunals.

Allein wenn es bis auf diesen Tag schwer war, sich einen richtigen Begrif von dem wahren Charakter Ludwigs XVI. nach den unzulänglichen und verstümmelten Materialien, die bis auf uns gelangt sind, zu machen, so behaupten die Personen, welche die Briefe, die wir hier herausgeben, gesammelt haben, mit der grösten Zuversicht, daß wir darin das beste und sicherste Mittel, zur Wahrheit zu gelangen, finden werden. Der Beweis, den sie davon geben, ist, ihrer Meinung nach, der untrüglichste und überzeugendste. Es ist der Monarch selbst; es ist der Ausdruk seiner innersten Empfindungen, die Aeusserung seiner geheimsten Gedanken; es ist die freie Aufwallung seiner Seele und seiner Neigungen, die Ergiesung seines Herzens und seines Gewissens in den Schoos der Freundschaft. Jede Zurükhaltung wäre thöricht, jede Verstellung zweklos gewesen.

Man muß gestehen, daß gegen diese Art von Beweis sich am wenigsten einwenden läßt, wenn man sich darauf beschränkt, die wahre Denkungsart des Mannes kennen zu lernen, ohne irgend über die Gerechtigkeit oder das Verdienst seiner Meinungen abzusprechen. Diß ist eine ganz abgesonderte Frage, worüber man gewöhnlich je nach den Grundsäzen, Begriffen oder Vorurtheilen, die man angenommen hat, urtheilt. Die Anhänger Ludwig's XVI triumphiren im Voraus über ihren Sieg. „Diese Sammlung,„ sagen sie, „ist ein seinem Ruhme geweihtes Denkmal, das seinen Freunden würdiger einer „ewigen Dauer scheinen muß, als jene prächtige mit grosen „Kosten erbaute Mausoleen; als jene Bildsäulen von Marmor und Erz, welche die Zeit stillschweigend zerstört, und

„welche grose Katastrophen abwechselnd erheben oder stürzen.“ Welches auch die Dauer dieses Denkmals seyn möge, so kan man, wenn man dasselbe mit Aufmerksamkeit untersucht hat, zweifeln, daß die jezige Generation, und selbst die Nachwelt, jemals einem so günstigen Urtheil beistimmen werde.

Die Anhänger des Königs hatten die Absicht, dieses Werk in zwei Bänden herauszugeben. Der erste, würde blos seine Briefe enthalten haben, und sollte uns Ludwig XVI als Privatmann zeigen. Der zweite, alles was ihn als Mann des Publikums charakterisiren konnte; er sollte seine Reden, Denkschriften, Bemerkungen, Aufsätze, und die Analyse einiger seiner Werke in sich fassen, so daß alle diese „Gegenstände „zusammen vereinigt uns den lezten König der Franzosen als „einen wahrhaft unterrichteten Fürsten dargestellt hätten, der „in gleichem Grade dazu gemacht war, die Menschen in der „einsamen Stille des Kabinets zu regieren; geschikt, der Rath„geber eines Königs zu werden; würdig, an der Spize der „vollziehenden Macht zu stehen; fähig, über Menschen zu „urtheilen, und seine Urtheile auf die Nachwelt zu bringen.„

Die Urheber dieser Sammlung schmeichelten sich, „in der„selben selbst den noch so sehr mit Vorurtheilen eingenommenen Gemüthern eine gründliche Rechtfertigung darzubieten; „den empfindsamen Seelen süsse Erinnerungen zurükzurufen; „in den Herzen der Verfolger Ludwig's Gefühle der Reue „zu weken; den Staatsmännern einen nüzlichen Unterricht „zu verschaffen, und die gekrönten Häupter zu lehren, daß es „nicht genug ist, die Tugenden eines Trajan's und Antonin's zu besizen, daß man auch noch den Muth der Helden, „die Politik der grosen Könige, den Rath eines Sully, „und die starke Seele eines Richelieu haben muß.„

Ich habe diese Ansicht gewissenhaft in allem befolgt, was die Briefe des Königs, und selbst diejenigen seiner andern Werke, die vorhin noch nicht bekannt waren, betrift; aber es schien mir unnüz, dieses Werk mit einer Menge von Schriften anzuschwellen, die bereits erschienen sind, und die man in

den Journalen der Zeit, und fast in allen Denkschriften und allen Jahrbüchern der französischen Revolution finden kan. Ihr Hauptverdienst in den Augen derer, die sie gesammelt hatten, besteht darin, daß sie von Ludwig XVI verfaßt sind, und sonach den treuen Ausdruk seiner Gesinnungen enthalten. Ich habe nur eine ganz kleine Zahl derselben, die wenig bekannt waren, beibehalten; der übrige Theil schien mir eine überflüssige Ausfüllung; ich werde indeß in der Inhalts-Anzeige die Rubriken angeben, damit die, welche selbige nicht kennen, sie sich verschaffen können.

Es ist schon ziemlich lange her, daß die Materialien dieses Denkmals zum Ruhme Ludwig's XVI gesammelt sind. Die, welche diese Sorge übernommen haben, erklären, daß sie die Mittel hatten, diese Sammlung zu vermehren, aber daß sie eine Auswahl treffen musten. Wir können daher gewiß seyn, hier alle diejenigen zu finden, die der Sache, deren Vertheidigung den Anhängern des ehemaligen Königs vornehmlich am Herzen liegt, am vortheilhaftesten sind, und die ihnen nothwendig schienen, um alle Stimmen zu seinen Gunsten hinzureissen.

Es ist unnöthig, die Ursachen, welche diese Bekanntmachung verzögerten, und noch mehr die Mittel, wodurch diese Handschriften in meine Hände fielen, bekannt zu machen. Was am ersten bewiesen werden muß, ist ihre Authentizität. Der Verfasser der Sammlung erklärt in einer Note, die vor seiner Vorrede hergeht, daß die Originale in den Händen einer Person niedergelegt sind, die sich ein Vergnügen und eine Pflicht daraus machen wird, sie den Neugierigen und den Ungläubigen mitzutheilen. Diese Erklärung ist wahr: aber abgesehen von diesem materiellen und für diejenigen, welche die Handschrift Ludwig's XVI kennen, überzeugenden Beweise, habe ich alle Maasregeln ergriffen, die mich darin noch mehr bestärken konnten, indem ich diejenigen, die am meisten im Stande waren, hiervon zu urtheilen, darüber zu Rathe zog; und die Zeugnisse verschiedener Personen, die gegenwärtig hohe Posten

bekleiden, und mehrerer andern, die unter der Regierung dieses Monarchen in den ersten Aemtern standen, und folglich seine Ansicht der Dinge und seine Denkungsart kennen mussten, haben mir in Betref dieser Authentizität nicht den mindesten Zweifel übrig gelassen.

Es scheint sonderbar, daß die, welche solchergestalt die Absicht haben, Ludwig XVI, bald als Privatmann, bald als Mann des Publikums, in seinem Briefwechsel mit verschiedenen Particuliers und in seinen Reden an die Nationalversammlung und an das Volk darzustellen, sich nie beifallen liessen, zu vermuthen, daß man, anstatt zu bewundern, wie diß ohne Zweifel ihr Zwek war, sich auch wohl damit beschäftigen könnte, zu vergleichen und zu urtheilen. Sie wagen zwar, in ihrer Vorrede, einige Betrachtungen, die einen Schein von Unparteilichkeit haben, und auf die sie ihre Leser gerne beschränken möchten. „Wir erkühnen uns, jezt„ sagen sie, „ohne Furcht in Büchern bekannt zu machen, was schon „in allen Herzen ist, und im Namen der kommenden Geschlech„ter zu erklären, daß Ludwig XVI, auf dem Throne der „Bourbonen, in der schweren Kunst, die Menschen zu regie„ren, sich keinen andern Vorwurf zu machen hatte, als jene „Unentschlossenheit, die alles lähmt, jenes Mistrauen in sich „selbst, das einen Monarchen zur Nulle macht, und jene „Schwäche, die tödtet.„

Diese Fehler sind doch gewiß Fleken in dem Charakter eines Königs, und hatte man, indem man Ludwig XVI zu rechtfertigen suchte, keinen andern Zwek gehabt, als seine Privattugenden in's Licht zu stellen, so würde die Achtung für sein Unglük die Augen über seine Fehler geschlossen haben. Allein es scheint, daß seine Anhänger weniger seinen Ruhm zu vertheidigen, als das Andenken der berühmten Männer zu lästern suchten, die den glorreichen Plan entwarfen, ihr Vaterland von der erniedrigenden Knechtschaft, worin es seit so vielen Jahrhunderten seufzte, zu befreien. So sprechen sie, in ihrer Vorrede, von den edeln Kraftäusserungen derselben wie

von unnüzen Verbrechen, welche unnüze Drangsale hervorbrachten; und so behaupten sie, daß die Revolution, indem sie alle Elemente der gesellschaftlichen Ordnung vernichtete, die geistreichste Nation von Europa gegen die Barbarei zurükgeschleudert, und was noch schlimmer ist, „das Volk, welches „zu regieren den König seine Geburt verdammte, ungelehrig „zum Joche gemacht„ habe.

Die Vertheidigung Ludwig's XVI ist daher nicht mehr der Gegenstand der Erörterung, oder wenigstens ist sie nur ein untergeordneter Gegenstand. Seine Anhänger haben die Verschanzungen, worin sie sich behaupten konnten, verlassen; und indem sie die Stellung verändert, um ihrerseits anzugreifen, haben sie sich, so wie den angeblichen Gegenstand ihrer Abgötterei, den nachtheiligsten Angriffen ausgesezt. Nicht mehr den König wollen sie vertheidigen; ihr Bestreben ist, die Revolution verhaßt zu machen. Mögen sie sich daher nicht wundern, wenn sie in den Bemerkungen, zu welchen diese Briefe uns Anlaß gegeben, eine Art von Vorliebe für jene Barbarei finden, gegen welche die geistreichste Nation von Europa, ihrer Meinung nach, zurükgeschleudert ward.

Gab es jemals in den Jahrbüchern der Welt eine Periode, die mehr dazu gemacht war, die tiefste Aufmerksamkeit zu weken, alle Kräfte der Seele aufzuregen, alle Empfindungen, welche das Erhabene und das Schrekliche einflösen kan, hervorzurufen, als die Epoche dieser Revolution, die durch ihre Wirkungen den Zustand und die Bestimmungen des menschlichen Geschlechts verändern muß? Mit welchem Interesse, mit welcher Aufmerksamkeit wird die Nachwelt nicht jene denkwürdigen Blätter lesen, die ihr die glorreiche Ereigniß und seine fruchtbaren Folgen schildern werden! Wenn man die Geschichte durchläuft, gleitet man schnell über jene alltägliche Reihe von Jahren und Jahrhunderten weg, wie der Wanderer, der, ohne sich aufzuhalten, ein Land durchfliegt, daß ihm keinen neuen Gegenstand darbietet; aber wenn dieser staunenerregende Zeitpunkt sich vor seine Vernunft und vor seine Ein-

bildungskraft stellen wird, dann wird der überraschte Leser eben diesem Wanderer gleichen, der plözlich jene grosen Ansichten, jene majestätischen und Ehrfurcht gebietenden Szenen der Natur entdekt, wo das Schöne, das Erhabene, das Schrekliche, das Schauervolle sich vereinigen, um zum Entzüken, zum Staunen hinzureissen, und den lebhaftesten Enthusiasm zu erregen.

Gewohnt, die französische Revolution als eines der wichtigsten Ereignisse der neuern Zeiten zu betrachten, habe ich geglaubt, daß alles, was dazu beitragen kan, einiges Licht auf diese merkwürdige Epoche zu werfen, nothwendig Interesse einflössen müsse; in dieser Uiberzengung wage ich es, dem Publikum die Bemerkungen darzubieten, welche die Briefe, die ich ihm vorlege, begleiten. Wenn ich meine Bewunderung für die grosen Grundsäze, welche diese Revolution zu Gunsten der Menschheit aufgestellt hat, nicht verhehlt habe, so hoffe ich doch auch, daß man mich in den Betrachtungen, die ich über den Charakter und das Betragen Ludwig's XVI gemacht, und wobei ich nichts als Wahrheit zum Zwek gehabt habe, keiner Gefühllosigkeit und Ungerechtigkeit beschuldigen werde. Einige dieser Bemerkungen, die zwar vielleicht an sich gemein seyn mögen, erhalten doch einigen Werth durch ihre Verbindung mit dem grosen Ereigniß, auf welches sie sich beziehen, so wie ein unbekanntes Individuum seinen Namen verewigen kan, indem es ihn auf ein unsterbliches Denkmal gräbt, das den Zerstörungen der Jahrhunderte trozt.

Kor-

Inhalt.

Correspondenz Ludwig's XVI.

		Seite.
I.	Brief. An Hn. von Vergennes . .	1
II.	— — An ebendenselben . . .	10
III.	— — An Hn. von St. Germain . .	12
IV.	— — An Hn. von Malesherbes . .	16
V.	— — An Hn. Turgot . . .	27
VI.	— — An Hn. von Malesherbes . .	35
VII.	— — An ebendenselben . . .	40
VIII.	— — An Hn. von Maurepas . .	42
IX.	— — An Hn. von Forbonais . .	45
X.	— — An den Herzog von Charost .	48
XI.	— — Schreiben des Hn. Neckers an Ludwig XVI. . . .	50
XII.	— — An Hn. von Vergennes . .	51
XIII.	— — An ebendenselben . . .	—
XIV.	— — An ebendenselben . . .	53
XV.	— — An Hn von Malesherbes . .	56
XVI.	— — An ebendenselben . . .	69
XVII.	— — An Hn. Berthier . . .	72
XVIII.	— — An Hn. von Lavoisier . .	74
XIX.	— — An den Grafen von Artois .	76
XX.	— — An den Hn. Erzbischof von Arles .	81
XXI.	— — An den Grafen von Artois . .	88
XXII.	— — An den Hn. Grafen d'Estaing .	93
XXIII.	— — An Hn. von Brissac . .	98
XXIV.	— — An Hn. von Beaumont . .	100
XXV.	— — An Emanuel von Rohan Polduc, Großmeister des Ordens von Malta.	105
XXVI.	— — An Hn. von Mirabeau . .	108
XXVII.	— — An Hn. von Malesherbes .	112
XXVIII.	— — An Hn. Duval d'Epresmenil .	118
XXIX.	— — An Papst Pius VI. . .	123

			Seite.
XXX.	Brief.	An Hn. von Rivarol . .	131
XXXI.	— —	An den Herzog von Orleans .	134
XXXII.	— —	An Papst Pius VI . .	137
XXXIII.	— —	An den Herzog von Polignac .	155

Zweyter Theil.

XXXIV.	Brief.	An den König von England .	1
XXXV.	— —	An die Prinzessin von Lamballe	4
XXXVI.	— —	An Hn. von Malesherbes .	6
XXXVII.	— —	An Hn. Abbé Maury . .	7
XXXVIII.	— —	An Papst Pius VI . .	12
XXXIX.	— —	An den Grafen von Artois .	13
XL.	— —	An Hn. von Montmorin .	20
XLI.	— —	An den Hn. Erzbischof von Arles	26
XLII.	— —	An Hn. von Bouillé . .	36
XLIII.	— —	An Monsieur . . .	38
XLIV.	— —	An ebendenselben . .	40
XLV.	— —	An den Prinzen von Conde .	42
XLVI.	— —	An Hn. von St. Priest . .	47
XLVII.	— —	An Hn. von N	49
XLVIII.	— —	An Hn. von Vergniaud . .	53
XLIX.	— —	An Hn. von N	55
L.	— —	An Hn. Pethion, Maire von Paris	61
LI.	— —	An Madame Adelaide . .	62
LII.	— —	An Mesdames . . .	63
LIII.	— —	An Hn. von N	66
LIV.	— —	An Monsieur . . .	68
LV.	— —	An den Minister Dumourier .	75
LVI.	— —	Antwort an den Minister Roland	77
LVII.	— —	An den Herzog v. Brissac . .	80
LVIII.	— —	An Monsieur . . .	82
LIX.	— —	An Hn. von Montmorin . .	85
LX.	— —	An ebendenselben . . .	89
LXI.	— —	An Mesdames . . .	91

Seite

LXII. Brief. An Monsieur. . . . 91
LXIII. — — An ebendenselben . . . 94
LXIV. — — An ebendenselben . . . 97
LXV. — — An Hn. von Montmorin . . 106
LXVI. — — An Hn. von Vergniaud . . 109
LXVII. — — An die Herzogin von Grammont . 112
LXVIII. — — An Monsieur . . . 113
LXIX. — — An ebendenselben . . . —
LXX. — — Schreiben des Hn. von Malesherbes an den Präsidenten des Nationalconvents, zur Zeit des Prozesses Ludwig's XVI. . . 116
LXXI. — — An Herrn von Malesherbes . 117

Supplementarbriefe 122
Brief an Hn. Baron von Breteuil . . . 123
— an den König von Preussen . . . 126
— der Brüder Ludwig's XVI an Hn. von Breteuil 130
— Ludwig's XVI an Hn. Abbé 137
Einige Maximen von Ludwig XVI. eigenhändig geschrieben 143
Gedanken Ludwig's XVI über einige alte und neuere Schriftsteller 147
— — von Ludwig XVI mit eigner Hand aus den Werken seines Urgroßvaters, des Königs Stanislaus Lesczinsky gezogen. . . 148
Die Grosen 151
Politik 151
Justiz und Geseze 153
Finanzen 154
Aemter und Stände 155
Irreligion 157
Gewissen 158
Tugend 159
Lob 160
Beredsamkeit . . . . . —

Verzeichniß

der weggelassenen Aufsäze und Briefe, die bereits in verschiedenen Werken bekannt gemacht worden, wovon in der Vorrede Meldung geschieht.

Rede des Königs an die Landstände, am 5 May, 1789.
— — — in der Sizung von 30 Jun.
Ludwigs Schreiben an den Kardinal de la Rochefoucault und an den Herzog von Luxenburg. (Circularschreiben)
Ludwigs Schreiben an den Erzbischof von Paris.
— — Antwort auf die Foderung der Nationalversammlung, die Rechte des Menschen zu sanktioniren.
Ludwig an die Nationalversammlung, am 8. Nov. 1789.
Proklamation des Königs.
Schreiben des Königs an Herrn Necker.
— — — an den Präsidenten der Nationalversammlung vom 9. Jun. 1790.
Antwort des Königs an die Nationalversammlung, über die Bürgerliste und Leibrenten (le douaire) der Königinn.
Anrede des Königs an die Verbündeten.
Ludwig an den Bischof von Clermont.
— — die Nationalversammlung, am 18 Aug. 1791.
Schreiben des Königs an den Erzbischof von Bordeaux, und die Herren de la Lüzerne, Guinard de St. Priest und de la Tour-du-Pin, seine Minister.
— — — an die Nationalversammlung. (Sept. 1791).
Der König an den Präsidenten der Nationalversammlung, vom 5. Jän. 1790.
Ludwig an die Nationalversammlung, vom 7. Febr. 1790.
— — die Kolonisten von St. Domingo.
— — alle Franzosen.
— — die Nationalversammlung, v. 27. Aug. 1790.
— — die Nationalversammlung.
— — Hrn. de la Lüzerne.
— — den Maire von Paris.
— — die Nationalversammlung, v. 27. Aug. 1790.
— — den Maire von Paris, v. 25. Sept. 1791.
— — die Nationalversammlung.
Schreiben an Hrn. de Rochambeau, v. 25. Sept.
Ludwig an die Generale u. Anführer der Landtruppen.
Memorial des Königs, oder Erklärung Sr. Majestät, an alle Franzosen, bey seiner Abreise von Paris.

Korrespondenz Ludwig's XVI.

I. Brief.

An Hn. von Vergennes.

17. Okt. 1774.

Mein Herr, ich habe die geheime und sehr wichtige Depesche des Herrn Ritters von St. Priest gelesen. Die Dienste des Herrn Thugut sind mir nicht unbekannt, aber ich kenne nicht die nähern Umstände davon. Ich werde das Versprechen halten, das der verstorbene König ihm gegeben hat. Allein die Art, dasselbe zu vollziehen, kann nicht statt finden, wenn er in Frankreich seyn wird, wie Hr. von St. Priest es vorschlägt. Was für ein Uibelstand sollte wohl damit verbunden seyn, wenn man ihn in Wien liesse? Ich weiß wohl, daß er dieß nicht gerne will: aber ich glaube gewiß zu seyn, daß man in Wien keine Nachricht über ihn hat. Wenn er dort angekommen seyn wird, stellt man ihn vielleicht nicht wieder im politischen Fache an, aber dann kann er reisen, und sich in Frankreich niederlassen, wo er ruhig seyn wird. Und da ich ihn überdem nicht für einen Oestreicher, ja nicht einmal für einen Unterthan der Kaiserin halte, so wird ihm das leicht seyn.

Ich glaube nicht, daß Hr. von Kaunitz ihm in Betref seiner Unterhandlungen wegen zu wenig starker Erklärungen etwas anhaben wird; wüste man das, so könnte er den Fehler auf die Dolmetscher schieben, die das, was er sagen wollte, nicht gehörig verstanden hätten. Es ließe sich für seine Rückkehr zur See durchaus kein tauglicher Grund angeben;

wann er in Frankreich angekommen seyn wird, und die Königin, die nicht im Geheimniß ist, eine Stelle für ihn verlangt, so wird sie der Kaiserin keine Gründe angeben können, vornehmlich um seine Rükkehr nach Wien zu verhindern, als daß er sich in Frankreich fixiren wolle; daraus wird man sehen, daß eigentlich das Kabinet ihn voranschiebt, und wenn je Verdacht gegen ihn war, so wird er sich erneuern. Der Fürst von Kaunitz wird die Befehle, die er gegeben hat, mit der Art, wie sie von ihm vollzogen wurden, vergleichen. Ich erinnere mich, daß Hr. d'Aiguillon, indem er mir Bericht erstattete, mir sagte, der verstorbene König habe dem Internuntius (Hn. von Thugut) sagen lassen, daß, wenn die Intrigue entdekt würde, er ihm keine Zuflucht in Frankreich, wohl aber eine Pension geben würde, um zu leben, wo er könnte. Würde das geheime Spiel entdeckt, so würde der König von Preussen nicht ermangeln, uns mit Wien in Mishelligkeit zu sezen; und mit Recht wird er von kleinen Intriguen, deren der französische Hof sich bediene, sprechen, und zeigen, daß wir nicht aufrichtig gegen den Wiener Hof gehandelt haben; und in diesem Augenblik, wo sich dieser Hof uns wieder annähern will, ist es sehr wichtig, ihm keine Besorgnisse zu erregen. Wenn man Hn. Thugut anstellen will, so wird es ihm, bei der Uiberzeugung, worin ich stehe, daß er kein gebohrner Unterthan der Kaiserin ist, ein Leichtes seyn, seinen Abschied wegen Gesundheitsumständen zu verlangen; dann wird er nach Frankreich kommen können, um daselbst die Frucht seiner Arbeiten zu geniessen, und vielleicht wird er sogar von dem Wiener Hofe empfohlen werden. Dies sind meine Gedanken in Ansehung seiner, und um uns nicht zu compromittiren.

Die hier beigeschlossenen Briefe beweisen das Vertrauen, welches man in ihn sezt, und daß man ihn in nichts beargwohnt. Das nächste Jahr, wo die Angelegenheiten Polens beendiget, die Absichten des Hauses Oestreich erfüllt seyn werden, wo

kein Grund vorhanden seyn wird, auf das Vergangene zurükzukommen, wo die theilenden Höfe im Kriege mit einander seyn werden, wird Wien, welches unsre Freundschaft wird beibehalten wollen, nicht jemanden, den es im Verdacht haben könnte, daß er uns zugethan sey, zu beunruhigen suchen. Sie können ihm sagen lassen, daß der Baron von Breteuil die Weisung erhalten wird, ihm indirecten Schuz, und im Fall von Verdacht die Mittel zum Entkommen zu geben.

Die Politik des Hn. von Kaunitz ist ein gar unbegreifliches Ding. Je mehr ich sie betrachte, je weniger verstehe ich sie. Aus Thugut's Instructionen scheint es, daß er glaubt, er sey auf's engste mit Rußland verbunden, und daß er nicht zum FriedensTractat beigewirkt hat; wenigstens hat er ihn gebilligt. Von der andern Seite, soll er uns sagen, daß er sehr die Folgen davon fürchte; und da der Kaiser sich gegen den Abbé Georges erklärt hat, so muß man daraus schliessen, daß es seine Politik ist, mit der ganzen Welt gut zu stehen, um sein persönliches Interesse dabei zu finden. Wir sind durch einen guten Tractat mit ihm verbunden, und wenn er etwas von uns will, so muß man warten, bis er sich erklärt, und wir müssen einen Vortheil dabei sehen; denn es ist nichts dabei zu fürchten, wenn man neutral bleibt, zumal wenn man den guten Diensten des Königs von Preussen nicht traut.

Was den Hn. Ritter von St. Priest anbelangt, so ist es durchaus nothwendig, daß er in jenem Lande bleibt; er ist dort allzu nüzlich, um ihn zurükkommen zu lassen; Hr. Gerard muß ihm über diesen Artikel freundschaftlich antworten, ohne daß es scheint, daß er Ihnen seinen Brief mitgetheilt habe; aber er muß ihm alle Gedanken an Rükkehr benehmen; er muß ihm sagen, daß er aus dem, was er Sie habe sagen hören, zu bemerken geglaubt, daß seine

Dienste mir sehr angenehm wären, und daß niemand in dergleichen Umständen dem Staate besser dienen könne als er, und daß er, wenn er die nöthige Zeit ausgehalten, eine seiner Dienste würdige Belohnung erhalten werde: was Sie betrift, so wiederohlen Sie ihm, daß ich mit seinen Diensten äusserst zufrieden sey, und daß es keine schönere Gelegenheit gebe, mir zu dienen; daß es ihm zukomme, die Trümmer eines zerfallenen Gebäudes zu sammeln, es wieder aus seiner Asche zu erweken; daß Sie wohl einsehen, daß sein Auftrag sehr schwer sey; aber daß es ihm, mit seinem Verstand und Muth, viel besser als andern gelingen, und daß er allen Ruhm davon haben werde. Sie werden hiernächst in Details über unsern Handel eingehen; Sie werden ihm bemerklich machen, daß von seiner Wachsamkeit der Ruin desselben oder die Gewißheit abhange, wieder in den blühendsten Zustand, worin er jemals war, zu gelangen, wie es die Eröfnung des schwarzen Meeres uns beweisen könne. Sie werden ihn endlich über seine Vorsichtigkeit loben, daß er dem griechischen Ritus den Katholizism entgegenzusezen sucht, und hinzusezen, daß er nichts hätte thun können, was mir angenehmer wäre, und daß ich ihn darin fortzufahren ermahne.

Ludwig.

Bemerkungen
über den ersten Brief.

Dieser Brief und der folgende, die in den Händen des geheimen Ausschusses des NationalConvents im Jahre 1792 waren, sind zwar schon bekannt gemacht worden; aber da ich sie in dieser neuen Sammlung fand, und da sie sonderbare Particularitäten enthalten, so glaubte ich, daß sie diesem Werke noch ein grösseres Inreresse geben müsten.

Man hat vielleicht weit weniger Ursache, sich über das, was man die Verrätherei des Hn. von Thugut nannte, zu

wundern, als man sich's auf den ersten Blick vorstellen möchte: man kan wenigstens nichts Ausserordentliche darin finden, daß ein Spion des monarchischen Frankreichs eines der dirigirenden Mitglieder der gegen das republikanische Frankreich errichteten Coalition war. Die Minister, wie alle andern Menschen, lassen sich durch die mächtigsten Beweggründe leiten, und da das persönliche Interesse überhaupt der grose Hebel ist, der die, welche in den ersten Stellen figuriren, in Bewegung sezt, so dürfen wir nicht darüber erstaunen, daß Hr. von Thugut damals dem Wiener Kabinet mit eben so viel Aufrichtigkeit (obschon nicht mit eben so viel Erfolg) diente, als er bis auf diesen Augenblick Frankreich gedient hatte. Diese Art von Politik, welche der tugendhafte Unwille eines englischen Schriftstellers mit so vielem Recht der öffentlichen Schmach und Verwünschung preis gab, indem er sie mit dem ausdrukvollen Namen einer abgenuzten Schelmerei bezeichnete, war zu der Zeit, wo dieser Brief geschrieben wurde, zu sehr Mode, um eine so strenge Rüge zu verdienen: und wenn wir in diesem umgeschaffenen Jahrhundert hierüber anders denken, so muß man sich auch erinnern, daß in dem Augenblik, wo Hr. von Thugut der Spion des französischen Hofes in eben dem Lande war, wo er jezt Ex-Minister ist, diese Art von Schelmerei nicht auf die blosen Subalternen beschränkt war, wie abgenuzt sie jezt auch seyn mag.

Man hat viel von dem Einflusse Oestreichs, und von der Existenz eines östreichischen Comité's in Frankreich gesprochen, welches die Regierung dieses Staats, vom Anfange der Revolution an im Jahr 1789 bis zum Umsturz des Throns im Jahr 1792 dirigirt habe; aber wahrscheinlich ist man hierin zu weit gegangen. Die Ursachen, welche den Hof zu einer Opposition, die so unglüklich für ihn ausschlug, bestimmten, sind nicht so verborgen, daß es tiefer Nachforschungen bedürfte, um sie zu entdeken. Es ist schlechterdings

kein Beweis vorhanden, daß das Kabinet von Versailles durch das Wiener Kabinet während der lezten Regierung dirigirt worden wäre, es sey denn gegen das Ende derselben; und man hat viele Gründe zu glauben, daß ersteres gegen alle desfalsigen Versuche Oestreichs immer auf seiner Hut war. Man sieht in diesem Briefe, wie Ludwig XVI. seinem Minister Instructionen gibt über die Art die geheimen Unterhandlungen des Hn. von Thugut zu dirigiren, welchen die einen als Spion, die andern als Verräther betrachteten; und es scheint, daß man viele Vorsicht gebrauchte, damit die Königin nie etwas von diesen geheimnisvollen Verhandlungen argwöhnen möchte.

Jedermann stimmt darinn überein, daß man zu dieser Zeit eine östreichische Partei am französischen Hofe zu bilden suchte; und die äusserste Sorgfalt, womit der junge Monarch seinen Minister dagegen wafnet, läßt gar nicht daran zweifeln. Ludwig XVI hatte diese Faction wenigstens neutralisirt, wenn es ihm auch nicht gelungen war, sie ganz zu vernichten, indem er beim Antritt seiner Regierung die Minister veränderte, und besonders indem er den Hn. von Vergennes wählte, der dafür galt, daß er den wahren Grundsäzen der alten französischen Politik, in ihrer vollen Reinheit und so wie sie waren, ehe sie durch das östreichische System des Abbé Bernis und des Herzogs von Choiseul abgeändert und verdorben wurden, aufrichtig zugethan wäre.

Welche Zeichen von Schwäche der König auch, in andern Gelegenheiten, an den Tag gelegt haben mag, so gleicht doch nichts der Festigkeit, womit er sich stets den wiederholten Bemühungen widersezte, durch die man ihn dahin zu bringen suchte, daß er sich unter das Joch von Oestreich schmiegen möchte. Er behielt sorgfältig das Andenken an die Lehren, die er von dem Dauphin, seinem Vater, erhalten hatte; und ausserdem daß sie seinem Geiste tief eingeprägt waren, versäumten die Minister, die sein Vertrauen besaßen, Hr. von

Vergennes und Hr. von Maurepas, keine Gelegenheit, um zu verhindern, daß diese ersten Eindrüke sich nicht schwächten.

Die Königin war, mit eben so viel Sorgfalt, durch eine ehrgeizige Mutter in ganz entgegengesezten Ideen erzogen worden; aber ihre Beredsamkeit war ohne Kraft, und ihre Reize ohne Wirkung, wenn sie einen so wohl gefaßten, und so anhaltend und stark behaupteten Entschluß angreifen wollte. Es war eine unüberwindliche Festung, alle ihre Anstrengungen waren unmächtig, alle ihre Waffen prallten ab und splitterten am unbeweglichen Felsen, auf dem sie erbaut war. Sie war so ausgeschlossen von allem, was Bezug auf die Staatsgeheimnisse hatte, und Ludwig XVI ein so gewissenhafter Beobachter der Grundsäze seines Vaters, und so sehr auf seiner Hut, daß sie nicht einmal den Ort wuste, wo die Denkschriften des Hasses gegen das Haus Oestreich, die der sterbende Dauphin seinem Sohn hinterlassen hatte, und die sich durch die immer rege Sorgfalt des Ministers, diese heilsame Abneigung in dem Herzen des Fürsten zu unterhalten, täglich vermehrten, niedergelegt waren.

Selbst in dem Augenblik, wo die Königin, um uns der bilderreichen Sprache ihres Lobredners zu bedienen, strahlend und in ihrem vollen Glanze, wie der Stern des Morgens, Lust und Wonne athmend, an unserm Horizont erschien, sah sie jedesmal ihre ganze Glorie verdunkelt, so oft sie die Wolken der Politik durchdringen wollte. Der RitterGeist, der einst die Franzosen an den Wagen der Schönheit fesselte, war bereits erloschen, selbst vor einer noch unglüklichern Epoche; und diese verführerische Fürstin sah sich nicht nur des Vertrauens des Königs in Angelegenheiten, die sie nothwendig lebhaft interessiren musten, beraubt, soudern sie fand sich auch noch den Spötteleien der Minister ausgesezt, welche ihrer unmächtigen Bemühungen, sie von ihren Stellen zu verdrängen, lachten, und sie, vielleicht ohne allen Grund, beschuldigten,

daß sie ihr angenommenes Vaterland plündre, um den erschöpften Schaz des Kaisers, ihres Bruders, zu bereichern.

Es scheint, daß der König ruhiger Zuschauer des beständigen Kampfes der Königin mit seinen Ministern, und daß seine Zuneigung für sie raisonnirt war. Er liebte sie wegen ihrer Eigenschaften, die sie liebenswürdig machten; seine Zärtlichkeit war rein, und nie hat man ihm vorgeworfen, daß ste sich trübte oder verdunkelte; aber nie entdekte er ihr die Geheimnisse des Staats, es sey denn in einigen Augenblikken des SelbstVergessens, die sie, wie man behauptet, hervorzurufen sich bestrebte. Es war in der That unmöglich, ihr durchaus alle StaatsAngelegenheiten zu verbergen: man suchte sie daher über die geheimen Operationen der Regierung auf eine falsche Spur zu bringen, und dies gelang vollkommen. Auch sieht man aus obigem Briefe, daß die Königin den Spion Frankreichs in Oestreich, Hn. von Thugut, als einen Agenten, der ihr ganz besonders zugethan wäre, betrachtete; und der König stellt sie so wenig in das Geheimniß eingeweiht dar, daß er mit Hn. von Vergennes Maasregeln auf den Fall verabredet, daß sie, bei der Ankunft dieses Agenten in Frankreich, ihr für den Eifer, womit sie ihn für ihr Interesse beseelt glaubte, dadurch würde belohnen wollen, daß sie ihm eine Seele zu verschaffen verspräche.

Allein was es auch mit dem Mistrauen des Königs, oder seinem Mangel an Vertrauen zu der Königin, für eine Bewandniß haben mag, so spielt doch Hr. von Thugut in diesem Briefe keine rühmliche Rolle. Man ersieht daraus offenbar, daß dieser Ex-Minister des Wiener Kabinets bei diesem Hofe der besoldete Spion Ludwig's XV während seiner Regierung war, und daß dieser Monarch seine Dienste so wenig schäzte, daß er ihm, im Fall daß seine Intriguen entdekt worden wären, nicht einmal eine Zuflucht in Frankreich gegeben haben würde. Ludwig XVI. scheint indeß mehr Werth darauf gelegt zu haben. Zufolge der Uiberzeugung,

die et hatte, daß er Oestreich nicht begünstigt hätte, erlaubter ihm, sich nach Frankreich zurükzuziehen, und daselbst die Frucht seiner Verrätherei zu genesen; er kommt sogar den Gefahren, welchen der Verdacht des Wiener Hofes ihn aussezen könnte, zuvor, indem er ihm zusichert, daß Hr. von Breteuil, sein GrosBotschafter, ihn indirecter Weise beschüzen, und ihm sogar die Mittel zu entwischen verschaffen werde.

Es scheint ausser Zweifel, daß der Baron von Thugut ursprünglich ein Spion von Frankreich war; allein daraus kan man (wie ich bereits bemerkt habe) nicht schlieſſen, daß es ihm in dem Ministerium, welches ihm seitdem anvertraut ward, an Treue gegen den Wiener Hof gefehlt habe. Wenn der Erfolg nicht dem Eifer entsprach, den er in seiner lezten Amtsführung an den Tag legte, so muß man sich erinnern, daß er in einer Unternehmung scheiterte, worin es keinem andern gelang, und daß er die Schande seiner Niederlage mit den berühmtesten Feldherren und den grösten Staatsmännern von Europa, die französische Republik ausgenommen, theilt. Man hat ihn angeklagt, daß er mit Hartnäkigkeit darauf bestanden, einen verheerenden Krieg fortzusezen, als ihm nicht die mindeste Hofnung mehr blieb, zu dem von ihm beabsichteten Zwek zu gelangen; allein man weiß ja, daß die Hofnung trügerisch ist, und man kan es dem Hn. Baron verzeihen, daß er sich betrogen fand, da eine so grose Menge andrer, die dem Schauplaze der Handlung viel näher waren, sich durchaus blind in Ansehung der Folgen zeigten.

II Brief.

An Hn. von Vergennes.

2 April, 1775.

Ich sende Ihnen, mein Herr, die Depesche des Hn. von St. Priest zurük. Ich glaube nicht, daß das Haus Oestreich sein Intereſſe verſteht, indem es die Freiheit des Handels auf dem ſchwarzen Meere nicht fordern will; alle Schritte, die ſeit Kabinet ſein einiger Zeit thut, ſind eben ſo dunkel als falſch. Ich glaube, daß es wegen ſeiner neuen Uſurpationen in der Moldau verlegen iſt, und daß es nicht weiß, wie es ſich ſelbige ſoll zuerkennen machen: der ruſſiſche Hof misbilligt ſie, und die Pforte wird nie darein willigen, ſie dem Kaiſer abzutreten. Ich glaube keineswegs an das neue Einverſtändniß unter dieſen theilenden Mächten; ich glaube vielmehr, daß ſie ſich unter einander beobachten, und immer eine der andern nicht traut. Die Nachricht des Hn. von — beſtärkt mich in meinem Gedanken. Was den Einfall betrift, den die Truppen des Kaiſers in das Venetianiſche gethan haben, ſo ſehe ich durchaus keinen Grund dazu; aber das Recht des Stärkern iſt immer das beſte: er bezeichnet völlig den ehrgeizigen und deſpotiſchen Charakter des Kaiſers, den er dem Baron von Breteuil nicht verhehlt hat. Er muß die Augen ſeiner Mutter gänzlich zu verblenden gewußt haben; denn alle ſeine Uſurpationen waren nicht nach ihrem Geſchmak, auch hatte ſie es Anfangs erklärt. Die Depeſche, welche Hr. Thugut erhielt, beweist wohl, daß Hr. von Kaunitz alles, was geſchieht, misbilligt, und gebundene Hände hatte. Sicherlich kommt das von Lascy her; wir haben in dieſem Augenblik weiter nichts zu thun, als ein Auge auf alles zu haben, und in Betref deſſen, was uns von Wien her zukommen wird, auf unſrer Hut zu ſeyn. Aber Hr. von St. Priest kan immerhin das Terrain zu Konſtantinopel in Betref der freien Schif-

fahrt auf dem schwarzen Meere prüfen. Ich müste mich sehr irren, wenn die drei Höfe nicht zugleich in Streit gerathen sollten; und wie leicht kan daraus ein Brand entstehen!

Ludwig.

Bemerkungen über den zwetten Brief.

Nach den Usurpationen Oestreichs in der Moldau, und den beständigen Vergrösserungs-Projekten, konnte man sich nicht wundern, wenn man diese Macht von der Pforte kühnweg die freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meere fordern sah; aber schwerer läßt sich's begreifen, warum Frankreich nicht das ausschliesliche Privilegium dazu für sich selbst nachgesucht hat. Der unermeßliche Vortheil, den es für seinen Handel und seine Verproviantirung daraus gezogen haben würde, war einleuchtend; die Verbindungen zwischen diesen zwei Reichen wären enger geworden, und sein Kabinet würde daselbst Mittel gefunden haben, sich mit seinem vollen Einflusse und Kraft den wohlbekannten Projekten Rußlands auf die europäische Türkei zu widersezen.

Obgleich der König noch nicht viele Erfahrung in der Regierungs-Kunst erworben hatte, so wuste er doch schon genug davon, um wahrzunehmen, daß, mittelst gewisser Einrichtungen, die Macht das Recht bestimmt; da, wie er mit einer Art von Ironie bemerkt, „das Recht des Stärkern immer das beste ist.“ Ludwig fühlte die Ungerechtigkeit dieser Usurpationen, gegen die er eifert; er beweinte, als Mensch, was er, als Fürst, nicht verhindern konnte. Es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß, wenn der amerikanische, und bald nachher der französische Revolutions-Krieg nicht dazwischen gekommen wäre, die drei Mächte, welche Polen unter sich theilten, nicht gar lange würden einig geblieben seyn. Die französische Revolution hat die Diplomatie der nordischen Kabinette gänzlich umgestürzt. Das Schikfal des

osmanischen Reichs ist noch unentschieden, und nicht leicht wird jemand den genauen Zeitpunkt seiner Auflösung zu bestimmen wagen: aber wenn es sich durch die wechselseitige Eifersucht der europäischen Mächte erhält, so möchten Freunde des Fortschreitens der Civilisation und der Verbreitung der Aufklärung vielleicht wünschen, daß sie dahin gelangen könnten, sich ein wenig besser unter einander zu verstehen.

Der Hr. Baron von Thugut erscheint hier von neuem auf der Schaubühne; und er zeigt sich hier nicht geneigt, die Vergrößerung des Hauses Oestreich zu begünstigen. Jeder Mensch ist gezwungen, seinem Verhängniß nachzugeben; der Herr Baron war, wie es scheint, zum Freunde Frankreichs gebohren; und, wollend oder nicht wollend, erfüllte er getreulich die Rolle, die das Schiksal ihm angewiesen hatte. Man behauptet, daß er sich von neuem dem Wiener Kabinet nähere: in solchem Falle müste dieser Hof noch nicht genug Niederlagen und Demüthigungen erlitten haben.

III Brief.

An Hn. von St. Germain.

(Ohne Datum.)

Mein Herr, die gleichförmige Art von Manöuvre für die gesammte französische Infanterie, die Sie mir vorgelegt haben, ist durchaus nothwendig. Sie haben dieselbe vorgeschlagen, und mit Vergnügen ertheile ich meine Beistimmung dazu. Sie wird zwar Widersprecher finden, aber sie muß den wahren Kriegskennern gefallen. Sie verlangen, in einer andern Denkschrift, daß für die Soldaten und Unter-Offiziere ein Mars-Orden gestiftet werde, dessen ehrenvolle Zeichen den Tapfern, die dieser Ehre würdig geachtet werden, auf dem Schlachtfelde ertheilt werden sollen. Mit Freuden nehme ich diese Idee an: der Franzose, der von

Natur leidenschaftlich für den Ruhm eingenommen ist, hat Gefühl für ehrenvolle Belohnungen. Der Mars-Orden würde ein mächtiger Sporn für ihn werden, um sich auszuzeichnen. So haben die Bayards, die Crillons, die Duguesclins Soldaten gebildet, und sie zum Siege geführt. Arbeiten Sie Ihr Projekt weiter aus; suchen Sie alle Mittel auf, Wetteifer zu erregen, Tapferkeit zu belohnen, die Ehre in's zu sezen: der französische Soldat ist es wohl werth, daß das Oberhaupt des Staats sich mit ihm beschäftige.

Ludwig.

Bemerkungen über den dritten Brief.

Kein Ereigniß veranlaßte zu dieser Zeit in Versailles mehr Erstaunen, als die Ernennung des Hn. von St. Germain zum Kriegs-Departement. Die Geschichte dieses Generals ist ziemlich sonderbar. Er nahm anfänglich die Kleidung eines Jesuiten an, und legte sie wieder ab, um als Lieutnant in Dienst zu treten. Eine EhrenSache zwang ihn, in jenen des Kurfürsten von der Pfalz überzugehen, den er verlies, um sich an den Kaiser Karl anzuschliessen, der ihm den Grad eines GeneralMajors ertheilte. Nach dem Tode dieses Fürsten trat er wieder mit dem Rang eines Marechal de Camp in französische Dienste, ward im Jahr 1748 GeneralLieutnant, und während des Friedens, der zu Aachen unterzeichnet wurde, Gouverneur von Flandern. Im Jahr 1760 bewog ihn ein Streit, den er mit dem Marschal von Broglio hatte, nach Dänemark zu gehen, wo ihn der König zum General ernannte, und ihm das Kommando aller seiner Truppen gab. Gezwungen, diese Stelle beim Tode des Königs niederzulegen, zog er sich in die Gegend von Worms zurük, und ließ sich endlich im Elsas nieder.

Man war über diese Ernennung um so mehr erstaunt,

da man seinen Namen nie unter den Candidaten des Ministeriums erblikt hatte. Man erzählt sie, in den Denkschriften jener Zeit, auf folgende Weise.

Hr. von Malesherbes, der sich in seinem Zimmer mit dem PolizeiLieutnant, Hn. Dubois, von den Angelegenheiten des Hofes unterhielt, sagte ihm, daß sich für das, eben damals erledigte, KriegsDepartement viele Bewerber fänden, und nannte ihm die HH. du Chatelet, von Breteuil, von Castries und de Vaux. Der ganze Hof, sezte er hinzu, ist in Bewegung: „wen würden Sie, mein Freund, wählen, wenn Sie an des Königs Stelle wären?“ Einen Mann, antwortete Hr. Dubois sofort, der nicht auf den Verzeichnissen steht, weil Tugend und Verdienst sich verborgen halten, den Hn. Grafen von St. Germain. „Sie haben Recht,“ rief der Minister, „das ist ein Mann von grosen Verdiensten, und der sich erhaben über Unglük und Ungerechtigkeiten zeigte; aber wir bauen hier Schlösser in die Luft; er hat keine Beschüzer. Ja, wenn ich Herr wäre!“ . . . . Hier endigte sich die Unterredung. Aber noch denselben Abend sprach er über die neue Wahl mit dem Hn. von Maurepas. „Während der König sich damit beschäftigt,“ sagte Hr. von Malesherbes, muß ich Ihnen den Gedanken eines meiner Freunde mittheilen; er glaubt, daß der König den Hn. von St. Germain zu dieser Stelle ernennen sollte. Ich gestehe, daß ich ihn für sehr fähig dazu halte; allein er ist abwesend, und er hat niemand, der für ihn spricht.“ „Niemand?“ erwiederte Hr. von Maurepas; „so wollen wir selbst seine Freunde seyn; er hat Talente, und abgesehen von seinen militairischen Kenntnissen, hat er mir mehrere Briefe voll treflicher Ideen geschrieben.“ Hr. von Maurepas begab sich sogleich zum Könige, und gab ihm Nachricht von der Unterredung, die er mit dem Hn. von Malesherbes gehabt hatte. Der König entschied sich sogleich zu Gunsten

des Hn. von St. Germain, empfahl das gröſte Geheimniß, ſchrieb ihm einen Brief, und befahl den beiden Miniſtern, ſelbigen auf der Stelle durch eine vertraute Perſon nach dem Elſas abzuſchiken. Man fand jemanden, der dem General in allen Vorfallenheiten ſeines Lebens zur Seite geweſen war. Als er bei ihm ankam, fand er dieſen neuen Cincinnatus eben beſchäftigt, einen Birnbaum zu pflanzen. Hr. von St. Germain erkannte ihn ſogleich. „Sind Sie es?“ ſagte er ihm; „was in aller Welt hat Sie in meine Einſiedelei geführt?“ Eine Sache von Wichtigkeit, antwortete ihm dieſer; aber pflanzen Sie erſt vollends Ihren Baum, dann wollen wir mit einander auf Ihr Zimmer gehen. „Reden Sie doch immer, ich habe noch Zeit genug zum pflanzen.“ Ich komme, ſagte ihm nun der Fremde, auf Befehl Sr. Majeſtät. „Wie! hat man den König von neuem gegen einen ſeiner treueſten Diener eingenommen, der nichts bedauert, als daß er ihm nicht mehr nüzlich ſeyn kan? Muß ich dann den Kelch bis auf die Hefen austrinken?“ Dieſer, mein Herr Graf, wird eben nicht bitter ſeyn; hier iſt die Depeſche; leſe Sie ſelbige .... Hr. von St. Germain küßte den Brief mit Entzüken, und ſtammelte einige Ausdrüke des Danks. „Wer hat Se. Majeſtät veranlaßt, an mich zu denken?“ Der Bote ſagte ihm, er wäre befehligt, in ihn zu dringen, daß er ſich augenbliklich auf die Reiſe machen möchte. „Wie aber? ich habe weder Kleidung noch Equipage, um am Hofe zu erſcheinen.“ „Wie Sie auch immer ſeyn mögen, werden Sie willkommen ſeyn; fort!“

Wir können keine nähern Umſtände in Betref des Mars-Ordens, der den Gegenſtand von des Königs Briefe ausmacht, angeben, da die Denkſchriften jener Zeit keine Erwähnung davon thun. Es ſcheint, daß Ludwig im damaligen Augenblik für die Errichtung dieſes militairiſchen Adels, zum Muth und Tugend zu belohnen, enthuſiaſtiſch eingenommen war, und daß der Miniſter denſelben wahr-

scheinlich, als ein Gegengewicht, jenem gewöhnlichen Adel, der seine Auszeichnungen nicht auf so zufällige Eigenschaften gründet, entgegensezen wollte. Da man von dieser Einrichtung weiter nichts weiß, als was wir in dem Briefe des Königs davon finden, so kan man mit Grunde annehmen, daß es den Hofschranzen gelang, ihn einer so romanhaften Neuerung entsagen zu machen.

IV Brief.

An Hn. von Malesherbes.

Versailles, 17 April 1776.

Ich habe Ihnen, mein lieber Malesherbes, in unsrer lezten Unterredung nicht all das Leidwesen äussern können, welches Ihr fester Entschluß, Ihr Ministerium niederzulegen, mir verursachte: jezt, da ich diesen Gegenstand etwas reiflicher erwogen habe, will ich Ihnen mein Herz öffnen, und ich bringe meine Gedanken zu Papier, damit sie meinem Gedächtniß nicht entfallen mögen.

Da ich mit Menschen umgeben bin, die ein Interesse dabei haben, meine Grundsäze irrezuführen, zu verhindern, daß die öffentliche Meinung nicht bis zu mir gelange, so ist es für die Wohlfahrt meiner Regierung von der höchsten Wichtigkeit, daß meine Augen von Zeit zu Zeit mit froher Beruhigung auf einigen weisen Männern von meiner Wahl ruhen, die ich die Freunde meines Herzens nennen könne, und die mich von meinen Irrthümern benachrichtigen, ehe sie noch Einfluß auf das Schikſal von vierundzwanzig Millionen Menschen haben.

Sie sind, nebst dem weisen Maurepas und dem unerschrokenen Turgot, der Mann in meinem Königreiche, der die meisten Ansprüche auf mein Vertrauen hat, und man muß unsre gemeinschaftliche Feinde nicht glauben machen,

daß

daß Sie auf dem Punkte stünden, dasselbe zu verlieren, während Sie es nie mehr als gerade jezt verdient haben. Als Maurepas mir Ihren Namen als einen von denen nannte, die am meisten dazu gemacht wären, meinen Entwürfen von Wohlthätigkeit Gewicht zu geben, so studirte ich im Stillen Ihr öffentliches und Privat-Leben, und ich sah, daß ich vielleicht glüklicher seyn würde, Ihnen eine grose Stelle anzubieten, als Sie, dieselbe anzunehmen.

Meine **Cour des aides** war, ehe Sie erster Presidենt derselben wurden, eine ziemlich schlecht organisirte Gesellschaft, die sich von den Finanziers besolden ließ, über die sie die Aufsicht führen sollte. Nie widersprach sie einem Controleur, wenn er ihr gehässige Bursal-Edicte vorlegte: Sie, mein lieber Malesherbes, kamen, Sie reinigten dieses Corps von den Mitgliedern, die es entehrten, und seiner ursprünglichen Anordnung gemäs, ward es die Zuflucht des Dürftigen und des Unterdrükten.

Die Natur hatte Ihnen eine Bürger-Seele gegeben, und Sie haben selbige Ihrer Cour des aides eingehaucht; wenigstens urtheile ich so davon nach den kräftigen Vorstellungen, die Sie ihr dictirten, und die ich in meiner auserlesenen HandBibliothek zwischen den Catilinarien des Cicero und den Philippiken des Demosthenes aufgestellt habe; ich bin noch nicht ganz überzeugt, ob es nüzlich ist, so philosophische Maximen mitten in eine monarchische Verfassung hinzuschleudern, die so viele Misvergnügte zu erschüttern ein Interesse haben; aber Ihre Vorstellungen athmeten Gemeinwohl; sie klärten mich über Unordnungen auf, die mein Hof und meine Minister sich verschwuren, mir zu verbergen; und nur aus diesem Gesichtspunkte habe ich sie betrachtet; denn, troz einiger Grundsäze, die meine Beistimmung nicht haben konnten, beklatschte ich in meinem Innern Ihren Muth, und ich fühlte, daß Sie ein Recht auf meine Dankbarkeit hätten.

Unsre Unterredungen, bei welchen Maurepas als dritter Mann war, um uns beide zu beurtheilen, vermehrten meine Achtung gegen Sie, und ich gab Ihnen das durch die Dimission des la Vrilliere erledigte Departement meines Hauses: Sie bedachten sich lange, ob Sie an meinem Hofe eine Luft athmen wollten, die der rührenden Einfachheit Ihrer Sitten nur wenig gemäs war; aber Turgot machte Ihnen bemerklich, daß er, ohne Sie, nicht auf die Dauer Gutes wirken könnte: er bestimmte Sie, und ich schäzte ihn deshalb noch mehr.

Sie fiengen Ihr Ministerium mit einem Nachdruk an, der meinen Grundsäzen nicht zuwider war: man beklagte sich über die Lettres de cachet, über welche Ihr Vorgänger nach dem Belieben seiner Günstlinge verfügte, und Sie weigerten sich, Gebrauch davon zu machen. Die Bastille strozte von Gefangenen, die, nach mehrjähriger Verhaftung, zuweilen nicht einmal ihre Verbrechen kannten; und Sie sezten wieder alle in Freiheit, denen man sonst nichts vorwarf, als daß sie diesen vielbegünstigten Herren misfallen hatten, und alle Schuldigen, die zu hart bestraft worden waren.

Sie haben im militairischen Theile meines Hauses nüzliche Reformen unternommen, aber viele Leute schöpften Besorgnisse; ich muste fürchten, daß das Misvergnügen Unruhen, jenen der Ligue und der Fronde ähnlich, nach sich ziehen möchte; und da sah ich mich genöthigt, den meinem Herzen so theuren Augenblik, wo ich, nach Verbannung eines eiteln Pomps, kein andres Haus als die mich umgebenden rechtschaffenen Männer von Ihrer Art, und zur Leibwache die Herzen der Franzosen haben werde, auf glüklichere Zeiten zu verschieben.

In dieser stürmichen Lage, mein lieber Malesherbes, fordern Sie ihren Abschied: nein, ich werde Ihnen denselben nicht bewilligen Sie sind allzu nothwendig für meinen Dienst; und wenn Sie diesen Brief ganz gelesen haben wer-

den, so kenne ich Ihre gefühlvolle Seele zu gut, um nicht zu glauben, daß Sie von jener Forderung abstehen werden.

Uiberdem ist es nicht schiklich, daß Sie gerade in dem Augenblik, wo Sie genöthigt sind, den Umständen nachzugeben, Ihre Dimission nehmen. Der Hof würde glauben, Sie wären in Ungnade gefallen, und dis Wort muß nie vernommen werden, wenn es einen so achtungswürdigen Mann wie Sie gilt.

Ich erwarte Sie morgen bei Maurepas; zählen Sie auf meine Achtung und Freundschaft.

Ludwig.

Bemerkungen über den vierten Brief.

Hr. von Malesherbes ist so erhaben über alle Lobsprüche, daß man sich keinem Tadel auszusezen befürchten darf, wenn man ihm dergleichen ertheilt. Dieser berühmte Mann war, als dieser Brief geschrieben wurde, seit neun Monaten Staats-Secretair, in welcher Stelle er den Herzog de la Brilliere im Jul. des vorhergehenden Jahrs abgelöst hatte. Unter Ludwig XV hatte er eine, in mehreren civilisirten Ländern unbekannte, Stelle bekleidet; er war nemlich Director des Buchhandels, oder, wie man es übersezen könnte, Aufseher der Presse in Frankreich. Es scheint, daß er dieses Amt zur allgemeinen Zufriedenheit aller derer, über welche er die Aufsicht zu führen angewiesen war, versah; und der Censor der Meinungen hatte den Titel eines Freundes der Freiheit und eines Beschüzer aller aufgeklärten Männer verdient.

Es scheint sogar, daß Hr. von Malesherbes nicht blos der Beschüzer der Philosophie und der Litteratur war, sondern daß noch ein Heroism höherer Art ihn in seinen Amtsverrichtungen leitete, und ihn das Tribunal der Justiz und jenes der Wissenschaften völlig auf gleiche Linie stellen

machte, indem er die Entscheidungen des leztern als Gesetze ansah. Unter seiner Administration sah man jene furchtbare Macht, genannt öffentliche Meinung, sich erheben, die nicht blos bestimmt war, dem Despotism Schranken zu sezen, sondern die ihn sogar einst zu Boden stürzen und vernichten sollte.

Wenn man über die schnellen und unwiderstehbaren Wirkungen dieser Macht nachdenkt, so hat man nur allzu viele Gründe, zu glauben, daß die berühmten und tugendhaften Männer, welche dieselbe erschufen, und welche nachher auf eine so grausame Art das Schikfal des Sokrates theilten, so wie sie sich mit so vielem Rechte seinem Ruhme beigesellt hatten, als Schlachtopfer einer geheimen und überdachten Rache fielen, welche unsichtbar, aber sicher, die blinden Werkzeuge leitete, deren sie sich bediente, um ihre frevelhaften Absichten zu befriedigen, und zu gleicher Zeit die Freiheit verabscheuen zu machen. Wenn man einen schmerzvollen Blik auf das allzuzahlreiche Verzeichniß der Unglüklichen wirft, die so grausam im Namen des trauernden Vaterlands hingeopfert wurden; wenn man auf demselben die mitRecht verehrten Namen der Malesherbes, der Bailly, der Rabaut St. Etienne, der Condorcet findet; wenn man alle die bluttriefenden Blätter fast ganz angefüllt mit den Namen derer sieht, die mit ihnen, oder wie sie, zu den Fortschritten der Aufklärung, zum Sturze aller Tyranneien, zur Wiederherstellung der unverjährbaren Rechte der Menschheit mitgewirkt hatten; wenn man die anhaltende Beharrlichkeit in den zwar indirekten, aber darum nicht minder wesentlichen Anstrengungen beobachtet, welche die ehemaligen Herren der Welt nicht zu machen aufhören, um sich wieder einer Herrschaft, die ihnen so glüklich entrissen worden war, zu bemächtigen, — so muß man sich nothwendig in einer Idee bestärkt fühlen, welche die treue Geschichte vollends rechtfertigen wird, indem sie einst jene

verborgenen Kniffe, jenen tiefen Machiavelism aufdeken wird, den man in einemfort in's Spiel sezte, um die Gemüther irrezuführen, um sie gegen eine gesunde Philosophie zu empören, und nicht nur deren wohlthätige Plane unter die Traumbilder verweisen, sondern sie auch noch wie die Straf=geisseln der Welt und die wesentlichsten Feinde des Glükes und der Tugend, die dasselbe allein gewähren, und ihm Dauer geben kan, betrachten zu machen. Es ist zu wünschen, daß ihre Freunde, ihre Vertheidiger keine Gelegenheit verlieren mögen, diese Wahrheit in das hellste Licht zu stellen, und auf solche Art die Natur und die Vernunft gegen die verläumderischen und grundverderblichen Anschwärzungen der Vorurtheile, des Irthums und der Treulosigkeit zu rechtfertigen.

Hr. von Malesherbes war ein Schüler, oder vielmehr ein Apostel der Lehre von der Perfectibilität des menschlichen Geistes; einer Lehre, welche damals die berühmtesten und aufgeklärtesten Männer unter ihren Anhängern zählte; und diese sanfte, trostvolle Theorie, und die starke und thätige Uiberzeugung, die sie in reinen Seelen, in gut organisirten Köpfen nothwendig hervorbringen muß, bestimmten die zahlreichen Reformen, welche in Frankreich beim Regierungs=Antritte Ludwig's XVI. in der Staatsverwaltung statt hatten. Dieser Fürst hatte zu viel natürliches Gefühl von der Gerechtigkeit, um nicht deren Nothwendigkeit einzusehen und anzuerkennen: aber unglücklicher Weise hatte er weder die erforderliche SeelenStärke um sie zu dirigiren, noch die nöthige Beharrlichkeit um sie durchzusezen. Auch sieht man den Hn. von Malesherbes gewissermassen nur auf der Schaubühne erscheinen, um uns seinen Verlust bedauern zu machen; indeß entdeckt man nicht die unmittelbaren Beweggründe, die ihn entschieden, einen so festen Entschluß zu fassen, wie der Anfang dieses Briefs uns zu erkennen gibt.

Nur mit dem grösten Widerwillen, und nach mehreren Besprechungen mit dem König, war es diesem Monarchen gelungen, ihn zu vermögen, daß er die Stelle eines Ministers annahm: und er hatte sich dabei, zu gleicher Zeit, gewisse Bedingungen vorbehalten. Allein diese Bedingungen waren nicht, wie es sonst bei dergleichen Gelegenheiten üblich ist, interessirte Bedingungen, die seinen persönlichen Vortheil bezielten; es waren Stipulationen des Wohlwollens und der mitleidigen Theilnahme am Schiksal der Unglüklichen. Ehe er sein Amt antrat, erhielt er von dem Könige die Zusicherung, daß er keine Lettres de cachet unterzeichnen würde, ausser diejenigen, die er ihm vorlegen würde; daß er nur solange im Amte bleiben sollte, als er es gut fände, und daß Se. Majestät sich auf keine Weise seinem Abtritt widersezen wollten.

Indem er das Ministerium annahm, hatte er den dringenden Bitten des Hn. Turgot nachgegeben, der damals ganz mit den Reformen beschäftigt war, die Ludwig begünstigte, was er auch als Monarch davon denken mochte. Hr. von Malesherbes glaubte damals an seine Aufrichtigkeit, und gab dieser Meinung öffentlich als einen der Hanpt Beweggründe seiner Annahme an. Es scheint jedoch, daß eine genauere Kenntniß ihn seine Meinung ändern machte, und daß er, da er den Sturm am Horizont heraufziehen sah, sich in Zeiten dagegen in Sicherheit stellen wollte. Er war Präsident der Cour des aides, als Ludwig XV. den Entschluß faßte, die Parlamente aufzuheben. Von welcher Art auch die Opposition dieser gerichtlichen Corporationen gegen die königliche Gewalt seyn mochte, so konnte die von Hn. von Malesherbes zur Abhilfe dagegen vorgeschlagene Zusammenberufung der General-Stände sie eben nicht vermindern. Er hatte vollkommen Recht, da er bemerkte, daß Gerichtshöfe nur unvollkommene Organe des öffentlichen Willens wären; aber die bei den Generalständen zugelassene National-

Repräsentation konnte der willkührlichen Gewalt keine grose Stüze darbieten. Die Geschichte der franzöſiſchen Revolution hat bewieſen, wie verderblich der Plan des Hn. von Malesherbes ihr ward, als er zwanzig Jahre nachher in Ausführung gebracht wurde. Seine ſtrenge und fleckenloſe Rechtſchaffenheit als Adminiſtrator, und ſeine grosen Kenntniſſe als Finanzier ſind es, von welchen der König, bei dieſer Gelegenheit, mit ſo vielem Lobe ſpricht. "Die Natur," ſagt ihm der König, "gab Ihnen eine Bürger = Seele." Dieſer Ausdruk macht dem Monarchen Ehre, der ſich deſſelben bedient hat, und noch mehr dem tugendhaften Manne, an den er gerichtet iſt. Der König zeigt viel Beurtheilungskraft, als König, in der Kritik, die er über die in den Vorſtellungen des Miniſtes verbreiteten philoſophiſchen Maximen macht. Er verhehlt ihm nicht, daß er ſeine demokratiſchen und antikatholiſchen Grundſäze kenne; aber er ſagt ihm zu gleicher Zeit, daß er einen billigen Unterſchied zu machen wiſſe zwiſchen dem aufrichtigen Freunde ſeines Vaterlands, und dem geheimen Feinde des Altars, und vielleicht ſelbſt auch nur lauen Anhänger des Thrones.

Unter allen Theilen der ihm anvertrauten Adminiſtration beſchäftigte keiner den Hn. von Malesherbes mehr, als die Vernichtung der Misbräuche der Lettres de cachet. Er bemerkte dem Könige in einer Denkſchrift, die er ihm vorlegte, daß die meiſten Gefangenen in der Baſtille und in Vincennes ſeit länger als fünfzehn Jahren dort eingekerkert wären, und daß der Verluſt ihres Verſtandes, den dieſe lange Einſperrung verurſacht hätte, es unmöglich machte, ſie der Geſellſchaft wiederzugeben. Man kann ſich nicht leicht das Entſezen vorſtellen, welches eine ſolche Entdekung hervorbringen muſte; aber weniger noch der Anblik dieſer unglüklichen Schlachtopfer, als die Gewalt eben dergleichen zu machen, regte dieſe Gefühle auf. „Kalter Schauer durchlief mich," ruft dieſer menſchliche und wohlthätige Miniſter aus, „als ich beim

Eintritt in's Ministerium, in meinem Bureau mit einem einzigen Secretair dasaß, unumschränkter Herr, willkürlich und ohne Appellation so schreckliche Urtheile auszusprechen."

Dieser ganze Brief, der dem Herausgeber durch Hn. von Malesherbes mitgetheilt wurde, stellt den König aus dem interessantesten und ehrenvollsten Gesichtspunkte dar. Er scheint ein heiliges Bündniß mit tugendhaften und aufgeklärten Männern gegen alle diejenigen errichten zu wollen, die ihn umgaben, und die er als dabei interessirt schildert, ihn zu betrügen und ihm die Wahrheit zu verbergen. Er spricht von Maurepas Weisheit und von Turgot's Unerschrockenheit, als ob er diese Tugenden eben so sehr schäzte, wie diese so seltne Männer, bei welchen er sie gefunden; und man würde unedel handeln, wenn man an der Redlichkeit dieser Gesinnungen in dem Augenblik, wo er sie mit so viel Stärke ausdrükt, zweifeln wollte. Unstreitig fühlte er damals ihren ganzen Einfluß. Die Jugend ist das Alter der Offenherzigkeit: der König sprach zu dieser Zeit wie er dachte; aber die Jugend ist auch das Alter der Unbeständigkeit, und dieser Fehler war bei Ludwig XVI. constitutionell. Die, welche ihn der Heuchelei in diesem Alter beschuldigen, kennen das menschliche Herz sehr wenig; und eben so unrichtig würde man die unbiegsame Beharrlichkeit des Hn. von Malesherbes auf dem von ihm gefaßten Entschlusse seine Stelle niederzulegen, troz der zuneigungsvollen Ausdrüke, womit der König seinen Brief schliest, zu bestehen, irgend einem andern Beweggrunde beimessen, als der Gewißheit, die er von dem nahen Triumphe der Feinde von jeder Reform, und wahrscheinlich von jener sich allmählig entwikelnden Stimmung hatte, über welche Ludwig sich ohne Zweifel selbst täuschte, und die ihn in die Hände von eben den Menschen liefern sollte, die er seinem Minister als seine gefährlichsten Feinde darstellt.

Wir haben einige flüchtige Bemerkungen über drei von den Miniſtern gemacht, welche um dieſe Zeit die Adminiſtration ausmachten, die unter der Leitung des Hn. Grafen von Maurepas ſtand, welchen man als den Mentor des jungen Monarchen anſah, und auch wirklich ſo nannte.

Ludwig XVI. hatte den Hn. von Maurepas, zur oberſten Leitung der Angelegenheiten berufen, nach einem Exil von fünf und zwanzig Jahren, unter der Regierung ſeines Großvaters Ludwig's XV. Dieſer Fürſt, der nur erſt an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen, und mitten in denſelben geſtorben war, hatte alle Laſter ſeines Vorgängers geerbt, ohne auch nur Eine von den wenigen Tugenden, welche dieſen auszeichneten. Ob er gleich nur mit wenigem Talent zum Regieren begabt, und in den zügelloſeſten Genüſſen verſunken war, ſo hatte er doch, indem er die Maximen befolgte, die er von Ludwig XIV. erhalten hatte, das Mittel gefunden, die Nation in eben dem Zuſtande von bürgerlicher und politiſcher Unterjochung hinzuhalten, in welchem er ſie gefunden hatte. Alter und Ausſchweifung ſchwächten noch das bisgen Fähigkeit, das er hatte; und die allgemeine StaatsVerwaltung fiel ganz in die Hände ſeiner Miniſter, welche den ſyſtematiſchen Deſpotism ihres Gebieters ſorgfältig befolgten, und ſogar noch vervollkommneten. Maupeou und Terray waren es, welche am ſtärkſten die philoſophiſchen Meinungen bekämpften, die ſich damals in Frankreich zu äuſſern anfiengen, und welche die Urſache derſelben, ſo wie die, die ſelbige begünſtigten, ſtreng dafür beſtraften. Ihr lezter Gewaltſtreich waren die Aufhebung der Parlamente, deren, obgleich beſchränkte, Privilegien doch noch ein Damm gegen die willkürliche Gewalt waren, und es verhinderten, daß die Monarchie nicht in eine völlig unbändige Tyranney verwandelt wurde. Die Zurükberufung der verbannten Gerichtshöfe, und die Ungnade, in welche die Miniſter des verſtorbenen Königs fielen, waren die erſten Handlungen des

Grafen von Maurepas. Der Abschied, den Maupeou, Terray und ihre Collegen erhielten, und deren Ersezung durch Hn. Turgot und Hn. von Malesherbes, brachten eine gänzliche Revolution in der innern Verwaltung Frankreichs hervor; und die nun völlig entschiedene Ungnade des Herzogs von Choiseul versezte der östreichischen Partei, welche die Königin begünstigte, und welche in dem Kabinet von Versailles vielen Einfluß zu gewinnen anfieng, einen schweren Stoß. Welches auch die Denkungsart des Hn. von Maurepas seyn mochte, so ist es gewiß, daß kein Minister mit mehr Wirksamkeit daran gearbeitet hat, jene systematische Tyrannei zu vernichten, welche bis dahin auf Frankreich gelastet hatte. Sein persönlicher Haß gegen die Minister Ludwig XV. erklärt zwar hinlänglich deren Verabschiedung und die Annahme verschiedener Maasregeln. Allein obgleich die Zurükberufung der Parlamente nothwendig war, um sein Ansehen zu begründen, indem sie jedoch jenes der Krone schwächte, so könnte doch die Wahl, die er von den HH. Turgot und Malesherbes machte, deren Grundsätze, Absichten und Charakter er gut kannte, Anlaß geben, zu glauben, daß er, als er ihnen die Verwaltung des Staats vertraute, durch ehrenvollere Beweggründe, als den Wunsch sich zu rächen, geleitet worden sey, und daß er, troz jenes unbegreiflichen Leichtsinnes, den man ihm vielleicht nicht ohne Ursache vorgeworfen hat, selbst mehrere von den Veränderungen, die in der Regierung bewerkstelliget wurden, gewünscht habe. Wenn diese berühmten Männer weiter nichts als die Werkzeuge seines Ehrgeizes waren, um sich in seiner Stelle, und den König in Abhängigkeit von sich zu erhalten, so ist es nicht sowohl sein Leichtsinn, als seine Verwegenheit, die man unbegreiflich finden muß.

V. Brief.

An Hn. Turgot.

15. April 1776.

Ihre wohlthätige Administration, mein lieber Turgot, machte Ihnen Ehre, und sie erhält den Beifall aller Franzosen. Ihre grose und weise Plane, das Gute, das Sie stiften, die Dienste, die Sie mir leisten, können nicht vergessen werden: sie sind in mein Gedächtniß, und mehr noch in mein Herz eingeprägt. Möge dieser Brief für Sie ein Zeugniß von der Zufriedenheit Ihres Königs und Ihres Freundes seyn. Fahren Sie fort, das Glück der Franzosen zu machen, nnd Sie werden jenes eines Königs machen, der nichts anders seyn will, als der Vater seiner Unterthanen. Ich habe Ihre Denkschrift gelesen; sie ist voll weiser und nüzlicher Vüen; aber ich befürchte, dies möchte nur noch der Traum eines rechtschaffenen Mannes seyn. Wir werden sie zusammen näher erwägen, und vielleicht werden wir durch dieses Mittel vielen Uibeln abhelfen und nüzliche Veränderungen herbeiführen können.

Ludwig.

Bemerkungen über den fünften Brief.

Der Name des Hn. Turgot ist so allbekannt geworden, und sein Betragen als Minister hat einen so grosen Einfluß auf das Schiksal der franzdsischen Nation gehabt, daß es beinahe überflüssig ist, in die nähern Umstände seiner persönlichen Geschichte, oder jener seiner Administration, einzugehen. Von dem Augenblike an, wo dieser berühmte Mann zu der Stelle eines General-Controleurs oder Finanz-Ministers ernannt wurde, kann man die Epoche der franzdsischen Revolution datiren. Denn obschon dieses merkwürdige Ereigniß in der That erst nach Verfluß von fünfzehn Jahren

statt hatte, so haben doch die Grundsäze der Administration, die er einführte, die Reformen, die er bewerkstelligte, und die noch viel grösern, die er vorhatte, an seinen Namen die Ehre oder den Tadel festgeknüpft, daß er der Vater der französischen Revolution sey.

Turgot war von seiner Familie für die Kirche bestimmt worden. Er wurde, dem zufolge, im Seminarium von St. Sulpice erzogeu, und ward Prior der Sorbonne. Schon damals machte er sich durch eine äusserst beredte Rede bekannt, welche er über die Nüzlichkeit der christlichen Religion hielt. „Die Moral der Heiden," sagte er darin, „bestand blos in der Kunst, Bürger von einer besondern Nation, oder Philosophen, die sich durch die Vorzüglichkeit ihrer Gebote vor jenen ihrer Zeitgenossen auszeichneten, zu bilden; die christliche Religion hingegen, hat Pflichten und Verbindlichkeiten zur Grundlage, macht aus dem Menschen ein neues Geschöpf, lehrt und schüzt die Gleichheit der Rechte, verdammt und bekämpft die häusliche oder Feudal-Sklaverei, und hat durch die sanfte Milde ihrer Gebote dazu beigetragen, jenen unruhigen und stürmischen Geist zu mäßigen, der die alten Völker der Welt charakterisirte."

Diese Bemerkungen enthalten zwar nichts Neues; aber die Meinung eines so aufgeklärten Mannes, wie Turgot, über einen so wichtigen Gegenstand, verdient öfters wiederholt zu werden. Hätten die philosophischen Reformatoren unsers Jahrhunderts Meinungen geäussert oder bekannt gemacht, die so vernünftig wie diese ihres Lehrers gewesen wären, so würden wir ohne Zweifel nicht einige von den Wirkungen der französischen Revolution zu beklagen haben.

Hr. Turgot suchte bald nachher eine Lehre aufzustellen, welche eine viel bessere Aufnahme fand; die vom beständigen Fortschreiten des menschlichen Geistes zur Vollkommenheit, oder was man die Lehre von der Perfectibilität nennt. In diesem Werke, das noch nicht im Druk erschienen ist, betrach-

tet er gewisse Ereignisse in ihrer Beziehung auf diese Vervollkommnung, und macht die Schnelligkeit ihres Einflusses bemerklich. Die amerikanische Revolution, deren glorreichen Erfolgs und fester Begründung sich erfreuen zu können er noch lange genug lebte, ist eines dieser Ereignisse. Er schöpfte daraus Hofnungen, die auf dem Punkte zu stehen scheinen, unter der Administration des weisen Präsidenten, der jezt dieses unermeßliche und wichtige Land regiert, sich zu verwirklichen.

Dies System der Perfectibilität war in dem Geiste des Hn. von Turgot nicht blos Hypothese oder eine eitle Theorie; es war ein Grundsaz, der ihn beständig in allen seinen Handlungen leitete; und die Generalität von Limoges, wovon er fünfzehn oder zwanzig Jahre hindurch Intendant war, hatte das Glük, in ihm das Phänomen eines Administrators zu sehen, der sich's zur Pflicht machte, jene fiscalischen Drangsale, die seine Vorgänger oder seine Collegen immer weiter ausdehnen zu müssen glaubten, und die sie noch drükender zu machen, sich oft zum Verdienst rechneten, zu mässigen oder zu mildern. Nie publizirte er ein unterdrükendes Edict oder Declaration. Ob er gleich blos ein Mandator war, der den Auftrag hatte, die Geseze zu vollziehen, so weigerte er sich doch stets, dabei mitzuwirken, wenn sie ihm dieses Resultat zu haben schienen; und eine dieser Weigerungen war es, durch die er dem Könige bekannt wurde. Es war gebräuchlich, wenn man die Intendanten nach der Provinz schikte, sie dem Conseil mitbeywohnen zu lassen, wo sie ihre Instructionen empfiengen. Die, welche Abbé Terray dem Hn. Turgot gab, enthielten Befehle zum Einzuge neuer Auflagen, denen er sich standhaft widersezte, indem er den König bat, lieber seine Dimission anzunehmen, als sich seiner wie eines Werkzeuges zu bedienen, seine Unterthanen, die ohnehin schon zu sehr gedrükt wären, vollends zu Grunde zu richten. Der König antwortete nicht ein Wort; aber kurze Zeit darauf wurde

Hr. Turgot zum Ministerium des Seewesens ernannt, von welchem er, an Terray's Stelle, zur General-Controlle der Finanzen übergieng.

Hr. Turgot nahm diesen wichtigen Posten nur mit vieler Schwierigkeit, und nur unter verschiedenen Bedingungen an, wovon die hauptsächlichsten waren: die strengste Oekonomie; kein Bankerot; keine neuen Auflagen, und keine Anleihen. Er erklärte, in einer Denkschrift, die Beweggründe dieser Bedingungen, die zu einfach und zu einleuchtend waren, als daß es nöthig wäre, sie hier anzuführen. Beim Antritte seines Amtes fand er sein Departement, wie man sich leicht vorstellen kan, in der gröfsten Unordnung; die Ausgaben überstiegen um Vieles die Einnahmen; man hatte ungeheure Anticipationen gemacht, und es war noch ein beträchtlicher Rückstand. Seine erste grose Operation war, die Freiheit des Getraidehandels im Innern einzuführen. Diese Maasregel belebte wieder ganz Frankreich, und ward von jedermann gebilligt, nur nicht von denen, die ein Interesse dabei hatten, sie zu bekämpfen und sich ihr zu widersezen. Ihr Widerstand war heftig; und unter die furchtbarsten Gegner des Hn. Turgot zählte man einen nachher berühmt gewordenen Mann, Hn. Necker, der zu dieser Zeit Bankier zu Paris war, und dessen Opposition die Denkschriften aus jener Epoche nicht sowohl wie die Folge einer Verschiedenheit in den Meinungen, als wie das Resultat des Aergers schildern, zu sehen. daß in den Planen von Reformen, auf die er selbst gedacht hatte, ein andrer ihm zuvorgekommen wäre. „Er weinte," sagt Turgot's Bruder, „wie Alexander, als er von den Eroberungen seines Vaters hörte; Eroberungen, die er gerne selbst gemacht hätte." Durch gleiches Gefühl angespornt, grif Hr. Necker diese Plane an, welche Frankreichs Wiedergeburt und seine theuersten Interessen, seinen Handel und seine Finanzen, zum Zwek hatten. Seine Flugschrift

erschien im nämlichen Augenblik, wo jener berüchtigte Aufstand, den die Feinde des Ministers erregt hatten, ausbrach.

Die grose Grundlage der Operationen des Hn. Turgot war jenes System, welches allgemein unter dem Namen des Systems der Dekonomisten bekannt ist, und in der Verbesserung der Grundstücke, und in der Vermehrung ihres Ertrags besteht, auf welchen die Haupteinkünfte des Staats gelegt werden sollten. Diese Auflage, unter dem Namen Grundsteuer, macht jezt ohngefähr die Hälfte des Einkommens der französischen Republik aus. Um dies System einzuführen, sah er sich genöthigt, Maasregeln zu gebrauchen, welche die Interessen mehrerer mächtigen Personen verlezten; aber da er bei dieser Reform eine für die Nation, und besonders für den Armen vortheilhafte Uneigennüzigkeit zeigte, so hatte sie den lebhaftesten Enthusiasm zur Folge, und erwarb ihm den ehrenvollen Beinamen des tugendhaften, den er seitdem immer beibehalten hat.

Mit dieser Stüze, unternahm Hr. Turgot die gänzliche Umschaffung Frankreichs. Jede Reform, die er machte oder die er vorschlug, zog ihm einen Schwarm von Feinden zu. Er mußte das erwarten; unmöglich konnte er das Schiksal des Volks verbessern, ohne die Privilegien und die Macht der Grosen anzugreifen; und man konnte sie deren nicht leicht berauben, ohne ihr Geschrei und ihren Haß gegen sich zu erregen. Er sezte ihnen die Segnungen der Unglüklichen entgegen, die er erleichterte oder bereicherte; und der Beifall des Königs hielt ihn gegen die Lästerungen und Drohungen des Hofes aufrecht. Es scheint sogar, daß er nicht unempfindlich für die Huldigung war, welche ihm die Musen durch den Philosophen von Ferney darbrachten.

Voltaire, der seine Feder so oft für alles, was Reichthum oder Macht besaß, entweiht hatte, wollte ohne Zweifel seine Niederträchtigkeit wieder gut machen, indem er am

Ende seines Lebens die Tugend sang. Er richtete an Hn. Turgot folgende Verse:

On m'accuse d'avoir chanté
Maupeou, Terray . . . à ma patrie
Odieux pour l'éternité:
Alors je pris la liberté
D'abuser de la poésie;
I'employai le pinceau brillant
De l'art et de la Flatterie
Mais aujourd'hui lorsque je crie,
Presque du bord du monument
Où je vais déposer ma vie:
Que mon pays a son Titus,
Son Sully, son second Turenne;
Que les beaux-arts, et les vertus
Annoncent sa gloire prochaine:
Mes accens n'en imposent plus,
Et j'ai pris ma voix naturelle.
C'est pour le coup que tout est bien;
Et le poète au vrai fidèle
N'est plus qu'un simple historien.

Der Beifall des Hn. von Voltaire würde indeß nichts Ausserordentliches von Seiten des Ministers beweisen, weil der Dichter sein Lob stets an Männer, die hohe Stellen bekleideten, verschwendet hatte. Allein man versichert, daß Hr. Turgot noch nähere Ansprüche auf dessen Huldigung hatte, wegen einer grosen Reform, mit welcher er sich trug, und welcher dieser philosophische Schriftsteller den größten Theil seiner Arbeiten und seines Lebens gewidmet hatte.

Man behauptet, daß, obschon Hr. Turgot einst Profession davon gemacht, an die Wahrheiten des Christenthums zu glauben, er doch in seinem vorgerükten Alter in den Skeptizism gefallen sey. Diese antireligiösen Gesinnungen schienen nicht nur an einem Staatsminister, sondern mehr noch an einem Finanzminister, der mit ökonomistischen Ideen behaftet

haftet war, der Geistlichkeit gefährlich. Man hätte diese strafbare Kezerei noch ertragen können, wenn sie sich auf speculative Meinungen beschränkt hätte; aber die Besorgniß für die Sicherheit der Kirche und des Staats ward allgemein, wenigstens unter der Geistlichkeit, als sie von dem ökonomischen Project sprechen hörte, den gewöhnlichen Ort der Krönungs-Feier der Könige von Rheims nach Paris zu verlegen; das heilige Oelfläschgen, das eine Taube vom Himmel herabgebracht hatte, fortzuschaffen; in dem Krönungs-Eide einige Ausdrüke, die mehr zum Vortheil der Priester als der Laien waren, abzuändern, und das Versprechen, die Kezer zu vertilgen, daraus wegzulassen.

Alltägliche Beobachter, ja vielleicht selbst auch denkendere Köpfe bemerken nicht auf den ersten Blik, was für eine Verbindung zwischen Finanzoperationen und Neuerungen in Glaubenssachen statt finden kan. Die Geistlichkeit, die durch Erziehung und durch Uibung gewohnt ist, tiefere Betrachtungen anzustellen und viel weiter zu sehen als andere Menschen, und die, folglich, bei weitem mehr Scharfblik hat, um Kezerei zu entdeken und zu erkennen, bemerkte sofort die enge Verbindung, die zwischen der Taube von Rheims, der Taufe Chlodwig's, und mehrern andern für die Kirche und für die gerechte Aufrechthaltung ihrer Würde wichtigen Dingen statt hätte. Sie sah ein, daß dieser Geist des Rechnens, der sich schon im Voraus auf die ökonomischen Details einer entfernten Feierlichkeit erstrekte, vielleicht in der Zwischenzeit bei den Pfründen, den Abteien, den Prioreien, den Zehnten, den unermeßlichen Waldungen, den weitläuftigen Domainen, die sie besaß, verweilen; und daß, in Erwartung der Reform von Rheims, welche dem Staat so viele unnüze Kosten ersparen sollte, der Minister vielleicht seinen Zeitvertreib daran finden könnte, auch die Vortheile zu berechnen, welche das Volk aus einigen ökonomischen Experimenten an den reichen Kirchengütern haben könnte. Als natürlicher Wächter dieser

Güter, hatte der Clerus ohne Zweifel Grund zu den Gegenvorstellungen, die er um diese Zeit machte, und von denen wir vielleicht in der Folge umständlicher zu sprechen Gelegenheit haben werden.

Gewiß gab es mehrere Mitglieder dieses Korps, die von der Taube von Rheims und von der Taufe Chlodwig's eben so dachten, wie Hr. Turgot, Hr. von Malesherbes und zu jener Zeit selbst Ludwig XVI. davon dachten; aber dies waren Unglaubige, Abtrünnige, die sich unter die Fahne der Philosophie gestellt hatten. Waren die andern nicht eben so gewissenhaft, so waren sie wenigstens klüger; sie raisonnirten wie der Senator Crassus, von welchem Titus Livius spricht, der denen von seiner Kaste ihre Gleichgiltigkeit gegen das wichtige Piken der heiligen Hühner vorwarf, dessen nüzliche Beobachtung ausschlieslich den Patriziern zugehörte, und die Republik zur höchsten Stufe von Gröse erhoben hatte.

Es würde überflüssig seyn, hier länger bei den Reformen des Hn. Turgot zu verweilen, da sie auf so vielerlei Arten ins Licht gestellt, und durch die Revolution ganz und gar verwirklicht wurden. Der Brief des Königs ist um so merkwürdiger, da wir daraus die wahren Gesinnungen kennen lernen, die er, um diese Zeit, sowohl von Hn. Turgot als von dessen Operationen hatte. Wir wissen nicht, von welcher Denkschrift der Königs hier eigentlich spricht. Es scheint blos, daß sie auf irgend ein, von dem Minister vorgeschlagenes, groses Reform-Projekt Bezug hatte. So lange der König auf eben dieser Denkungsart beharrte, verdiente er allerdings den Beinamen des Titus, den Voltaire ihm gegeben hatte; allein der folgende Brief zeigt uns, welches das Schikksal des neuen Sully war.

VI Brief.

An Hn. von Malesherbes.

Versailles, 7. Mai 1776.

Turgot, mein lieber Malesherbes, taugt nicht mehr für die Stelle, die er bekleidet; er ist zu eigensinnig, selbst im Guten, das er zu thun glaubt. Der Despotism ist, wie ich sehe, zu nichts gut, sollte er auch ein groses Volk zwingen, glüklich zu seyn. Das Parlament, der Adel, vornehmlich Maurepas, der mich wahrhaft liebt, fordern seinen Abschied, und ich habe ihn so eben unterzeichnet; ich sehe nicht, warum diese Handlung der Strenge, welche für die öffentliche Ruhe nothwendig ist, Ihre Dimission nach sich ziehen sollte: Sie haben Turgot's Talente, aber nicht das Rauhe seines Charakters; Sie sind duldsam, ohne schwach zu seyn, und das Gute, welches Sie heute nicht zu thun hoffen können, haben Sie die Klugheit auf morgen zu verschieben.

Bleiben Sie im Ministerium, mein lieber Malesherbes; Ihre Freimüthigkeit ist mir noch nöthig, und Sie sind sie Ihrem Freunde schuldig, wenn Sie sie nicht Ihrem Könige schuldig sind.

Ludwig.

Bemerkungen über den sechsten Brief.

Hr. Turgot war jezt an das Ende seiner ministeriellen Laufbahn gelangt. Es war ihm gelungen, sich bei allen Reformen, die er vorgeschlagen hatte, Feinde zu machen; und da er, ausser seinem Gewissen und der Geradheit seiner Absichten, keine andere Stüze hatte, als die Billigung des Königs, so mußte er natürlich fallen, sobald diese Stüze ihm entgieng.

Zwei oder drei Tage, bevor der König seinen Abschied unterzeichnete, bemerkte Hr. Turgot dem Monarchen, daß dieses Ereigniß nicht entfernt seyn könnte. Er hatte ihm in einigen vorhergehenden Briefen seine Denkungsart in dieser Hinsicht zu wissen gethan; und überzeugt von der Ungewißheit einer Stelle, welche lediglich von der Gunst des Königs und von dessen Beharrlichkeit abhieng, hatte er ihm mit einer Art von prophetischer Strenge bemerkt, daß das Schikfal schwacher Fürsten jenem Karl's I. von England oder Karl's IX. von Frankreich gleichen müste.

Der König macht seinen Entschluß dem Hn. von Malesherbes bekannt. Er wendet sich an den Freund und Collegen des Ministers, dem er seine Gnade entziehen will, um diesen anzuklagen. „Turgot,, sagte er ihm, „ist,, ... Was denn? Ein herrschsüchtiger, nachlässiger, verschwenderischer Minister? ... Nein.,, Er ist zu eigensinnig in dem Guten, das er wirken will.,, Zu gerecht, zu unbiegsam..... Welch ein Minister! Welch eine Anklage! .... „Der Despotism,, sagt der König, „ist zu nichts gut, sollte er auch das Volk zwingen, glüklich zu seyn.,, Dieser Gedanke ist, an sich, richtig; er ist sogar erhaben, wenn er aus dem Munde eines mächtigen Monarchen kommt; aber die nachfolgende Phrase enthält den Commentar dazu, und die Entschuldigung des Ministers.

„Das Parlament, der Adel, vornemlich Maurepas, der mich liebt, verlangen seinen Abschied, und ich habe ihn unterzeichnet.,, Das sind also die Vergehungen des Ministers. Er hatte seine Unbiegsamkeit im Guten, den Beifall aller weisen und tugendhaften Männer, die Segnungen eines ganzen grosen Volks für sich. Allein dieser Gegenstand ist zu ernsthaft, als daß man sich dabei blosen Declamationen überlassen sollte. Laßt uns, in einer authentischen Urkunde, jenes Heer von Feinden, welches der König ihm entgegenstellt, untersuchen: laßt uns seine Vertheidigung, nicht in

Apologien, die er selbst oder seine Freunde geschrieben, sondern in einer öffentlichen und feierlichen Acte des Monarchen Selbst lesen, welche die grosen Reformen, die Turgot projektirt hatte, bestättigt.

Diese Acte ist die Antwort des Königs auf die Gegenvorstellungen, welche ihm das Parlament in Betref der Registrirung der Edicte wegen Abschaffung der Gilden, der Frohnden und der Generalisirung der Steuer machte. Diese Antwort ward etwa sechs Wochen vor Hn. Turgot's Verabschiedung erlassen.

„Ich habe," sagt der König, „die Vorstellungen meines Parlaments mit groser Aufmerksamkeit geprüft; sie enthalten nichts, was nicht schon, ehe ich mich entschloß, meine Edicte und Declarationen an dasselbe zu erlassen, vorgesehen und reiflich überlegt worden wäre. Allein mein Parlament muste einsehen, daß alle diese Geseze zum Zwek hatten, den Uiberfluß in meiner guten Stadt Paris zu sichern, den Handel von seinem Zwange, der ihm nachtheilig war, zu befreien (Gilden), und für die Erleichterung derjenigen von meinen Unterthanen zu sorgen, die sich blos durch Arbeit nähren und am meisten der Dürftigkeit ausgesezt sind (Frohnden); meine Absicht ist nicht, die Stände untereinander zu werfen, noch den Adel meines Königreichs der Auszeichnungen zu berauben, die er sich durch seine Dienste erworben, deren er unter den Königen, meinen Vorfahren, sich immer zu erfreuen hatte, und die ich immer aufrecht erhalten werde. Es ist hier von keiner herabwürdigenden Taxe, sondern von einer blosen Steuer die Rede, zu welcher beizutragen Jeder sich zur Ehre rechnen muß, da ich selbst mit meinem Beispiel vorangegangen bin, indem ich nach Verhältniß meiner Domainen beitrage. Ich will gerne glauben, daß mein Parlament nur durch seinen Eifer geleitet wurde, und ich werde nie vermuthen, daß es sich von der mir schuldigen Unterwürfigkeit entfernen wolle; allein jezt, da ich ihm die Beweg-

gründe, die mich bei meinem Entschlusse zu verharren bestimmen, Selbst zu erklären geruhet habe, erwarte ich, daß es ungesäumt zur unbedingten Registrirung meiner Edicte und Declarationen schreiten werde. Es darf versichert seyn, daß, wenn ich in der Folge finden sollte, daß einige jener Verfügungen Inconvenienzen hätten, die ich nicht voraussehen konnte, meine Liebe für meine Völker mich vermögen würde, sogleich Abhilfe dagegen zu treffen.„

Das Parlament bestand auf seiner Weigerung, und der König hielt, wenige Tage nachher ein Machtgericht (lit de justice), in welchem er alle Edicte des Hn. Turgot registriren ließ. „Niemand liebt das Volk,“ sagte der König, „als ich und Hr. Turgot.„ Der Monarch handelte, in diesem Augenblik, nicht aus Enthusiasm; es war das Resultat eines ruhigen und überdachten Entschlusses. Das Parlament hatte Gegenvorstellungen gemacht; der Adel, die Hofschranzen, alle Kasten von Privilegirten aller Klassen, die Betitelten und die Reichen, waren gegen den Minister im Aufstand; der König hatte ihre Einwendungen abgewogen; er hatte den Zwek und die Wirkungen der Reformen des Hn. Turgot untersucht, und Er allein war dem Sturme mit dem Minister widerstanden. Dieser war Triumph jedoch nur von sehr kurzer Dauer. Der König, auf welchen Hr. Turgot sich stüzte, wurde zulezt untergraben. „Vornehmlich Maurepas, der mich wahrhaft liebt,“ sagt der König, „verlangt seinen Abschied.„

Wenn der Anfang der Administration dieses Ministers uns Anlaß gibt zu glauben, daß er es in Ansehung der Reformen, die er billigte, ob er gleich gemäßigtere Büen hatte als die andern Minister, die er dem Könige vorgeschlagen hatte, aufrichtig gemeint haben mochte, so scheint es doch, nach einer genauen Prüfung, daß Hr. von Maurepas weiter nichts als ein feinerer und gefährlicherer Höfling war, als die Fürsten gewöhnlich um sich haben. Zwei Jahre zu-

vor hatte er Maupeou und sein Parlament, welches dieser aus den niederträchtigsten und feigsten Creaturen der Krone zusammengesezt hatte, fortgejagt, und dagegen ein rebellisches Parlament und reformenliebende Minister eingesezt. Diese Werkzeuge waren ihm nothwendig, um seine Gewalt zu befestigen. Als er sich über den Monarchen die Herrschaft, nach der er strebte, erworben hatte, bedient er sich derselben, um diese Männer, in welchen er Nebenbuhler zu finden fürchtet, zu entfernen; und bestürzt über die schnellen Fortschritte, welche die liberalen und philosophischen Grundsäze auf den Geist des Königs gemacht hatten, zügelt er sofort einen so gefährlichen Hang, und mit solchem Gewichte, daß dieser Mentor, wie man ihn nannte, den Abschied des Ministers verlangt.

Den Abschied des Ministers verlangen! Zwar konnte man ihn von dem Monarchen entfernen; aber konnte man auch das Andenken seiner Tugenden, seiner wohlthätigen Handlungen, seiner grosen, edlen Absichten, jener glorreichen Unternehmung, die er entworfen hatte, einer ganzen Nation eine politische Existenz zu geben, aus dem Herzen der Völker tilgen? — Eitle Täuschung! Seine unsterbliche Grundsäze hatten tief Wurzel gefaßt! Man hatte vom Thron herab jene ewige Maxime verkündigen gehört, daß die Privilegien nur wie Staub in einer Waage sind, wenn sie den Interessen und der Glükseligkeit der Völker zuwider sind. Diese Lehre hatte einen Körper, ein Wesen, eine unzerstörbare, unvergängliche Form gewonnen. So verschieden von den eitlen Hypothesen eines Schwärmers, war in allen Planen des tugendhaften Turgot jenes allgemeine und praktische Wohlwollen, das vom Herzen kommt und zum Herzen geht. Seine grose Seele umfaßte sein ganzes Land, die ganze Welt. Es war die Liebe des menschlichen Geschlechts, die ihn durchglühte, ihn aufzehrte. Der Hof konnte Turgot in Ungnade fallen lassen, aber sein Vaterland wird seinem An-

denken stets die tiefke Verehrung weihen; und alle Völker, die ihre Blike auf seine Administration und auf seinen Einfluß richten werden, werden in ihm den Freund des menschlichen Geschlechts und den Wohlthäter der Welt ehren.

Es sind nur sehr wenige Jahre verflossen: die Parlamente, der Adel, Maurepas, der Monarch, nnd die Monarchie sind verschwunden. Was bleibt übrig? Das trostvolle Andenken von Turgot's Tugenden, und das unermeßliche, Ehrfurcht gebietende Denkmal, zu dem er den Grundstein legte, die grosen, die unsterblichen Grundsäze der französischen Revolution!

VII Brief.

An Hn. von Malesherb'es.

Versailles, 7 Mai 1776.

Ihr Eigensinn schmerzt mich äusserst, mein lieber Malesherbes. Sully verließ Heinrich IV. niemals, wenn dieser Fürst seiner Einsichten bedurfte. Sie sind, wenn ich es sagen darf, ein wenig Egoist in Ihrer Tugend.

Sie wollen ein für allemal Ihren Abschied, und ich verwillige Ihnen denselben. Reisen Sie denn, da es Ihnen Bedürfniß ist, andere Gegenden zu sehen als jene, die Sie vermissen wird, und die Sie glüklich machen konnten.

Nach Ihrer Zurükkunft besuchen Sie mich wie gewöhnlich, und unterhalten Sie mich mit derselben Vertraulichkeit: mein Gesicht wird in diesem Zeitpunkte so wenig verändert seyn wie mein Herz, und da wir nichts als Werthschäzung einer für den andern fühlen, so werden wir nicht nöthig haben, uns wieder auszusöhnen. Ludwig

Bemerkungen über den siebenten Brief.

Wenn je etwas der Unbeständigkeit und der Schwäche Ludwig's XVI. gleichen konnte, so war es die Simplizität, mit der er vorausseзte, daß Hr. von Malesherbes, nach

der Dimission des Hn. Turgot, im Ministerium bleiben könnte. Zu Ende des vorhergehenden Briefes bemüht sich der König, indem er das, was er eine „Handlung der Strenge“ gegen den Hn. Turgot nennt, zu beschönigen sucht, den Hn. von Malesherbes zurükzuhalten, indem er sagt, daß er alle Talente seines Freundes ohne das Rauhe seines Charakters besize, und mit Geduld den morgenden Tag erwarte, um das Gute zu bewirken, das er heute nicht durchsezen konnte. Allein Hr. von Malesherbes kannte allzugut das Ungewisse seiner Lage; er wußte überdem, daß er seine Stelle nicht mehr mit Ehren behalten könne, nach der Verdrängung seines Freundes, und nicht nur seines Freundes, sondern auch der Grundsäze, die ihn bisher geleitet hatten, und die das Band ihrer Vereinigung waren.

Hr. von Malesherbes zauderte nicht; seine Dimission folgte jener des Hn. Turgot unmittelbar nach: es erhellt aus diesem Briefe, daß der König in der Zwischenzeit, die nicht mehr als fünf Tage betrug, sehr in ihn gedrungen seyn muste, da er sein Beharren auf seiner Weigerung als Starrsinn behandelt. Der König sucht ihn durch schmeichelhafte Anspielungen zu gewinnen; er spricht ihm von Heinrich IV. und von Sully. Allein welche Aehnlichkeit auch zwischen den beiden Ministern statt haben mochte, so konnte doch Hr. von Malesherbes, gewiß nicht umhin, wenigstens in gewissen Rükſichten, einen unermeßlichen Abstand zwischen Ludwig XVI. und Heinrich dem Grosen zu finden. Er fühlte zugleich, daß, wenn er, wie der König es ihm vorwarf, ein wenig Egoiste in seiner Tugend wäre, er kein besseres Schikſal verdiente als sein Freund, welchen der König ihm als zu unbiegsam im Guten, das er zu thun glaubte, schilderte. Hr. von Malesherbes, troz alles seines Eifers für die Sache des Volks und jener persönlichen Anhänglichkeit für den König, deren Aufrichtigkeit sein nachheriges Betragen bewiesen hat, wollte sich nicht in den Augen seines Landes und

der Nachwelt entehren, indem er auf seinem Posten bliebe. Er hatte zu viel Ursache sich selbst zu achten, um es nicht als seiner unwürdig zu betrachten, einem ränkevollen und heuchlerischen Minister zum Werkzeuge zu dienen; und er weigerte sich, dem wiederholten in ihn Dringen des Königs nachzugeben. Hr. von Maurepas hatte ein so groses Uibergewicht beim Könige erlangt, daß der tugendhafte Malesherbes sich nicht schmeicheln konnte, daß er andern Rathschlägen, als jenen dieses Ministers, folgen würde, zumal nach dem unglüklichen Einfluß, den er in Betref seines ehemaligen Collegen ausgeübt hatte.

VIII Brief.

An Hn. von Maurepas.

(Ohne Datum.)

Man will die Verabschiedung des Hn. von St. Germain. Sie selbst, mein lieber Maurepas, beklagen sich über die Neuerungen und Reformen, die sein Eifer für meinen Dienst ihn zu machen veranlaßte. Ich war überzeugt, daß diese Reformen und diese Neuerungen nüzlich waren. In meinem Staatsrathe habe ich oft, mit Interesse, seine Denkschrifren vorlesen gehört; sie schienen mir von der Weisheit, von der Liebe zur Ordnung und Oekonomie eingegeben zu seyn. St. Germain gefiel mir, aber man verbündet sich gegen ihn; seine Feinde haben seinen Untergang geschworen. Ich bin gezwungen, ihn zu entfernen; aber ich gestehe Ihnen, daß seine Denkschrift den lebhaftesten Eindruk auf mich gemacht hat. Nur ungerne ernenne ich ihm einen Nachfolger: ich hätte vielleicht, in diesem Falle, meinem Conseil widerstehen sollen, allein ich muß, ob ich gleich König

bin, meine Meinung jener der Mehrheit nachsezen, und ich habe unterzeichnet.

Ludwig.

Bemerkungen über den achten Brief.

Wenn wir nicht schon hinlängliche Beweise von der Unbeständigkeit des Königs in seinen Entschlüssen, und der Schwäche seines Charakters hätten, so würde dieser Brief uns ein anderes auffallendes Beispiel davon liefern. Hr. von St. Germain war bei Ludwig XVI nicht nur persönlich beliebt; er scheint sogar ein Vergnügen zu finden, seine Lobrede zu halten, indem er ihn verabschiedet. Der Monarch war überzeugt, daß die Reformen, welche dieser Minister gemacht hatte oder machen wollte, nüzlich wären; daß seine Denkschriften durch die Weisheit, die Liebe zur Ordnung und Oekonomie eingegeben wären; sie hatten den lebhaftesten Eindruk auf seinen Geist gemacht; „aber," sezt er mit der grösten Simplizität hinzu, „seine Feinde haben seinen Untergang geschworen. Sie selbst, mein lieber Maurepas, haben sich über die Neuerungen und Reformen beklagt, die sein Eifer für meinen Dienst ihn zu machen veranlaßte."

Es war äusserst natürlich, daß die Feinde der Weisheit, der Liebe zur Ordnung und Oekonomie, den Untergang eines Ministers schwuren, der ein Reformator war; und es war zugleich sehr begreiflich, daß der arglistige Mentor dem grosen Einfluß, den dieser rechtschaffene Minister sich auf den Geist des jungen Monarchen erworben hatte, ein Ziel zu sezen wünschte. Sie folgten alle ihrem Instinct. Allein wenn man über die Geschichte dieser Verabschiedungen, deren geheime Ursachen die gegenwärtige Correspondenz uns aufdekt, nachdenkt, so kann man unmöglich anders, als das Schikſal des Königs beweinen, wenn man ihn, gleich der Medea, zwischen dem Guten und dem Bösen gestellt sieht, wie er das eine mit

allem, der Tugend eignen, Ehrgefühl und Redlichkeit würdigt, und obgleich bewafnet mit aller Macht, die nöthig ist, um es zu thun, unglüklicher Weise dem andern nachgiebt, und es gänzlich vollbringt. Und wenn die Seele sich über die Ränke der Höfe, und die Kleinheit der Menschen, die sich dort unaufhörlich umtreiben, erhebt; wie sollte man nicht über das Schikſal der Nationen seufzen, die solchen Ministern und solchen Fürsten preisgegeben sind? Der König ist überzeugt, wie er es seinem Günstlinge sagt, daß die Feinde des Hn. von St. Germain die Feinde der Plane sind, welche derselbe zum Wohl des Staats entworfen hatte: und wer reißt ihn denn von ihm weg? sind es jene durch ihre Vergeudungen und ihre Raubsucht bekannte Schurken, welche die Mehrheit seines Conseils bilden? Nein, es ist der rechtschaffene Mann, der auserwählte Minister, der seine ganze Zuneigung und seine ganze Achtung besizt und verdient. Ich glaube, daß es heutiges Tags allgemein anerkannt ist, daß die Reform-Plane des abgedankten Ministers nicht alle die Lobsprüche verdienen, die der König ihnen gab, und daß er bei Niederlegung seiner Stelle nicht jenen Adel des Charakters und jene Unabhängigkeit zeigte, die seine beiden andern Collegen auszeichneten. Aber der König war von ihrer Nüzlichkeit lebhaft gerührt, und sezte das gröste Vertrauen in seine Administration: da indeß der Minister das Vertrauen seines Conseils und seiner Höflinge verloren hatte, so sezte er ihn völlig auſſer Stand noch länger Gutes zu wirken.

Die Administration dieser drei Minister ist unstreitig die wichtigste Epoche der Regierung Ludwig XVI, bis auf den Augenblik, wo die Revolution eine noch merkwürdigere herbeiführte. Man kan sie als die Haupturſachen dieses grosen Ereignisses betrachten; und hätte der König, bei den guten Absichten, die er äuſſerte, die nöthige Festigkeit gehabt, so ist nicht zu zweifeln, daß die Reform der Misbräuche, und die stufenweise Einführung der bürgerlichen und politi-

tischen Freiheit, Frankreich von den meisten Drangsalen, die es so hart betrafen, und ihn selbst vor der schreklichen Katastrophe, die sein Leben endigte, bewahrt haben würden.

IX. Brief.

An Hn. von Forbonais.

16. Januar 1778.

Unter der Regierung der Könige, meiner Vorfahren, haben unglükliche und unvorgesehene Umstände die Staats-Schuld erzeugt; ich habe alle Mittel gesucht, um sie zu tilgen; ich habe Männer zu Rath gezogen, welche die Theorie mit der Praxis vereinigten; ich habe die Verwaltungs-Stellen, in diesem Zweige, den geschiktesten Finanziers anvertraut: sie haben mir keine andern Mittel dargeboten, als Anleihen, Auflagen, oder Bankerot; verderbliche Bank-Projekte oder betrügerische Handlungen. Den Staat zu Grund richten, oder das Volk quälen, das ist ihr ganzes Geheimnis! So zahlte nicht Sully die von dem guten Heinrich gemachten Schulden nach einem langen und blutigen Kriege ab, als die Verbrechen der Ligue, der Haß der Katholiken und das Mistrauen der Protestanten alles Vertrauen zu benehmen schienen; Sully beschränkte sich nicht auf seltsame Speculationen, er verachtete die systematischen Geister: blos in der Oekonomie fand er Hilfsquellen. Die Industrie erregen, den Akerbau beschüzen, den Handel aufmuntern; das war seine ganze Politik, das waren alle seine Hilfsquellen und alle seine Finanzkünste. Ich wundre mich nicht mehr, wenn mein Altvater, der Grose Heinrich, den mein Herz liebt und verehrt, durch die Dienste dieses treflichen Ministers sich das Herz der Franzosen gewann. Heinrich war angebetet, und doch wage ich Sie zu versichern, daß er keine zärtlichere Liebe für sein Volk haben konnte, als ich für alle mei-

ne Unterthanen hege. Hr. von Forbonais wird für mich der Sully aus Heinrich's Jahrhundert seyn. Seit vierzig Jahren haben Sie Aemter bekleidet, in welchen Ihre edle Uneigennüzigkeit Epoche machte; Sie haben bewiesen, daß Sie wahrhafte Kenntnisse besizen, daß Ihre Talente nichts von falschen Systemen entlehnt haben: wagen Sie, zu unternehmen und auszuführen; seyn Sie der Wohlthäter der Nation, der Lenker unsrer Finanzen, der Rathgeber Ihres Königs; retten Sie den Staat, nehmen Sie die Stelle an, deren Sie würdig sind.

Ludwig.

Bemerkungen über den neunten Brief.

Wie gut auch die Absichten des Königs, und wie aufrichtig seine Liebe zur Oekonomie seyn mochte, so ist es doch kein Wunder, wenn man ihn hier unruhig und verlegen sieht, nach der Verabschiedung der Minister, die sich jenem Strome von Verschwendung, der den Staat zu Grund gerichtet hatte, mit Erfolg widersezt, und das einzige Mittel gefunden hatten, Umständen abzuhelfen, die er so unrichtig, als unvorgesehen oder als Wirkung des Unglücks, angab. Er beklagt sich, daß man (Hr. Necker war damals Minister) Anleihen, Auflagen, Bankerot, als Heilmittel gebrauche. Eine von den Bedingungen des Hn. Turgot, bei seinem Eintritt in's Ministerium, war gewesen: keine Anleihe, keine neue Auflagen, kein Bankerot. Die Nachfolger des Hn. von Malesherbes und des Hn. Turgot, welche sahen, daß diese revolutionären Minister ihre Plane nicht hatten zur Vollziehung bringen können, kehrten wieder bescheidentlich zum alten Schlendrian zurük, und man sah nun wieder die Frohnden, die Compagnien, die Gilden, die Privilegien aller Art, und alle andern verderblichen Erfindungen, welche das fiscalische Gezüchte aussinnen kan, um die Völker arm zu machen und zu entkräften, in ihrem vollen Glanze erscheinen.

Doch muß man eine Ausnahme zu Gunsten des Hn. Necker's machen, der von den Gesinnungen seiner Vorgänger geerbt hatte, aber da er, wie seine übrigen Collegen, fand, daß es unmöglich wäre, sich ohne Anleihen oder ohne Auflagen zu behaupten, das erste von diesen beiden Uibeln gewählt zu haben schien, und so aus dem Staats-Schaz-Amte ein grosses Wechselhaus gemacht hatte.]

Es ist schwer, ganz bestimmt den Gegenstand der Besorglichkeiten des Königs, als er diesen Brief an Hn. von Forbonais schrieb, anzugeben; aber es scheint, er hatte wahrgenommen, daß, wenn die Minister, die er verabschiedet hatte, zu fest und zu starrsinnig in ihrem Willen, Gutes zu wirken, waren, das ganze Geheimniß der neuen darin bestand, den Staat zu untergraben und das Volk zu unterdrüken: Welches auch immer dasjenige seiner Collegen seyn mochte, so wird die Geschichte doch dem Hn. Necker die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, anzuerkennen, daß es nicht seines war.

Es scheint, daß der König in dieser Hinsicht in einem grosen Irrthum stand, und daß er das Gegenmittel für das Uibel nahm. Weder Anleihen noch Auflagen waren eigentlich dieses Uibel, sondern die Schuld, welche jene nothwendig machte; und diese war so wenig unvorgesehen, daß man sie vielmehr stets vor Augen hatte.

Dis war der Zwek des ehrlichen und hellsehenden Turgot's gewesen, als er die strengste Oekonomie in allen Theilen der Administration einführte. Dieser Minister mußte die Vergeudungen aller Art bekämpfen, den tollen Ausgaben der Königin und der Brüder des Königs einen Zaum anlegen, den öffentlichen Schatz aus den Händen der Günstlinge reissen; mit einem Worte, der Cerberus des Staats seyn. Dis war zwar allerdings kein sehr galantes Mittel, die erschöpften Finanzen wieder herzustellen; aber es war das einzige wirksame Mittel, das übrig war.

Auch muß der König sich geirret haben, wenn er versichert, daß er das Finanz-Departement den geschiktesten Männern anvertraut habe, da, nach seinem eignen Geständniß, alle ihre Plane nur auf Ruin und Unterdrückung abzielten. Als er den Hn. von Forbonais bat und beschwur, sein Sully zu seyn, hatte der Monarch nicht über den unermeßlichen Abstand nachgedacht, der zwischen ihm und Heinrich IV. war. Jeder ehrliche und unparteyische Mann wird ihm indeß die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche er in der von ihm gemachten Parallele anspricht, und man kan es ihm sogar auf sein Wort glauben, daß seine Absichten eben so rein waren, wie die des Ersten unter den Bourbonen: aber die Reinheit allein ist eine unfruchtbare Eigenschaft; ihm fehlte jenes thätige Wohlwollen, das den Grosen Heinrich beseelte, und das ihn so glorreich von dem Troß der Könige, die vor ihm hergiengen oder auf ihn folgten. auszeichnete. Ihm fehlte jene Beharrlichkeit, jene durch nichts aus der Fassung zu bringende Festigkeit im Vollziehen, die bei Abschaffung von Misbräuchen so wesentlich und so wirksam ist. Die kleine Anzahl von Briefen, die wir hier durchlaufen haben, beweist schon hinlänglich, daß er keines der für die Lage, worin er sich befand, und für die schwere Unternehmung, die er sich vorgesezt hatte, nöthigen Talente besaß.

X. Brief.

An den Herzog von Charost.

16. Mai 1778.

Mein Vetter, Sie bringen Ihr Leben damit zu, nüzliche Anstalten zu stiften; Ihre Fürsorge ist nicht nur den Künsten geweiht, sie kommt auch denen, die sich damit beschäftigen, entgegen: Sie beweisen so, durch Ihre Handlungen, daß Sie

jene

jene ritterhafte Liebe geerbt haben, welche der gute Sully für alle Franzosen hatte. Wie Sie, mein Vetter, muntre ich gerne die Unglüklichen auf; daher will ich in der Zeichnungs-Schule zwei Pläze stiften, welche ich für junge Leute, die entschiedene Anlagen zeigen werden, bestimme: es wird Ihnen freistehen, mir diejenigen zu nennen, die vor andern würdig sind, zum Concurs zugelassen zu werden.

Ich erneuere Ihnen, mein Vetter, mit grosem Vergnügen, die Gesinnungen der Werthschäzung, die ich für Sie hege.

Ludwig.

Bemerkungen über den zehnten Brief.

Dieser Brief gereicht zu gleicher Zeit zum Lobe dessen, der ihn schrieb, und dessen, an den er gerichtet ist; und ob er gleich weiter nichts als ein Kompliment für den Herzog von Charost enthält, so verräth er doch einen Hang zum wahren Wohlwollen, der dem Monarchen Ehre macht. Der Name Sully kommt in seiner Privat-Correspondenz so oft vor, daß man wohl sieht, daß dis der Mann war, der ihn in der Geschichte seines Landes am meisten interessirt hatte; der Mann, den er am meisten studirt hatte, und mit dem er sich am liebsten beschäftigte. Mitten im Kampfe der Factionen, in der Zerstörung und Verwirrung, welche Parteien verursachen, verweilt die Seele mit Vergnügen auf Zwischenfällen von dieser Art, und der natürliche Wunsch entsteht, daß der, der einen solchen Brief schreiben konnte, von dem Schiksal zu der Art von Beschäftigungen bestimmt gewesen seyn möchte, die er mit so vielem Rechte lobt.

XI. Brief.

Schreiben des Hn. Necker's an Ludwig XVI. womit er ihm sein Werk über die Finanz-Verwaltung, 1782, übersandte.

Sire,

Mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit nehme ich mir die Freiheit, Eurer Majestät ein Werk vorzulegen, mit welchem ich mich seit meinem Abtritt vom Amt beschäftigte: als ich es unternahm, wuste ich nicht, ob ich es jemals bekannt machen würde, aber nachdem es vollendet war, haben grose Beweggründe meine Unschlüssigkeit bestimmt. Ich bitte Eure Majestät, nicht eher ein Urtheil über dieses Werk zu fällen, als nachdem Sie dasselbe ganz gelesen haben werden: nur in Ihre ruhige und überlegene Art Menschen und Sachen zu beurtheilen, seze ich mein Vertrauen; denn ich habe keine Freunde um Sie her zurückgelassen, wiewohl es mir sehr leicht gewesen seyn würde, mir dergleichen zu machen. Von allem entfernt, und nach nichts mehr strebend, flöst nur ein reines und der grosen Eigenschaften Eurer Majestät würdiges Gefühl mir den heissen Wunsch ein, Ihren Beifall zu erhalten; und mit einem von Ihrer unbegränzten Güte durchdrungenen Herzen wage ich, wenigstens um Ihre Nachsicht zu bitten. Ich lege Eurer Majestät die tiefen Gefühle der Liebe und der Ehrfurcht für Ihre Person zu Füssen, die mich bis in's Grab begleiten werden, und die sich mit allen jenen vereinigen, womit ich bin

Eurer Majestät

unterthänigster und gehorsamster Diener,

Necker.

Anmerkung. Der König nahm sowohl den Brief des Hn. Necker als dessen Werk nicht gut auf. Er schrieb bei dieser Gelegenheit folgenden Brief an Hn. von Vergennes.

XII Brief.

. . . . 1782.

Sie erhalten im Anschlusse das Werk, welches ich blos durchlaufen, und wo ich hie und da einige Anmerkungen, doch ohne Zusammenhang, beigesezt habe. In jedem Falle scheint es mir, daß, wenn er die bestmöglichen Absichten gehabt hätte, er das Werk im Manuscript seinem Nachfolger zugestellt haben würde, statt es in's Publikum zu senden; aber er wollte seiner Partei Nahrung geben, und da er meine Absichten voraussah, so kam er zuvor, indem er die Gebräuche, welche die Publikation gestatten, umgieng. Sie werden aus seinem Briefe sehen, daß er den Geschäfte scheuen spielt; er wird von der Wirkung dessen, den er wegen seiner Dimission schrieb, benachrichtigt worden seyn.

Ludwig.

XIII Brief.

An Hn. von Vergennes.

23 Mai, 1783.

Ich weiß nicht, ob ich eine Indiscretion begehe; aber mein Vertrauen in Sie veranlaßt mich, Ihnen nichts zu verbergen. Hr. Dangivilliers hat mir das Billet geschikt, ohne mir zu sagen, ob es mit meinem Gutheißen geschah oder nicht; wahr ist es, daß die Königin wegen der üblen Gesundheits-Umstände des Hn. Necker mich gebeten hat, daß derselbe auf einige Zeit in die Nähe von Paris kommen dürfte, um sich mit Aerzten zu besprechen: ich habe es zugestanden, unter der Bedingung, daß er nicht nach Paris kommen, und nur ganz wenige Personen sehen sollte. Ich muß Ihnen beken-

nen, daß, ehe sie mich darum bat, sie mich gefragt hatte, ob nicht bald eine Finanz-Operation vorwäre; und sie sagte mir, daß sie diese Bitte nicht an mich gethan haben würde, wenn eine solche hätte statthaben sollen: überhaupt schien sie mir, wie ich es ohnehin wuste, der Person des Hn. Necker sehr wenig zugethan. Ich gestehe Ihnen, daß, da ich mich dabei diesen Winter übel benommen hatte, die Gelegenheit nicht mehr dieselbe war, und daß ich nur sehr wenig Unterschied zwischen einer nicht entfernten Provinz und einem Landhause sehe, Lyon war vielleicht wegen der Geldmäkler gewählt; ich glaubte, daß, wenn ich Gleichgiltigkeit in Ansehung seiner Person zeigte, dieses ihm weniger Celebrität geben würde. Darum will ich jedoch ihn und seine Freunde nicht aus dem Gesichte verlieren; ich ließ, nachdem die Königin mich um die Erlaubniß gebeten hatte, den Hn. von Castries zu mir rufen; ich sagte ihm, was ich der Königin gesagt hatte, und sezte hinzu, er sollte sich erinnern, daß ich, vor zwei Jahren, beim Abgehen des Hn. d'Ormeisson ihm förmlich erklärt hatte, daß weder Hr. Necker noch seine Freunde daran denken sollten, daß er je wieder in seine Stelle kommen würde; daß, wenn Hr. Necker sich ruhig hielte, und seine Freunde nicht von ihm sprechen machten, ich ihn ruhig lassen würde; aber daß, wenn in Beziehung auf ihn Gerüchte entstünden, und Dinge, die den Operationen der Regierung nachtheilig wären, geschähen, ich Selbst mich für angegriffen halten, und ihn nach Genf zurükschiken würde, von wo aus er nie nach Frankreich kommen sollte. Ich überlasse es Ihrer Klugheit, hiervon was Sie wollen dem General-Controleur mitzutheilen; ich wollte nächsten Donnerstag selbst mit ihm darüber sprechen, aber es würde vielleicht zu spät seyn. Ich habe auf seine Discretion in Betref der darin enthaltenen Particularitäten gezählt: er kan sagen, daß die Person des Hn. Necker ihm gleichgiltig sey, und daß er, da er auf meine gütigen Gesinnungen, so wie auf jene der Königin zähle, nichts fürchte; aber vor allen Dingen muß er

seine wahren oder falschen Freunde wohl zu unterscheiden wissen. So lange er sich mit nichts als der öffentlichen Sache beschäftigt, kan er ruhig seyn. Ich kan diesen Brief nicht schliessen, ohne Sie zu erinnern, daß der (20) (16) Mai vorbei ist; ich hoffe, daß noch mehrere so wie dieser vorbeigehen werden.

Ludwig.

Bemerkungen über den eilften, zwölften und dreizehnten Brief.

Da diese drei Briefe bereits mit sehr langen Commentarien bekannt gemacht worden sind, so ist es unnöthig, hier noch neue beizufügen. Die Administration des Hn. Necker nimmt einen so grosen Theil der Regierung Ludwigs XVI, ein, daß fast eben so viele Bände erfordert würden, als dieser berühmte Minister geschrieben hat, um alles zu enthalten, was man über diesen Gegenstand sagen könnte.

Diese Briefe beweisen, daß Hr. Necker eine wirkliche und imposante Stärke erlangt hatte, da ihn selbige gegen die vereinigten Anstrengungen des Kabinets von Versailles aufrecht erhielt, und dem Könige Festigkeit genug gab, um dem einstimmigen Wunsche seines Conseils zu widerstehen, welches unaufhörlich in ihn drang, als Despot zu handeln, und von der ganzen Gewalt, mit der er bekleidet war, Gebrauch zu machen.

XIV Brief.

An Hn. von Vergennes.

. . . . 1783.

Ich sende Ihnen, mit den gewöhnlichen Interceptionen, die spanischen Depeschen zurük, die Sie mir zugeschikt ha-

ben. Wir versahen uns wohl der üblen Laune des spanischen Ministeriums, wenn es sehen würde, daß wir die Ereignisse, die statthaben sollten, besser als es vorausgesehen haben; aber traurig ist es, daß bis zum Nachtheil der Sache ausschlägt. Hr. von Aranda ist sehr indiscret, daß er uns unter seiner üblen Laune gegen sein Land will leiden machen: ich billige das Projekt des Hn. Montmorin, daß Sie unmittelbar an Hrn. Florida Blanca schreiben; Sie dürfen den Brief nur entwerfen, den Sie in einem Comité vorlesen werden, wo wir die nöthigen Bestimmungen über die weiteren Operationen treffen werden.

Ich habe die Königin gesehen, nachdem sie mit Ihnen gesprochen hatte. Es schien mir, daß das Gefühl der so gegründeten Unruhe wegen des Kriegs, der jeden Augenblik zwischen zwei Rivalen, die einander so nahe sind, ausbrechen könnte, sie tief ergriffen habe; sie sprach mir auch davon, daß Sie nichts gethan hätten, um demselben vorzubeugen. Ich habe ihr zu beweisen gesucht, daß Sie gethan haben, was Sie konnten, und daß wir bereit wären, alle freundschaftlichen Schritte zu thun, welche der Wiener Hof uns an die Hand geben könnte; allein zu gleicher Zeit habe ich ihr auch nicht verhehlt, wie wenigen Grund ich für die Erwerbungen des Hauses Oestreich sähe, und daß wir keineswegs verbunden wären, demselben beizustehen, um sie zu behaupten; überdem habe ich sie sehr versichert, daß der König von Preussen uns nicht würde von der Allianz abwendig machen können, und daß man das Betragen eines Alliirten misbilligen könnte, ohne mit ihm zu brechen. Sie hatte von dem Kaiser und der Kaiserin, so wie auch von Hn. von Mercy, gar wenig erhalten. Alles dis ist zu Ihrer Instruction, damit Sie die nemliche Sprache führen können. Ich glaube wohl, wie Sie, daß man keine Schritte thun muß, welche der Usurpation des Wiener Hofes eine San-

ction geben würden, und ich sehe keine Inconvenienz bei dem, was Sie dem Hn. von Mercy gesagt haben.

Ludwig.

Bemerkungen über den vierzehnten Brief.

Dieser Brief, der ebenfalls schon bekannt gemacht worden ist, bezieht sich auf die im Jahr 1783 zwischen dem Versailler Kabinet und dem Hause Oestreich errichtete Allianz, und auf Joseph's II. Projekte auf Baiern, nach dem Tractat, der zu dieser Epoche statthatte. Man hat ihn insofern als sehr wichtig betrachtet, da er mehrere Facta enthält, die damals nicht bekannt waren: dieser Brief zeigt, was der König selbst von dem Betragen seines Alliirten dachte, und stellt ein treues Gemählde der politischen Verhältnisse Frankreichs mit dem Wiener Hofe dar. Aber was am meisten auffällt, ist der grose Einfluß, den die Königin damals im Kabinet hatte. Zehn Jahre eines beständigen Kampfes zwischen dieser Fürstin und ihrem Gemahl waren verflossen; und ihre leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihr Haus hatte sich noch nicht vermindert. Sehr merkwürdig ist das geheime Verständniß zwischen dem Monarchen und dem Minister, und die Sorgfalt, mit der sie verabreden, daß sie ihr etwas gleichförmiges sagen wollen.

Diese Umstände, die, zu ihrer Zeit, einen beträchtlichen, obgleich untergeordneten Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs hatten, sind der Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers werth.

XV Brief.

An Hn. von Malesherbes.

Versailles, 13 Dec. 1786.

Ich liebe und schäze die Männer, mein lieber Malesherbes, die durch nüzliche Werke beweisen, daß sie einen klugen Gebrauch von ihren Einsichten machen; aber nie werde ich durch eine besondre Wohlthat Produkte aufmuntern, welche auf allgemeine Entsittlichung abzweken. Voltaire, Rousseau, Diderot und ihres gleichen, die einen Augenblik meine Bewunderung hatten, aber die ich seitdem würdigen lernte, haben die Jugend verdorben, die im Taumel liest, und die zahlreichste Klasse von Menschen, die ohne Nachdenken lesen. Allerdings, mein lieber Malesherbes, erweitert die Preßfreiheit den Kreis der menschlichen Kenntnisse; allerdings ist es zu wünschen, daß die Gelehrten ihre Gedanken, ohne die Zustimmung irgend einer Censur, mögen äussern können: allein die Menschen überschreiten immer so sehr den Punkt, bei welchem die Klugheit sie zurükhalten sollte, daß nicht nur eine strenge Polizei für die Bücher, sondern auch eine tägliche Aufsicht in Ansehung derer, die angewiesen sind, sie zu untersuchen, nöthig ist, damit die schlechten Bücher so wenig Publizität, wie möglich, haben mögen. Ich weiß, alle Inquisition ist verhaßt; aber man muß die Frechheit zügeln; denn sonst würden die Religion und die Sitten bald ihre Gewalt, und die königliche Macht jene Ehrfurcht verlieren, womit sie stets umgeben seyn muß. Unsre neuern Philosophen haben die Wohlthaten der Freiheit nur darum so hochgepriesen, um desto geschikter, den Saamen von Aufruhr in die Gemüther zu streuen. Laßt uns auf der Hut seyn; wir werden uns vielleicht einst etwas zu viel Nachsicht gegen die Philosophen und ihre Meinungen vorzuwerfen haben. Ich fürchte, daß sie die Jugend verführen, und dieser Generation, die sie in Schuz nimmt,

viele Unruhen vorbereiten. Die Vorstellungen der Geistlichkeit sind, zum Theil, gegründet; ich kan deren Vorsicht nicht anders als loben. Sie haben in meinem Namen, in der Versammlung der Geistlichkeit, versprochen, die schlechten und die gottlosen Bücher zu verfolgen. Wir wollen unser Versprechen halten, da die allzukühne Philosophie des Jahrhunderts einen gefährlichen Nachgedanken hat, die Jugend verdirbt, und darauf abzwekt, alles zu zerrütten und zu entzweien.

Ludwig.

Bemerkungen über den fünfzehnten Brief.

Unter allen denen, die in der franzdsischen Revolution eine ausgezeichnete Rolle gespielt haben, sind nur wenige, welche die allgemeine Achtung und Verehrung in gleichem Grade verdienen, wie Hr. von Malesherbes. Die Dienste des Hn. Turgot, wie hervorstechend sie auch waren, hörten gewissermassen mit seiner Administration auf. Hr. von Malesherbes hingegen, ob er sich gleich seit langer Zeit von den Kabinetsgeschäften zurükgezogen hatte, hörte nie auf, dem Könige Rath und Belehrungen zu ertheilen.

Dieser Brief an Hn. von Malesherbes scheint eine Antwort auf die Vorstellungen zu seyn, welche dieser Minister in Betref einiger von der Regierung getroffenen strengen Maasregeln gegen die philosophischen Schriftsteller jener Zeit gemacht hatte. Er ist, in mehrern Hinsichten, höchst interessant; der Monarch äussert sich darin mit vieler Offenheit über die Verbreitung der liberalsten Ideen, betreffend die bürgerliche und religiöse Freiheit; er macht mehrere sehr richtige Bemerkungen über die Misbräuche, welche diese unschäzbare Vorrechte damals veranlaßten. Es erhellt daraus, daß der König eine Zeitlang einer von den Bewunderern der Werke Voltaire's,

Rousseau's, Diderot's und einiger andern Schriftsteller von dieser Schule gewesen war. Aber wer kan ihn vernünftiger Weise tadeln, daß er den klugen Vorsaz gefaßt hatte, nicht mehr Produkte zu begünstigen, die er als verderblich und alle Moralität zerstörend ansah?

Die Apologisten dieser Schriftsteller sagen uns, daß sie sich der Waffen bedient hätten, welche ihnen die wirksamsten geschienen, um mit Erfolg den Despotism und den Aberglauben zu bekämpfen, und daß, nach der Maxime des römischen Dichters, die Hohnlache ein mächtigeres und sichreres Mittel wäre, als ernsthafte und förmliche Widerlegung.

Wir gestehen gerne, daß es Vorurtheile gibt, die in dem menschlichen Geiste so tief eingewurzelt sind, daß es vielleicht unmöglich ist, sie zu zerstören, ohne von allen Hilfsmitteln, welche dieser Geist selbst uns gibt, Gebrauch zu machen; allein man muß sich erinnern, daß Milton, Locke und Sidney den Despotism der Stuarte stürzten, ohne dabei Mittel zu gebrauchen, die einer edeln und reinen Seele unwürdig waren, und daß die erlauchten Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts die Moral von Europa reinigten, indem sie die Grundlagen der übermüthigen Anmassungen des Papstes und des Priesterthums untergruben.

Welcher Freund einer ächten, weisen und raisonnirten Freiheit, und einer reinen, edeln Religion, welche die Seele erhebt, und ihr wahre Schwungkraft gibt, anstatt sie herabzuwürdigen und muthlos zu machen, tadelt nicht nur, sondern verabscheut sogar die verblendeten Bemühungen und den tollen Eifer einiger Don Quichote der Philosophie? Welche gerechte Rüge verdienen nicht jene überspannte Reformatoren, sowohl in Frankreich als in andern Ländern, wenn sie, durch

die Unmässigkeit ihres Eifers, verschüchterte Gemüther, beim gräßlichen Anblik einer traurigen und allen Muth niederschlagenden Vernichtung, eine verderbliche Zuflucht, einen trügerischen und grausamen Trost in den Armen des Despotism und des Aberglaubens zu suchen zwingen? Man konnte diese Feinde mit Erfolg zu bekämpfen, man konnte sie sogar zu besiegen hoffen; aber laßt uns nie aufhören, mit Jaffier auszurufen: „Bewahre mich vor meinen Freunden!“ (Save me from my friends Otway, Venice preserved.)

Die Huldigung, die der König der Preßfreiheit darbringt, macht ihm Ehre, wiewohl sie hier weiter nichts als eine bloße Beistimmung zu dem in der Vorstellung des Exministers ausgedrükten Grundsäze zu seyn scheint. „Allerdings, mein lieber Malesherbes,“ sagt ihm der Monarch, „erweitert die Preßfreiheit den Kreis der menschlichen Kenntnisse: allerdings ist es zu wünschen, daß die Gelehrten ihre Meinungen, ohne Beistimmung irgend einer Censur, mögen äussern können.“ Bis dahin sind der König und sein philosophischer Instructor ganz einstimmig: allein ob wir gleich mit dem erstern anerkennen, daß die Menschen geneigt sind, über den Punkt hinauszugehen, wo die Klugheit ihnen Halt gebieten sollte, und wie schwer es auch seyn mag, diesen wichtigen Punkt genau zu bestimmen, so scheuen wir uns nicht, zu sagen, weil wir davon überzeugt sind, daß das Mittel, welches er vorschlägt, hundertmal schlimmer ist, als das Uebel selbst.

Das Gewicht dieser Wahrheit stellt sich unmittelbar darauf seinem Geiste dar. „Ich weiß es,“ sezt er hinzu, „daß alle Inquisition verhaßt ist; aber die Frechheit muß gezügelt werden.

Es gibt in der Regierungskunst kein schwerer zu lösendes Problem, als das von der Preßfreiheit, und von dem rechten

Maaße, welches man ihr geben kann und muß. Man hat sich in Raisonnements und in Declamationen über diesen Gegenstand erschöpft; und wiewohl man anerkennt, daß diese Freiheit eines der ursprünglichen und unverjährbaren Rechte des Bürgers ist, so gibt es doch sehr wenige Regierungen, die sich frei nennen, welche sie auf ihre wahre Grundlage festgesezt haben.

In eben dem Augenblik, in welchem der König gegen die Frechheit und Unmoralität der neuern Philosophen eifert, lobt er die Vorsicht seiner Geistlichkeit. Diese prätorianische Wache des Despotism war mit Recht seit langer Zeit von Unruhe befallen; seit langer Zeit hatte sie Hannibaln vor den Thoren des Kapitols erblikt. Der König erinnert den Hn. von Malesherbes an die Verpflichtung, die er, in seinem Namen, gegen diesen heiligen Orden übernommen hatte, die schlechten und die gottlosen Bücher zu verfolgen. Der Minister hatte, wie es scheint, diesen Theil seiner Pflicht zu erfüllen versäumt: der König erinnert ihn an sein Versprechen; allein ehe wir den Hn. von Malesherbes verdammen, scheint es uns der Billigkeit und der Vernunft gemäs, zu untersuchen, welche Art von Gottlosigkeit man besonders wünschte, daß er erdrüken oder bestrafen möchte. Wir müssen dieselbe in den Anklags-Urkunden gegen die Philosophen und die Philosophie, welche in den Vorstellungen der Geistlichkeit enthalten sind, aufsuchen.

Eilf Jahre, ehe dieser Brief geschrieben ward, ernannte der König Commissarien, um diese Klagen anzuhören. „Der „Unglaube, sagt die Deputation, an deren Spize man den Erzbischof von Toulouse sah, „der Unglaube bemächtigt sich „jedes Alters, jedes Standes und Berufs. Der ungeheure „Atheism ist die herrschende Meinung geworden.“ Eine beredte Tirade gegen den Atheism und den Unglauben folgt auf

diese Anklage: und man kan nicht bezweifeln, daß manche von den Bemerkungen der gelehrten Prälaten über die verderblichen Folgen dieses Verfalls des Glaubens sehr richtig waren. Allein obschon diese Gottlosigkeit nicht anders als viele Uebel erzeugen konnte, so gab es noch eine andre Verirrung von der Einheit im Glauben, welche durch die bürgerliche Gewalt nicht minder unterdrükt zu werden verdiente. Dieser Feind der religiösen und gesellschaftlichen Ordnnng war der Protestantism. „Diese „Secte,“ sezt die Deputation hinzu, seit langer Zeit von den „Bannflüchen beider Gewalten (der Kirche und des Staats) „getroffen, wagt es, sich wieder zu zeigen. Ehedem, durch „die Strenge der Geseze schüchtern gemacht, durch die Bemü„hungen einer anhaltenden Wachsamkeit, die sich ihren Fort„schritten widersezte, zurükgehalten, suchte sie die Einsamkeit „der Wüsten; sie wählte die Finsternisse der Nacht. Jezt „pflanzt sie die Fahne des Schisma auf; die Prediger lehren „öffentlich ihre fanatischen Maximen; sie reichen das Abend„mahl; sie knüpfen Ehen. Wir suchen nicht, Sire, die „Quelle der Freiheit zu kennen, deren die Protestanten genieſen. „Geruhen Eure Majestät darüber Erkundigung einzuziehen; „man sage Ihnen, warum, der höchsten Gewalt zum Troz, „die bei dieser Religion Angestellten ihre Häuser in Tempel ver„wandeln; warum sie, in einigen Provinzen, dergleichen zu „bauen unternommen haben, ohne die Blike der Regierung zu „fürchten? Man sage Ihnen, Sire, warum Verbindungen, „welche alle bürgerliche und kanonische Geseze verwerfen, un„gestraft in der Predigt unter der Verbindlichkeit von Ehen „eingegangen werden, und woher es kommt, daß man, gegen „den Willen des Fürsten, täglich den Dienern unsrer heiligen „Religion zarte Kinder wegnimmt, um sie den Lehrern des „Irthums darzubringen, die sie das Gift desselben ruhig und „ungestört mit der Muttermilch einsaugen lassen? Wer macht „diese Lehrer des Betrugs, diese gottesräuberischen Nebenbuh„ler unsers Amtes so kühn, sich den Namen und die Rechte von

„Priestern der heiligen Kirche anzumässen? . . . . Wir be„schwören Sie, Sire; zögern Sie nicht, dem Irthum die Hof„nung zu benehmen, Tempel und Altäre unter uns zu haben; „vollenden Sie das Werk, welches Ludwig der Grose „unternommen hatte, und Ludwig der Vielgeliebte „fortgesezt hat. Ihnen ist es vorbehalten, dem Calvinism in „Ihren Staaten diesen lezten Streich zu versezen.“

Die von der Geistlichkeit geführte Klage über die Kühnheit, mit welcher die Protestanten ihre Kinder der Pflege der römischen Priester zu entziehen wagten, war gewiß sehr gegründet. Aufgemuntert durch die augenblikliche Duldung, machten sie sich zuweilen dieser Verlezung der Geseze schuldig. Da sie, unter dieser tyrannischen Regierung, nicht dem ersten Triebe der Natur folgen konnten, ohne gegen ihr Gewissen zu handeln; da ihre Ehen nicht als giltig erkannt, und sogar verboten waren, so war ihnen dieses bei allen Nationen geheiligte Band, und mit ihm die erste, stärkste Grundlage der Ordnung und Sittlichkeit, versagt. Zwischen die gesezliche Schande und die Schande des Verbrechens gestellt, konnten sie sich nicht bedenken; die Unrechtmässigkeit ihrer Verbindung folgte ihren unglüklichen Kindern in die Gesellschaft nach; und auf solche Art bei ihrer Geburt zur Infamie verdammt, konnten sie offenbar ihre Rettung nur im Schooße der Kirche finden. Zuweilen jedoch wagten sie selbige wegzunehmen, oder vielmehr sie diesem heiligen Asyl zu entziehen: und welches Herz ist verblendet genug über den mächtigen Einfluß religiöser Meinungen, welches Herz so gefühllos in Betref der, wenn auch irrigen, elterlichen Sorglichkeit in einer so wichtigen Sache, um sie nicht zu entschuldigen, oder gar freizusprechen?

Fünf Jahre nach dieser Epoche, 1780, wiederholte die Geistlichkeit ihre Beschwerden. „Die Pflicht unsers Amtes „erforderte es, Sire, “ sagten sie damals dem König, „die „Blicke Eurer Majestät auf die schweren und tiefen Wunden „zu richten, die dem ganzen Inbegrif der geoffenbarten Wahr-

„heiten durch eine Lehre versezt wurden, welche die Feindin „jeder Art von Gottesdienst und die Zerstörerin aller öffentli„chen Gewalt ist. Ach, dis ist nicht die einzige Plage, wel„che die gallikanische Kirche erduldet! Die Kezerei, die, im „Schatten einer langen Straflosigkeit, jeden Tag frecher und „unternehmender wird, wird nicht müde, den unglüklichen „Schoos dieser zärtlichen und trauernden Mutter zu zerreis„sen. In den schönen Tagen Ihres erhabenen Urgrosvaters „hatte eine weise, vorsichtige und feste Administration, durch „blos verhindernde Maasregeln, unsre irrenden Brüder in „Schranken gehalten, und sogar erleuchtet. Schon machten „unzählige Bekehrungen die süsse Hofnung aufblühen, daß „alle Schaafe Israels nur noch Eine Heerde unter den Gesezen „eines einzigen Hirten ausmachen würden, als die wohlthäti„gen Triebfedern einer mit so vieler Klugheit combinirten Poli„zei unmerklich nachliessen.

„Wenn man nur flüchtig die Klagen vergleicht, welche „nacheinander, seit 1745, durch die Versammlungen der Geist„lichkeit, zu den Füssen des Throns niedergelegt wurden, so „stellt der kühne Gang der Sektirer merkliche Zunahmen und „die beunruhigendsten Fortschritte dar..... Ehedem waren „die Sektirer, zufolge der Ordonanzen, streng ausgeschlossen „von öffentlichen Stellen, Municipal- und andern Aemtern..... „Jezt vermehren sich die Eingriffe; ehedem hielten sie keine „Versammlungen der Religion wegen; man berief sie heimlich „an entfernte und einsame Orte zusammen. Jezt sind ihre „Versammlungen notorisch und regelmässig. Predigten vor „den Thoren der grösten Städte, spotten der Ordonanzen durch „lärmende Gesänge und geräuschvolle Ceremonien. Das Kö„nigreich ist mit einer Menge falscher Priester überschwemmt, „die sich nicht scheuen, den Kranken ohne Hehl das Abendmahl „zu bringen; Druckschriften, in Form von Instructionen und „kirchlichen Verordnungen, über die grosen Ereignisse der Na„tion zu verbreiten.... Sie wagen es sogar, in einigen Pro-

„vinzen, Tauf- und Copulationsscheine zu ertheilen, die mit „einer Art von Authentizität ausgestellt sind, in Kraft höherer „Befehle, die zu Anfang des Jahrs 1774“ (unter dem Mini„sterium von Turgot und Malesherbes) „gegeben wor„den; diese Befehle sind noch nicht widerrufen, troz der Indi„gnation, die der verstorbene König deshalb äusserte.... Ehe„dem erlaubten sich die Sektirer nicht, öffentlich zu dogmatisi„ren. Jezt wird so zu sagen jeder Tag durch neue Beweise von „Unehrerbietigkeit gegen unsre Ceremonien und Mysterien be„zeichnet. Hier wird das verehrungswürdige Zeichen unsrer „Erlösung zerbrochen; dort werden gräßliche Gotteslästerun„gen gegen die anbetungswürdige Person Jesu Christi, der im „heiligen Abendmahl gegenwärtig ist, ausgestossen; anderswo „entreissen sich vormalige Katholiken dem beschwerlichen Joche „unsrer Moral, um sich, zum öffentlichen Aergerniß, in die „Arme einer freien und unabhängigen Sekte zu stürzen.... „Man erwäge mit einem Worte, diese Unternehmungen der „Protestanten, die mit einer neuen und seit langer Zeit beispiel„losen Kühnheit geschehen; man befrage jenen Schwarm von „Schriften, die zu ihren Gunsten verfaßt, und mit auffallen„der Verschwendung ausgestreut werden; man höre das allge„meine Geschrei, das von einem Ende Frankreichs bis zum an„dern ertönt. Es scheint, daß die Kirche bedroht ist, das Reich „mit einer stolzen Nebenbuhlerin zu theilen, und daß das Va„terland noch einmal den Schmerz haben wird, in seinem „Schoose Altar gegen Altar sich erheben zu sehen.„

Nach einigen andern Angaben über das Unglük, womit der Protestantism die katholische Kirche bedrohe, und einer Wiederholung der abgedroschenen Bemerkungen des unsterblichen Bischofs von Meaux, „daß der neuere Unglaube ein ab„scheuwürdiger Sprößling von dem unglüklichen Stamme sey, „der im sechszehnten Jahrhundert durch die Häupter der Re„formation gepflanzt worden,“ während eine tiefere und unpar-

unpartheyische Untersuchung beweist, daß er blos das Resultat der ungeheuern und unbegreiflichen Absurditäten war, welche Unwissenheit, Aberglaube und weltliche Absichten in der ersten Kirche eingeführt hatten, sezen diese Lehrer mit einer bewundernswürdigen Zuversicht hinzu, „daß die Verschieden„heit der öffentlichen Gottesdienste beinahe immer ein wahrer „Feuerherd von Zwistigkeiten sey. — „ Laßt uns annehmen, „sagen sie, daß das merkwürdige Ereigniß, welches im vori„gen Jahrhundert durch einen Monarchen, der in der Regie„rungskunst so tiefe Kenntnisse besaß, zu Stande gebracht wur„de," der Widerruf des Edicts von Nantes) „wirklich die „angeblichen Uibel, welche die Tadler desselben ihm vorwerfen, „hervorgebracht hätte, indem es unermeßliche Schäze, blühen„de Colonien und die köstliche Kenntniß unsrer Künste und unse„rer Manufacturen in den Schoos auswärtiger Nationen ergoß; „wie könnte man dergleichen Verlust nach Verfluß von fast „vollen hundert Jahren wieder gutmachen? Würde man nicht „die Wunde aufreissen, verschlimmern, anstatt sie zu heilen, „wenn man jezt, durch eine zweite Operation, uns die grosen „Vortheile entreissen wollte, welche uns für die erste schadlos „hielten? Wir nennen so die Einheit des Gottesdienstes und „die Befestigung der bürgerlichen Ordnung. Welche neue „Ansprüche auf das Wohlwollen der Könige hätte sich denn die„ser Schwarm von unabhängigen Menschen erworben, die sich „ehedem in aufrührerischen Schriften rühmten, den blos „menschlichen Ursprung der königlichen Gewalt entdekt zu ha„ben, während die katholische Lehre deren Wiege in den Him„mel sezt, und sie uns, bedekt mit den Strahlen der Gottheit „selbst, darstellt?„

Wären diese Actenstücke der Versammlungen der Geistlichkeit nicht so authentisch, so könnte man zweifeln, daß es, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und in einem so aufgeklärten Lande, wie Frankreich zu dieser Zeit war, eine Gesell„schaft von unterrichteten Männern hätte geben können, die

ihren Ruf dadurch auf's Spiel zu sezen wagten, daß sie sich als die Verfasser einer solchen Rhapsodie bekannten. Doch muß man ihnen zu gleicher Zeit die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie, während sie laut die Unterdrükung der Kezerei verlangten, eben so laut ihren vollen Abscheu gegen den Galgen und die Dragonaden äusserten, indem sie feierlich erklärten, daß der geistliche Stand, mehr als alle andere, wesentlich von strengen Maasregeln entfernt wäre. Indeß empfahlen sie mit Wärme eine der unmoralischsten Maasregeln, indem sie die den Neubekehrten verwilligten Gratificationen zu vermehren riethen; aber blos unter der Bedingung, daß man keine neue Pension anders verwilligen würde, als auf die Vorzeigung eines glaubwürdigen Abschwörungscertificats oder einer andern eben so giltigen Urkunde, und unter der Verbindlichkeit, alle Jahre ein Certificat von Katholizism vorzulegen, welches von dem gewöhnlichen Geistlichen des Ortes, wo der Neubekehrte sich aufhielte, unentgeldlich ausgestellt werden sollte, eine Maasregel, wodurch der Fanatism offenbar der Heuchelei eine Belohnung darbot.

Sey es, daß der König noch nicht aufgehört hatte, die Werke von Voltaire, Rousseau, Diderot und ihres gleichen zu bewundern, oder daß er mehr Einsichten hatte, als die ganze Versammlung seiner Geistlichkeit, — man findet, am Rande dieser Vorstellungen, Noten, die eine geheime Neigung für diese Kezerei, welche das Priesterthum so lebhaft zu vertilgen wünschte, anzuzeigen scheinen. Hier eine der von ihm gemachten Bemerkungen. „Es ist doch sonderbar„ sagt er, „daß man sich über die Protestanten beklagt, weil sie „ihre Freude äussern, wenn die Vorsehung mir einen Sohn „schenkt, oder wenn ich einen Sieg über die Engländer erhalte. „Zu welchen Extremitäten werden die Menschen nicht durch „Vorurtheile verleitet?„ Und an einem andern Orte: „Bi„schöffe, die vollkommenes Zutrauen verdienen, haben mich „versichert, daß jede Bekehrung, die nicht ganz freiwillig ist,

„dem Geiste der Religion zuwider sey, und daß sie, wenn sie „verdienstlich und löblich seyn soll, das Resultat eines freien „und aufgeklärten Gewissens seyn müsse.“

Man kan an dem wirklichen Katholizism des Königs zu dieser Zeit selbst im beschränktesten Sinne, zweifeln. Unter den in diesen Vorstellungen gegen die Protestanten vorgebrachten Anklagen war eine, die weit ärger war, als der blose Calvinism. „Ohne uns hier,“ sagen sie, „auf die öffentliche Notorietät zu berufen, oder die der Indiscretion berühmter „Calvinisten entwischten Geständnisse geltend zu machen, haben wir ja, vor drei Jahren, die Schule von Genf selbst „das skandalöse Schauspiel einer öffentlichen und nicht widersprochenen These geben sehen, in welcher man nicht erröthete, „die Gottheit unsers Herrn Jesu Christi, diese unveränderliche „Schranke, welche stets den blosen Deismus von dem wahren „Christenthum trennte, in Zweifel zu ziehen.“ Der König begnügt sich, hierüber zu bemerken, „daß die Protestanten die „Thesen des Abbe de Prades eben so streng tadeln könnten.“ Diese Thesen des Abbe de Prades waren Untersuchungen zu Gunsten des reinen Materialism; ein Name, den man in Frankreich, wo man so wenig an theologische Discussionen gewöhnt ist, dem Atheism gibt; sie waren in der Sorbonne vertheidiget worden, und der Erzbischof von Toulouse, eines von den Häuptern jener Deputation der Geistlichkeit, welche die obige Vorstellung gegen die Protestanten übergab, war einer der vorzüglichsten Apostel dieser Lehre. „Wie kan,“ sagt der König, „solange dergleichen Vorwürfe dauern werden, eine „Annäherung bewirkt werden? Beide Religionstheile müssen „einander um die Wette durch gute Handlungen erbauen, und „einander nicht durch beleidigende, wahre oder falsche, Anklagen erbittern.“ Ob man gleich vielen Grund hat, zu bezweifeln, daß der König, zu dieser Zeit, so eifrig katholisch war, wie es dem ältesten Sohn der Kirche ziemte, so ist doch kein Grund vorhanden, der uns verhinderte zu glauben, daß er

damals ein besserer Christ und besserer Philosoph war, als seine Geistlichkeit.

Sechs Jahre nach dieser Vorstellung, sieht man ihn diese heterodoxe Meinungen, wenigstens in Hinsicht auf die Philosophie, abschwören. „Unsre neuern Philosophen„ sagt er, „haben die Wohlthaten der Freiheit nur deswegen so hochgerühmt, um desto geschikter den Samen von Aufruhr in die „Gemüther zu streuen. Laßt uns auf der Hut seyn; wir werden uns vielleicht einst etwas zu viel Nachsicht gegen die Philosophen und ihre Meinungen vorzuwerfen haben. Ich fürchte, „daß sie die Jugend verführen, und dieser Generation, die „sie in Schuz nimmt, viele Unruhen vorbereiten. Die Vorstellungen der Geistlichkeit sind zum Theil gegründet. . . . . „Die allzukühne Philosophie des Jahrhunderts hat einen Nachgedanken. . . . „

Das Ereigniß, welches der prophetische Geist des Königs vermeiden wollte, nahte mit Riesenschritten heran. Man könnte sogar sagen, es war schon da; und als er sechs Jahre nachher dem Hn. von Malesherbes im düstern Kerker des Tempels seine Vertheidigung dictirte, muste er sich nothwendig an einige seiner Bemerkungen über die unbeschränkte Freiheit, die er den Philosophen bewilliget hatte, erinnern.

Es ist den Unglücklichen nur allzu geläufig, die Ereignisse Ursachen beizumessen, welche mit jenen, die sie niederbeugen, durchaus keine nothwendige Verbindung haben. Nicht die Aufklärungen der Philosophie führten jene verheerenden Katastrophen herbei, deren Schlachtopfer die Philosophen selbst wurden, sondern jene klägliche Unwissenheit, welche der Despotism so gerne unterhält, um Sklaven zu bilden, und welche dann ihrerseits ein viel schrecklicherer Despot wird, wenn sie einmal das Joch abgeschüttelt hat.

Wenn die Herausgabe gottloser und unsittlicher Werke eine Anklage ist, gegen die sich manche Schriftsteller nur mit vieler Mühe würden rechtfertigen können; welches Lob gebührt

nicht denen, die durch ihre Arbeiten dazu beigetragen haben, jenen verhaßten Geist der Unduldung, den die Geistlichkeit in ihren Vorstellungen zeigte, zu mildern?

XVI Brief.

An Hn. von Malesherbes.

Paris, 18 Dec. 1786.

Die Staatsgewalt, mein lieber Malesherbes, muß immer mit Ehrfurcht umgeben seyn. Der indiscrete Eifer einiger Magistratspersonen, die giftigen Schriften einiger Gelehrten, in Betref der Lettres de cachet, sind ein Skandal. Die Parlamente, welche seit ohngefähr dreissig Jahren sich eingebildet haben, daß die königliche Gewalt ihrer Sanction bedürfe, um gesezlich zu strafen, haben Theil an dem Streite genommen, und ihn noch ernsthafter gemacht. Ich glaube nicht, nachgeben zu müssen, obgleich Ihr kluger Rath mir gegenwärtig ist, und Sie sich gegen die Lettres de cachet erklärt haben. Ich würde nicht zuerst von dem Werke des Pater Joseph Gebrauch gemacht haben; allein ich dachte, daß man in dem Jahrhundert, worin wir sind, nicht die einzige repressive Gewalt, deren ich in gewissen Umständen nothwendig bedarf vernichten müsse. Ich weiß, daß in der Art, von den Lettres de cachet Gebrauch zu machen, auffallende Misbräuche stattfinden; aber wo ist die Sache, von der man keinen Misbrauch macht? Das Werk des Hn. von Mirabeau, über die Staatsgefängnisse, welches ich mit Aufmerksamkeit gelesen habe, enthält tiefgedachte Bemerkungen. Ich bedaure sehr, daß der Verfasser, durch seine schlechte Aufführung, mich verhindert, an seine philantropischen Grundsäze zu glauben. Man muß darum nicht weniger alles benuzen, was Sie, mein lieber

Malesherbes, Nüzliches in seinem Werke finden werden; dann muß man sich von den Misbräuchen gehörig überzeugen, und dem Uibel schleunig abhelfen. Legen Sie mir demnach Ihre auf Einführung einer neuen Ordnung in diesem Theile abzielenden Ideen vor, und ich werde mir's zur Pflicht machen, sie sorgfältig zu erwägen.

Ludwig.

Bemerkungen über den sechszehnten Brief.

In dem lezten Briefe haben wir den König sehr aufgebracht gegen die Philosophen gesehen. Es scheint, daß solcher nur das Vorspiel von diesem war, in welchem er gegen den Hn. von Malesherbes die wider sie gebrauchte Strenge rechtfertigt. Wir haben schon bemerkt, daß die Abschaffung der Lettres de cachet eine von den Bedingungen des Hn. von Malesherbes bei seinem Eintritt in's Ministerium gewesen war. Der Eindruk, welchen das von dem Minister in seiner Denkschrift über diesen Gegenstand entworfene beredte Gemählde auf den Geist des Königs gemacht, und vornehmlich die überredenden Gründe, welche er in der herzzerreissenden Schilderung von den unglüklichen Schlachtopfern der königlichen oder Ministerialrache gefunden hatte, waren wahrscheinlich nach einem Verlauf von zehn bis zwölf Jahren ein wenig erloschen; und da die Philosophie seitdem so laut ihre Ansprüche geäussert hatte, so entschliest sich der König, von diesen schreklichen Repressivmitteln Gebrauch zu machen, und benachrichtigt den Hn. von Malesherbes von dieser seiner Absicht.

Allein es waren nicht einige isolirte Gelehrten, gegen welche der König jezt zu kämpfen hatte. Die von Hn. von Malesherbes verkündigte Lehre in Betref der Lettres de cachet,

war bis in die höchsten Gerichtshöfe gedrungen, und die Parlamente waren in offenbarem Aufstande gegen die willkürliche Maasregeln.

Der König fängt seinen Brief an seinen Exminister mit der Bemerkung an, „daß die Staatsgewalt immer von Ehrfurcht umgeben seyn müsse.„ Wenn er, unter Ehrfurcht, jenes Gefühl meint, daß aus Liebe und Zuneigung entsteht, so hatte er recht; wenn er aber, wie es bei aufmerksamer Durchlesung dieses Briefes nur allzuwahrscheinlich ist, unter Ehrfurcht blos eine unbeschränkte Unterwerfung verstand, so konnte er damals keine Lehre aufstellen, welche zerstörender für die Staatsgewalt selbst gewesen wäre.

Sehr wahrscheinlich war dieser abscheuliche Gebrauch des Despotism ihm durch einen von denen, die ihn umgaben, und die sich unglüklicher Weise einbildeten, daß die Gewalt das beste Mittel zu regieren sey, an die Hand gegeben worden. In dem lezten Briefe haben wir das Bestreben der Geistlichkeit gesehen, ihm das Beispiel vor Augen zustellen, welches seine Vorfahren ihm gegeben, indem sie den schreklichsten und unpolitischsten Gebrauch von ihrer Gewalt gemacht: die Inconsequenzen und Widersprüche, in die er in diesem Briefe an Hn. von Malesherbes fällt, beweisen, daß sein Herz bei dieser Gelegenheit nicht mit seiner Feder übereinstimmte.

Er erkennt im Grunde die Rechtswidrigkeit dieser Handlungen an, von denen man, wie er wohl weiß, auffallende Misbräuche macht. Er bewundert Mirabeau's Bemerkungen über diesen Gegenstand, sie enthalten tiefgedachte Ideen; aber er bedauert nur die schlechte Aufführung dieses Staatsmannes, als ob eine nothwendige Verbindung zwischen dem Schriftsteller und der wichtigen Frage, die er abhandelt, wäre.

Wenn Ludwig XVI. zuweilen in seiner Beharrlichkeit, das Gute zu bewirken, unentschlossen war, so muß man doch auch zugleich anerkennen, daß er immer Bedenken trug, wenn er Uibels thun sollte. Er ist betroffen über die Gröse dessen,

welches er auf dem Punkte steht, zu begehen; er fühlt ganz das Gräßliche, was darin liegt, Leute willkürlich ihrer Freiheit zu berauben; seine Seele bebt zurük beim Anblik dieser Handlungen des Despotism, die nur Tyrannen geläufig sind. Er zieht den Hn. von Malesherbes als seinen politischen Director zu Rathe; er beschwört denselben, ihm seine auf Einführung einer neuen Ordnung in diesem wichtigen Theile der Administration abzielenden Ideen vorzulegen, und er versichert ihn, daß er sich's zur Pflicht machen werde, sie tief zu erwägen. Glüklich, in gewissem Betrachte, ist das Land, wo rechtschaffene und unabhängige Männer sich auf solche Art zwischen den Schwachen und den Mächtigen stellen, und diesen leztern belehren können, daß die persönliche Sicherheit der Bürger das unschäzbarste und heiligste aller Rechte ist; aber glüklicher noch ist der Staat, wo das Gesez sie alle gleich beschüzt, und wo eine Dazwischenkunft unnöthig ist, weil es da keine Misbräuche geben kan!

XVII Brief.

An Hn. Berthier, Intendanten von Paris.

Paris, 28 Dec. 1786.

Sie haben meinem Staatsrathe ein durch die reinste Menschenliebe eingegebenes Proiekt vorgelegt. Ich liebe sehr Ihre Mittel, um den Bettel in meinen Staaten auszurotten. Die Armen nüzlich machen, aber nicht ihre unglükliche Lage noch erschweren; Zufluchtsorte für sie errichten, wo die Menschlichkeit die Gesezе vorschreibt, wo die Weisheit die Obsorge führt, wo die Arbeitsliebe belohnt, wo die thätige Jugend immer beschäftigt, und das leidende Alter erleichtert wird, dis ist das Motiv, der Zwek ihres Projekts. Die Frohnden sind abgeschaft, aber die Strassen erfordern eine beständige und kostspielige Un-

terhaltung; könnten Ihre Hospizien von Bettlern, die körperliche Kräfte haben, nicht die Arbeiter liefern, welche angewiesen wären, die Strassen zu unterhalten, und neue zu bauen? Ich sehe an diesen Zufluchtsorten, Heere von Schanzgräbern sich bilden, die das Land durchziehen; auf den Landstrassen aufgestellt, werden sie den Wirkungen des Ungestümms der Jahrszeiten, den Zufällen abhelfen, und einen ungehinderten Verkehr in ganz Frankreich unterhalten. Es scheint mir indeß, daß Sie sich zu wenig mit den für das Volk am wenigsten lästigen Mitteln, zum Unterhalt Ihrer Anstalten zu Gunsten des Bettels beizutragen, beschäftigt haben. Das Volk ist bereits nur allzusehr mit Auflagen bedrükt; soll man es noch mehr überladen, und die Wohlthat der Abschaffung der Frohnden zu Nichts machen? Lassen Sie uns die wenigst kostspielige, dem Volke angenehmste Art aufsuchen, um den Zwek, den Sie sich vorgesezt haben, die Steuerbaren zu erleichtern, die Armen nüzlich zu machen, und für den Unterhalt der Strassen zu sorgen, zu erreichen. Ihre Kenntnisse, mein Herr, werden Ihnen ohne Zweifel neue Mittel an die Hand geben; seyn Sie überzeugt, daß ich selbige in meinem Staatsrath unterstüzen werde.

Ludwig.

Bemerkungen
über den siebzehnten Brief.

Indem der König den Projekten des Hn. Berthier zur Ausrottung des Bettels in seinen Staaten seinen Beifall ertheilt, bemerkt er ihm sehr treffend, daß diese Wohlthat für das Volk keine seyn würde, wenn sie ihm lästig wäre. Unter der alten Regierungsform konnte man nur dadurch, daß man die Bettler nüzlich machte, die Gesellschaft von dieser Plage befreien: allein es ist sehr zweifelhaft, ob es das beste Mittel ist, dazu zu gelangen, daß man sie auf den Hauptstrassen gebraucht; Bettler sind selten arbeitsam, und der Ertrag ihrer

Arbeit würde kaum hingereicht haben, um die nöthigen Aufseher über sie zu bezahlen. Die Revolution hat bei weitem sichrer für den Unterhalt dieser ehedem so zahlreichen Klasse der Gesellschaft gesorgt: indem sie das Schiksal des Armen erleichterte, hat sie die Regierung fast ganz von einer mühsamen und betrübenden Sorge befreit. Dieser Brief beweist indeß den Antheil, welchen der König an dem Schiksal der Unglüklichen nahm, und daß er sich unaufhörlich mit allem, was ihre Lage verbessern konnte, beschäftigte.

Diese Unglüklichen, welche der Gegenstand der Fürsorge des Hn. Berthier waren, hatten andre Begriffe von jener Philantropie, welcher der Monarch so viele Lobsprüche ertheilte. Er ward eines der ersten Schlachtopfer der Volkswuth, in den ersten Tagen der Revolution. Man warf ihm den wucherlichen Aufkauf der für die Hauptstadt bestimmten Früchte vor, und die Falschheit dieser Beschuldigung ist nie bewiesen worden; aber sein Tod war mit gräßlichen Umständen begleitet, die auch das barbarischste Volk entehren würden.

XVIII Brief.

An Hn. von Lavoisier.

15. Merz 1789.

Ihr lezter Versuch, mein Herr, fesselt noch meine ganze Bewunderung: diese Entdekung beweist, daß Sie den Kreis der nüzlichen Kenntnisse erweitert haben. Ihre Versuche über den entzündbaren Gas beweisen, wie sehr sie sich mit dieser bewundernswürdigen Wissenschaft, die täglich neue Fortschritte macht, beschäftigen.

Die Königin und einige Personen, die ich zu Zeugen von Ihrer Entdekung zu machen wünsche, werden sich morgen Abend um 7 Uhr in meinem Kabinet einfinden. Sie werden mir ein

Vergnügen machen, wenn Sie mir die Abhandlung über die entzündbaren Gasarten bringen. Sie kennen, mein Herr, meine ganze Achtung für Sie.

Ludwig.

Bemerkungen über den achtzehnten Brief.

Die Versuche, welche der König den berühmten Lavoisier vor ihm und seiner Familie zu wiederholen bittet, sind die Grundlage des Systems der neuen französischen Chemie; allein ob sie gleich den Beifall des Monarchen, und seitdem auch fast der ganzen chemischen Welt erhielten, so fehlt diesem System doch noch die Sanction des berühmten Physikers (Priestley), der den ersten Grund legte, auf welchem man die Luftgebäude aufführte.

Allein indem man das Schiksal dieser Entdekung der Unparteilichkeit der Gelehrten überläßt, wie könnte man sich enthalten, jenes des unglüklichen Lavoisier zu beweinen, und seinen abscheulichen Mördern zu fluchen?

In diesem Briefe wird er von dem Könige eingeladen, seine merkwürdigen Versuche in Gegenwart der Königin und der Personen seines Hofes zu widerholen: vier Jahre später bat er seine Henker, ihn nur noch vierzehn Tage leben zu lassen, um das Resultat einer Reihe von wichtigen Versuchen, die er seit langer Zeit angefangen hatte, bestimmen zu können; aber diese Wilde waren taub gegen seine Bitten. Sie kannten kein andres Mittel zu regieren, als die Confiscationen; sie machten keine andern Versuche, als auf dem Schaffot.

XIX Brief.

Billet an den Grafen von Artois.

13 Jul. 1789, Morgens 11 Uhr.

Ich hatte, mein lieber Bruder, Ihren dringenden Bitten, den Vorstellungen einiger treuen Unterthanen nachgegeben, aber ich habe nüzliche Betrachtungen gemacht. In diesem Augenblik Widerstand leisten, hiesse sich in Gefahr sezen, die Monarchie und uns alle zu Grunde zu richten. Ich habe die Befehle, die ich gegeben hatte, widerrufen: meine Truppen werden Paris verlassen; ich werde gelindere Mittel gebrauchen. Sprechen Sie mir nicht mehr von einem Machtstreiche, von einem grosen Act der Gewalt; ich halte es für klüger, zu temporisiren, dem Sturme nachzugeben, und alles von der Zeit, von dem Erwachen der Rechtschaffenen, und von der Liebe der Franzosen für ihren König zu erwarten.

Ludwig.

Bemerkungen über den neunzehnten Brief.

Die Revolution, die sich seit langer Zeit bereitete, war auf dem Punkte auszubrechen. Dieser Brief an den Grafen von Artois ward am Vorabend dieses denkwürdigen Tages, der die wichtigste Epoche in der neuern Geschichte macht, geschrieben. Um ihn besser zu verstehen, wird es dienlich seyn, das Betragen, welches dieser Bruder des Königs mitten in den grosen Ereignissen, die damals während der leztverflossenen zwei Monate statt gehabt hatten, befolgte, kürzlich zu beschreiben.

Als man sich überzeugt hatte, daß die Notablen, welche Hr. von Calonne versammelt hatte, der Zerrüttung in den Finanzen nicht abhelfen wollten oder nicht konnten, berief

man Hn. Necker wieder in's Ministerium, und befahl die Zusammenberufung der Generalstände. Die Versammlung der Stellvertreter des Volks erregte, wie man es erwarten muste, viele Besorgnisse unter den privilegirten Ständen; aber da diese Zusammenberufung unvermeidlich war, so entwarfen die Parlamente, der Adel und die Geistlichkeit verschiedene Projekte, um ihren Einfluß, so viel es ihnen möglich seyn würde, zu vermindern. Das schiklichste war, die bei der lezten Zusammenberufung der Stände im Jahr 1614 angenommene Weise zu befolgen, wo die Deputirten des dritten Standes jedem der beiden andern Stände der Zahl nach gleich, oder doch nur wenig überlegen waren. Die Notablen waren ebenfalls dieser Meinung, ausgenommen das Bureau, von welchem der Herzog von la Rochefoucault Mitglied war, und worin der älteste Bruder des Königs den Vorsiz führte. Man machte, zu dieser Zeit, kein Geheimniß aus den feindlichen Projekten des Grafen von Artois; aber der Wille des Ministers, und die Befehle des Königs, vernichteten alle Oppositionen; und es ward bestimmt, daß die Anzahl der Deputirten des dritten Standes jener der beiden höhern Stände gleich seyn sollte. Noch blieb die bei weitem wichtigere Frage zu entscheiden, ob nach den Ständen oder nach den Köpfen votirt werden sollte.

Die Art, wie die Deputirten des dritten Standes, bei der Eröfnung der Generalstände, von dem Adel, der Geistlichkeit und dem Hofe aufgenommen wurden, ließ von dieser Vereinigung nichts Gutes erwarten. Die den Deputirten des Volkes durch ihre Constituenten gegebene Instructionen waren voll Beschwerden und Reclamationen, welche abwechselnd die Wuth und die Verachtung der beiden andern Stände erregten. Man sprach schon von ihrer Vertreibung, wie von einer entschiedenen Sache; aber um diese Maasregel noch feierlicher zu machen, übergab der Graf von Artois, an der Spize der Prinzen, mit Ausnahme Monsieur's, seines Bruders, und der Herzoge

von Penthievre und von Orleans, dem Könige ein gegen die Deputirten des Volks gerichtetes Manifest. Ein zweites Manifest, welches mit einem allgemeinen Aufstande des Adels drohte, folgte dem ersten bald nach. Es war nicht schwer zu errathen, wer das Haupt dieses Aufstandes seyn sollte: und eben so leicht konnte man voraus sehen, daß man begierig die erste Gelegenheit ergreifen würde, aus diesen Manifesten Standarten der Empörung zu machen, sobald man eine gewisse Anzahl von Streitern würde haben um sie her sammeln können.

Der Adel und die Geistlichkeit bestanden auf ihrer Weigerung, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Jeder Stand untersuchte seine Vollmachten besonders; und man nahm auf die wiederholten Einladungen, welche die Deputirten des Volks an den Adel und die Geistlichkeit ergehen liessen, nicht die mindeste Rükſicht. Dieser Hartnäkigkeit müde, constituirten sich die Mitglieder des dritten Standes als Versammlung der Gemeinen, indem sie sich zu Stellvertretern der Nation erklärten, und daß sie als solche das Recht hätten, allein zu berathschlagen, und so die Wiedergeburt Frankreichs zu beschliessen, wenn die beiden andern Stände auf ihrer Weigerung beharren würden.

Dieser kraftvolle Schritt flößte der Minderheit der beiden andern Stände, welche die Vereinigung wünschte, den Muth ein, sich offen zu erklären; eine Maasregel, welcher die Mehrheit zuvorkommen wollte, indem sie den König vermochte, eine königliche Sizung zu halten, in der er seinen höchsten Willen verkündigen würde, und die von der Partei, welche sie veranlaßt hatte, dazu bestimmt war, das Vorspiel der gleichbaldigen Auflösung der Generalstände zu seyn.

Da man den Deputirten des dritten Standes, unter dem Vorwand nöthiger Zubereitungen für diese Ceremonie, befohlen hatte, ihre Sizungen zu verschieben, so kamen sie im Ballhause von Versailles zusammen, wo sie sämtlich jenen merkwürdigen Eid schwuren, welchen Bailli zuerst ablegte, nicht eher aus

einander zu gehen, als bis sie die nothwendigen Reformen bewerkstelliget haben würden.

Da die Unbequemlichkeit des Locals sie bewog, sich nach der Kirche von St. Louis zu begeben, so vereinigte sich daselbst die Minderheit der beiden andern Stände mit ihnen, und die Versammlung der Gemeinen nahm nun den Namen: Nationalversammlung, an.

Der 23 Jun., oder der für die königliche Sizung festgesezte Tag, erschien endlich; und die Aufnahme, welche die Deputation des Volks erhielte, kündigte ihnen die feindseligsten Absichten an. Der König erklärte ihnen ganz troken, daß er, ohne ihre Beihilfe, thun könnte, was zu thun wäre; und der übrige Theil der Ceremonie bewies, daß die Repräsentation des Volks auf nichts als auf die Grösе ihrer Vuen nnd die Gerechtigkeit ihrer Sache zählen könnte.

Da die Deputirten, nachdem der König sich entfernt hatte, versammelt geblieben waren, so machte ihnen der Ober-Ceremonienmeister des Hofes, im Namen des Königs, den Befehl bekannt, den Saal zu verlassen. „Die versammelte „Nation„, antwortete ihm Bailli, „hat keine Befehle an„zunehmen.„ Ein neuer Befehl, sich zu entfernen, folgte bald dem ersten, und eine noch beissendere Antwort, die Mirabeau gab, bestättigte Bailli's Weigerung.

Die Nachricht von dieser Szene verursachte in Versailles einen Auflauf, der aber durch Hn. Necker beigelegt wurde.

Die Nationalversammlnng verstärkte sich alle Tage durch Uiberläufer von den beiden andern Ständen: allein der Hof war eben so wenig müssig wie das Volk. Die Einwohner von Paris und Versailles bemerkten, daß man in ihrer Nähe Truppen zusammenzog, um sie von allen Seiten zu umringen. Und sobald deren eine hinlängliche Anzahl beisammen war, begann der Graf von Artois die Feindseligkeiten, die er mit so vielem Eifer herausgefordert hatte, indem er Hn. Necker

beschimpfte, und den König vermochte, ihn von neuem zu verbannen.

Die Pariser, durch diese militairischen Rüstungen bedroht, und da sie sahen, daß die ganze Hauptstadt sich mit fremden Truppen anfüllte, welche bereit waren, die Befehle, die sie erhalten hatten, zu vollziehen, griffen zu den Waffen.

In diesem kritischen Augenblik war es, wo der König, den die Vorstellung der Unglüksfälle, die er über sein Königreich bringen würde, in Schreken sezte, den Truppen befahl, Paris zu verlassen.

Dieser Brief an den Grafen von Artois macht uns die wichtigsten handelnden Personen bei dieser gefährlichen Unternehmung bekannt; und die Ausdrüke, deren sich der König bedient, lassen uns vermuthen, daß er die ganze Gefahr derselben kannte, da er sich weniger mit dem Angrif, als mit dem Uibel beschäftigt, welches aus dem Widerstand entstehen würde.

Das Volk hatte zwar keine krieggewohnten und disciplinirten Truppen, die es unterstüzen konnten; aber es sah ein, daß es das hätte, was mehr werth wäre, als alle die stolzen Combinationen der militairischen Gewalt. Was hätte denn auch wirklich ein Machtstreich oder jener grose Act von Gewalt, den der Graf von Artois so stark empfahl, gegen eine ganze, durch Enthusiasm, Unwillen und Hofnung bewafnete Nation vermocht? Der König hatte besser raisonnirt, und die Resultate besser berechnet. Dismal wenigstens hatte er, mitten in all seiner Unschlüssigkeit und Unbeständigkeit, glüklicher Weise die Stärke, anszuharren: und wenn er keinen grosen Act von Gewalt ausüben wollte, weil der Angrif oder der Widerstand ihn sowohl als die Monarchie zu Grunde gerichtet haben würde, so zeigte er doch darin einen gewissen Muth, daß er nicht den dringenden Aufforderungen und dem Ungestümm

stümm der Personen nachgab, die, wenn sie ihn zu einem Machtstreiche bewogen hätten, ihn sowohl als den Staat unwiderbringlich zu Grund gerichtet haben würden.

XX Brief.

An den Hn. Erzbischof von Arles.

26 August 1789.

Ich bin zufrieden mit dem edlen, grosen und grosmüthigen Schritte der beiden ersten Stände des Staats. Sie haben für die allgemeine Aussöhnung, für ihr Vaterland, für ihren König, grose Opfer dargebracht. Mir ist alles, was in dieser Sizung geschah, wo alle Privilegien aufgeopfert wurden, tief in's Herz gegraben. Das Opfer ist schön; aber ich kan weiter nichts, als es bewundern: ich werde nie einwilligen, meine Geistlichkeit, meinen Adel zu berauben: der erstern die Rechte zu entreissen, welche die gallikanische Kirche durch einen uralten Besiz, durch die Gelobungen der Gläubigen, durch die Geschenke der Könige, meiner Ahnherren, erworben hat: zu dulden, daß der leztre alles verliere, was seinen Ruhm machte, den Preis seiner Dienste, jene Titel, jene Belohnungen, die den bürgerlichen und kriegerischen Tugenden des französischen Adels gebühren. Schöne Handlungen hatten ihnen Privilegien verdient; der König von Frankreich muß sie ihnen erhalten. Ich werde Decreten, die sie berauben würden, meine Sanction nicht geben; denn das französische Volk würde mich einst der Ungerechtigkeit oder der Schwäche anklagen können. Herr Erzbischof, Sie unterwerfen sich den Schlüssen der Vorsehung; ich glaube mich denselben zu unterwerfen, indem ich mich nicht jenem Enthusiasm überlasse, der sich aller

Stände bemächtigt hat, aber der an meiner Seele nur abglitscht. Ich werde alles thun, was von mir abhangen wird, um meine Geistlichkeit, meinen Adel, zu erhalten. Wenn der Wille des Volks sich ausspräche, werde ich meine Pflicht gethan haben; wenn die Gewalt mich zur Sanction zwänge, dann werde ich nachgeben. Aber dann würde auch in Frankreich weder Monarchie noch Monarch mehr seyn; denn diese zwei Dinge können nur da bestehen, wo die Geistlichkeit einen erlauchten und verehrten Stand ausmacht, wo der Adel einiges Ansehen geniest, und sich zwischen das Volk und den König stellen kan. Die Umstände des Augenbliks sind bedenklich; ich weiß es, Herr Erzbischof, und hier bedürfen wir der Erleuchtung des Himmels. Flehen Sie um dieselbe, wir werden erhört werden.

Ludwig.

Bemerkungen

über den zwanzigsten Brief.

Die Vorfälle vom 14 Jul und den folgenden Tagen hatten den Hof in tiefe Bestürzung versenkt, und die Prinzen und die Chefs, welche den König zu Machtstreichen und grosen Acten von Gewalt hatten antreiben wollen, zur übereilten Flucht bewogen. Allein obgleich Hr. Necker aus seiner Verbannung zurükgerufen worden war, und obgleich eine allgemeine Bewafnung im ganzen Königreiche die Folge der ersten Bewegung von Insurrection war, so hatte man doch noch durchaus keine Gewißheit, daß die Revolution, welche angefangen war, ihren vollständigen Erfolg haben würde. Die Worte: Gesez und Freiheit, waren in jedem Munde; aber die Regierung hatte noch keine Prärogativen aufgegeben, und jene der privilegirten Stände waren noch unversehrt. Man befürchtete sogar, daß der Enthusiasm, den man aufgeregt hatte, wieder abnehmen möchte: und daß die, welche bei der

Fortdauer der Misbräuche interesſirt waren, ſich mit dem Hofe, der ſchon von ſeiner Betäubung zurükkam, vereinigen möchten, um ſie noch deſto ſichrer zu beſtätigen.

Dieſe Beſorgniſſe waren, ſoviel den Hof betraf, ſehr gegründet. Gewohnt, nie etwas auſſerhalb des engen Kreiſes, in dem er eingeſchloſſen war, zu ſehen, war es ihm unmöglich, ſich von dem, was man unter Freiheit oder unter dem Willen des Volks verſtand, einen Begrif zu machen. Er konnte ſich nicht einbilden, daß dieſe Worte nicht eben ſo viel ſagen ſollten, als Aufruhr und Empörung.

Es ſcheint inzwiſchen, daß ein beträchtlicher Theil des Adels und der Geiſtlichkeit die Menſchheit gut kannte. Sie fühlten, daß die Epoche groſer Veränderungen gekommen wäre; und vielleicht wird man, mit uns, dafür halten, daß zugleich auch perſönliche Beweggründe auf ihre Gemüther wirkten, da ſie nicht zweifeln konnten, daß ſie, wenn die Regierung ihr voriges Anſehen wieder erhielte, die erſten Schlachtopfer ihrer Rache ſeyn würden. Indeß würde man einer groſen Anzahl von Mitgliedern dieſer beiden Stände nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, wenn man annehmen wollte, daß ſie keine andern Beweggründe gehabt hätten, um allen ihren Privilegien zu entſagen. Vaterlandsliebe, Liebe des Guten, Billigkeit, Tugend, beſtimmten viele unter ihnen.

Am 4 Auguſt, drei Wochen nach dem Tage, welcher der Revolution zur Epoche dient, ward das groſe Opfer, durch die einſtimmige und allgemeine Aufhebung aller Feudalrechte, vollbracht. In dieſer denkwürdigen Sizung willigte die Geiſtlichkeit und der Adel ein, alle Auflagen gleichlich zu bezahlen; die gutsherrlichen Gerichte wurden abgeſchaft; man verordnete, daß die Juſtiz im ganzen Königreiche unentgeltlich verwaltet werden ſollte, und man beſchloß die gänzliche Abſchaffung des Jagdrechts. Mitten unter einer Menge andrer Verzichtleiſtungen und Abſchaffungen, bemerkt man die

Rechte der Freilehen, der todten Hand, der Erblehen, der Lehnspräſtationen aller Art, des Taubengelds, der Annaten, Meiſterrechte, des Stellen = und Aemterverkaufs. Kein Geiſtlicher ſollte mehr als Eine Pfründe beſizen können. Alle Bürger wurden für wählbar zu allen bürgerlichen und militairiſchen Stellen erklärt; und der hohe Adel brachte der Nation ein Opfer mit allen ſeinen Titeln und einem Theile ſeiner Penſionen dar. Der lezte unter allen dieſen verſchiedenen Beſchlüſſen war der, welcher dem König den Titel des Wiederherſtellers der franzöſiſchen Freiheit zuerkannte, und verordnete, daß ein Te Deum in Gegenwart des Hofes abgeſungen werden ſollte.

Noch blieb die Abſchaffung eines wichtigen Gegenſtandes übrig, wobei nicht dieſelbe Einſtimmigkeit ſtattfand. Es waren die Zehnten. Einige Perſonen ſahen dieſe Abſchaffung wie einen Kirchenraub an; die Geiſtlichkeit widerſezte ſich derſelben mit Macht. Die Stimmen der Verſammlung waren Anfangs ſo getheilt, daß es unmöglich war, einen Schluß zu faſſen; aber die Aufopferungen des Adels waren ſo gros und ſo glänzend geweſen, daß der Patriotism der Geiſtlichkeit endlich über ihr beſonderes Intereſſe obſiegte; dieſe Aufkeit endlich über ihr beſonderes Intereſſe obſiegte; dieſe Auflage auf die Nationalinduſtrie hatte das nemliche Schikſal wie alle andere Misbräuche, und die Erzbiſchöffe von Paris und von Rouen waren die erſten, die darauf Verzicht thaten.

Nachdem er dem Te Deum in der Kapelle von Verſailles mit beigewohnt, und nachdem er in ſeiner Antwort an den Präſidenten der Nationalverſammlung ſeine Freude und Zufriedenheit ausgedrükt hatte, ſchrieb der König dieſen Brief an den Erzbiſchof von Arles. Er bezeugt darin, wie in ſeiner Rede, „ſeine Zufriedenheit über den edeln, groſen und grosmüthigen Schritt der beiden erſten Stände des Staats, welche für die allgemeine Ausſöhnung, für ihr Vaterland, für ihren König, groſe Opfer dargebracht haben. Alles, was in dieſer Sizung geſchah, wo alle Privilegien aufgeopfert

wurden, ist ihm tief in's Herz gegraben. Er gesteht, daß das Opfer schön ist; aber zugleich erklärt er, daß er weiter nichts könne, als es bewundern. Sein Adel kan seinen Freilehen, seinen Kapitalnerien, und allen andern Feudalrechten entsagen; seine Geistlichkeit kan auf ihre Rechte, Einkünfte, Pfründen, Zehnten, Verzicht thun; aber Er wird nie einwilligen, sie zu berauben; den erstern, alles dessen, was seinen Ruhm machte, des Preises seiner Dienste, jener Belohnungen, die seinen bürgerlichen und militairischen Tugenden gebühren: die leztre, der Rechte, welche sie durch einen uralten Besiz, durch die Gelobungen der Glaubigen, und durch die Geschenke der Könige, seiner Ahnherren, erworben hat.„

„Ich werde„ sezt er hinzu, „Decreten, die sie berauben würden, meine Sanction nicht geben: denn in solchem Falle würde das französische Volk mich einst der Ungerechtigkeit oder der Schwäche anklagen können. Herr Erzbischof, Sie unterwerfen sich den Schlüssen der Vorsehung; ich glaube mich derselben zu unterwerfen, indem ich mich nicht jenem Enthusiasm überlasse, der sich aller Stände bemächtigt hat, aber der an meiner Seele nur abglitscht. Ich werde alles thun, was von mir abhangen wird, um meine Geistlichkeit, meinen Adel zu erhalten.„ In dieser Erklärung des Königs liegt ein Anschein von Grösse und Festigkeit, der mit seinem gewöhnlichen Charakter von Unbeständigkeit und Unschlüssigkeit eben nicht sehr übereinstimmt. Er hatte diese Decrete der Nationalversammlung in der Antwort, die er ihrem Präsidenten ertheilte, gewissermasen schon so gut wie genehmigt; er hatte den Titel des Wiederherstellers der französischen Freiheit angenommen, und sich mit seinem Adel und seiner Geistlichkeit vereinigt, um der göttlichen Vorsehung für die glänzenden Opfer zu danken, zu welchen ihr Edelmuth und Patriotism sie bewogen hatte.

In diesem Briefe an den Erzbischof von Arles äussert er das entschiedenste Widerspiel von allen den Gesinnungen, von welchen die Nationalversammlung ihn durchdrungen glauben muste; er lächelt über den Enthusiasm der beiden Stände, gegen welche er seine Seele zu verhärten den Muth hatte; und er zeigt ein gröseres Interesse für ihre Privilegien, als sie selbst dafür gezeigt hatten.

Die Beweggründe, die er anführt, um sein Betragen, das in jedem andern Falle sehr patriotisch und sehr löblich hätte seyn können, zu rechtfertigen, haben hier einen starken Anstrich von Sonderbarkeit. Warum entschliest sich der König, gegen die förmliche Decrete der Nationalversammlung, und gegen den ausdrüklichen Wunsch der privilegirten Stände, diesen Aufopferungen seine Sanction zu verweigern, und ihnen Privilegien zu erhalten, denen sie entsagt haben? „Weil„ sagt er, „das französische Volk ihn einst der Ungerechtigkeit odet der Schwäche anklagen könnte.„ Was für ein ausserordentliches und seltsames Volk mußte das seyn, wenn, nachdem es so viele Jahrhunderte hindurch unter dem erdrükenden Gewichte der Privilegien geseufzt, eine plözliche und unbegreifliche Zuneigung zu seinen ehemaligen Fesseln dasselbe bewegen konnte, den, der es davon befreit hatte, der Ungerechtigkeit anzuklagen?

Wohl kann man begreifen, daß, wenn das Volk gegen seine Unterdrüker aufgestanden wäre und seine Ketten zerbrochen hätte, die privilegirten Stände den König der Ungerechtigkeit hätten anklagen können, wenn er sich zu ihren Leibeigenen geschlagen, und sie in ihrer Rebellion unterstüzt hätte. Man könnte sogar zugeben, daß diese Anklage von Seiten der Adelichen gerecht gewesen seyn würde, wenn die blose Mehrheit der Nationalversammlung, der dritte Stand z. B., dieses Decret gegen den offenbaren Willen der beiden andern Stände gegeben, und wenn der König hierauf seine Beistimmung dazu ertheilt hätte. Allein wenn man sich erinnert, daß diese Entsagung

einstimmig geschah, daß der Ruf der Freude und der Dankbarkeit sich bei dieser Gelegenheit von einem Ende Frankreichs bis zum andern hören ließ, so ist man mit Recht erstaunt, daß der König bei diesem allgemeinen Enthusiasm so ganz unempfindlich blieb; daß er allein unterdrükende und verderbliche Privilegien und die schimpflichen Usurpationen der Geistlichkeit behaupten wollte, da diejenigen, die am meisten bei deren Aufrechthaltung interessirt waren, gänzlich Verzicht darauf gethan hatten, und daß er sich auf den Willen des Volks berief, um eben so schädliche als herabwürdigende Auszeichnungen zu verewigen, welche zu zerstören das Volk so äusserst interessirt war. Vergebens würde man den Beweggrund eines so ausserordentlichen Betragens aufgesucht haben, wenn man ihn nicht zu Ende dieses Briefes deutlich angegeben fände. „Wenn der Wille des Volks sich ausspräche, werde ich meine Pflicht gethan haben. Wenn die Gewalt mich zur Sanction zwänge, dann werde ich nachgeben; aber dann würde auch in Frankreich weder Monarchie noch Monarch mehr seyn; denn diese zwei Dinge können nur da bestehen, wo die Geistlichkeit einen erlauchten und verehrten Stand ausmacht, wo der Adel einiges Ansehen geniest, und sich zwischen das Volk und den König stellen kan.„ Wenn, unter den Worten Monarchie und Monarch, der König das verstand, was diese Worte buchstäblich bezeichnen, nemlich den Willen eines einzigen Individuums im Staat, mit Ausschluß aller andern; oder wenn er von der Fortdauer der Misbräuche, welche den privilegirten Ständen die Rechte und die Freiheiten der ganzen Nation aufopfern, sprechen wollte, so hatte er Recht. Allein nach der Explosion, die im Monat Jul. stattgehabt hattte, und nach der durch den Adel und die Geistlichkeit geschehenen Aufopferung dieser Misbräuche und dieser Privilegien, konnte es keine solche Monarchie und keinen solchen Monarchen mehr geben. Hierin lag der Irrthum des Königs. Die, welche ihn umgaben, hatten ihn beredet, daß diese Revolution weiter nichts, als eine vorübergehende Aufwallung

wäre; daß er, bekleidet mit der höchsten Gewalt, und gegen ein zum Gehorchen gewöhntes Volk, nur durch Temporisiren dem ersten Stosse zu widerstehen brauchte, nnd daß die alte Ordnung der Dinge wiederhergestellt werden würde. Wäre es ihm unmöglich gewesen, sich zu beugen, oder vielmehr sich zu dem erhabenen Range, den die Nation ihm angewiesen hatte, dem Range des Wiederherstellers der französischen Freiheit und der ersten Obrigkeitsperson eines freien Volkes aufzuschwingen, so würde es rechtlicher und edler gewesen seyn, geradezu seine Denkungsart zu erklären, und seine Laufbahn mit aller seinem Range ziemenden Würde zu endigen. Im Gegentheil sieht man ihn laut die aufrichtigste Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge äussern, und insgeheim alle Mittel suchen, sie, sobald er nur Gelegenheit dazu finden würde, wieder umzustürzen; schwach in allen Vorfällen, wo er hätte Thatkraft zeigen sollen; fest und hartnäkig in allen solchen, die ihm verderblich werden, und das Unglük seines Vaterlands noch vermehren konnten.

XXI Brief.

An den Grafen von Artois.

7 Sept. 1789.

Mein Bruder, Sie beklagen sich, und Ihr Schreiben, bei welchem Ehrerbietung und brüderliche Liebe Ihnen die Feder führten, enthält Vorwürfe, die Sie für gegründet halten. Sie sprechen von Muth, von Widerstand gegen die Projekte der Aufwiegler, von Willen..... Mein Bruder, Sie sind nicht König! Der Himmel, indem er mich auf den Thron sezte, gab mir ein empfindsames Herz, die Gefühle eines guten Vaters. Alle Franzosen sind meine Kinder; ich bin der

gemeinschaftliche Vater der grosen Familie, die meiner Sorge anvertraut ist. Undank, Haß, bewafnen sich gegen mich; aber die Augen sind umnebelt, die Gemüther irregeführt, der revolutionäre Schwindel hat alle Köpfe verwirrt.

Das Volk glaubt sich für seine eigne Sache zu interessiren, und nur mich allein hätte ich vertheidigen können. Ich könnte das Zeichen zum Kampfe geben; aber welch gräßlicher Kampf, und welch noch gräßlicherer Sieg! Können Sie glauben, daß ich triumphirt haben würde, im Augenblik, wo alle Stände des Staats sich vereinigten, wo dis ganze Volk sich gegen mich bewafnete, wo die ganze Armee ihren Eid, die Ehre und ihren König, vergaß! Wahr ist es, ich würde das Signal zum Gemezel gegeben haben, und Tausende von Franzosen würden hingeschlachtet worden seyn..... aber vielleicht werden Sie sagen: das Volk habe triumphirt; es habe mir durch seine Ausschweifungen bewiesen, daß seine Gesinnungen nicht so edelmüthig waren. daß es den Sieg zu misbrauchen und seinen überwundenen Feind niederzustossen wage. Ach, zählen Sie denn für nichts die Ruhe eines guten Gewissens? Ich habe meine Pflicht gethan: und während der Mörder von Gewissensbissen zerfleischt wird, kann ich laut sagen: ich bin nicht verantwortlich für das vergossene Blut; ich habe keinen Mord befohlen; ich habe Franzosen gerettet; ich habe meine Familie, meine Freunde, mein ganzes Volk gerettet; ich habe das innigste Bewustseyn, daß ich Gutes gewirkt; meine Feinde haben ihre Zuflucht zu Verbrechen genommen. Wer ist nun derjenige unter uns, dessen Schiksal am beneidenswürdigsten ist? O nicht mehr, Bruder, klagen Sie mich nicht mehr an: die Zeit, die Umstände, und tausend Ursachen, deren Entwikelung hier zu weitläuftig seyn würde, haben Frankreichs Unglük gemacht. Es ist allzu grausam, dasselbe m i r vorzuwerfen; dis heißt, sich mit meinen Feinden verbinden, um dis väterliche Herz zu zerreissen. Bruder, ich habe mich für mein Volk aufgeopfert; seyn Sie überzeugt, daß ich, nun diese erste Pflicht erfüllt ist,

mich für Sie und die Franzosen, die ihnen nachgefolgt sind, aufzuopfern wissen werde. Schon erregt Ihre Entfernung Murren; schon versprechen sich's die Factionen, daß sie uns werden anklagen, und diesen Schritt benuzen können, den sie jezt eine Flucht, eine Verschwörung, ein Verbrechen nennen. Diese Ideen pflanzen sich fort; sie werden verderbliche Folgen hervorbringen, wenn die Ruhe nicht hergestellt wird; wenn Ihre Zurükberufung unmöglich wird; wenn ich die günstige Gelegenheit versäume, die freiwillig exilirten Franzosen nach Frankreich zurükzurufen, welche sich beeifern müssen, dem Verlangen zu gehorchen, welches zu äussern ich mir dann zur Pflicht machen werde. Adieu, mein Bruder; vergessen Sie nicht, daß ich Sie liebe, und daß ich mich mit Ihnen beschäftige.

Ludwig.

Bemerkungen
über den einundzwanzigsten Brief.

Wenn es möglich ist, einige Gründe aufzufinden, um die Verirrung des Königs zu dieser Zeit zu entschuldigen, so kann man sie nirgend anders suchen, als in den Leidenschaften und Vorurtheilen derer, die ihn belagert hielten, und ihn unaufhörlich zu feindlichen Handlungen gegen die Revolution antrieben. Seine gröste Feinde waren von seinem eignen Hause. Man kann diesen Brief nicht lesen, ohne Gefühl des Mitleids und des Unwillens; des Mitleids, für den unglüklichen Fürsten, der nicht den Muth hatte, diesem Strom der Verkehrtheit zu widerstehen; des Unwillens, gegen die, welche, durch ihren Rath oder ihre Vorwürfe, ihn von Fall zu Fall, und bis in seinen gänzlichen Untergang stürzten.

Man hat den Grafen von Artois immer als den eifrigsten und entschlossenften Anhänger der gewaltsamen Maasregeln

kennen gelernt. Er, der nach der Einnahme der Bastille und dem Rükzuge der Armee, die er versammelt hatte, um die Nationalversammlung auseinander zu treiben, feiger Weise aus seinem Vaterland entfloh, spricht zu seinem Bruder, stolz, von Muth und Widerstand: er erkühnt sich, Vorwürfe unter seine Klagen zu mischen. Die Antwort des Königs auf diese Vorwürfe ist voll Würde: und aus dieser Antwort kann man leicht auf die Beschaffenheit der Anklage schlieffen. „Ich würde zwar allerdings„, sagt der König, „das Signal zum Gemezel gegeben haben, und Tausende von Franzosen wären hingeschlachtet worden.„ Der Graf, der sich über dem Rhein in Sicherheit befand, war des Sieges gewis. wenn der Kampf stattgehabt hätte. Allein der König hatte das Wagestük kälter berechnet; er mustert die Feinde, die er zu bekämpfen hätte; sie sind, nach dieser Aufzählung, eben nicht so verächtlich; man findet da alle Stände des Staats, das ganze gegen ihn bewafnete Volk, die ganze Armee, die ihren Eid, die Ehre und ihren König, vergessen hatte. Der Hof hatte keine andre Stüze, als seine Hofschranzen und seine Rathgeber; und selbst die vornehmste unter diesen hatten, bei der ersten Explosion, ihr Heil in der Flucht gesucht.

Unsre Theilnahme für diesen unglüklichen Fürsten muß nothwendig zunehmen, wenn man ihn voll von jener sanften und innigen Zufriedenheit erblikt, welche das Bewustseyn einer guten That einflöst, wenn man sieht, wie er sich der Weigerung freut, wodurch er sich dem von seinem Bruder so heiß gewünschten Signal zum Gemezel widersezte. Er antwortet auf dessen Vorwürfe mit dem Ausdruk eines guten, einfachen und tiefgerührten Herzens; „O nicht mehr, Bruder, klagen Sie mich nicht mehr an: die Zeit, die Umstände, und tausend Ursachen, deren Entwikelung hier zu weitläuftig seyn würde, haben Frankreichs Unglük gemacht.„ Er konnte dis so glauben; ungerecht, ja grausam würde es seyn, in diesem Augenblik des Herzensergusses an Doppelzüngigkeit bei ihm denken

zu wollen. Aber da er selbst von allem Vorwurfe übler Aufführung entfernt war, so hätte er hier von der Verschwendung, der Unsittlichkeit, den Ausschweifungen derer, die ihn umgaben, sprechen, und ein Gemählde aufstellen können, dessen fürchterliche Aehnlichkeit den, dem er antwortete, vor Grauen und Entsezen zurükbeben gemacht haben würde. Im Gegentheil tadelt er seinen Bruder blos über seine Abwesenheit; er dringt in ihn, daß er zurükkommen möchte, welches er, zum Glüke für sein Vaterland, und vielleicht zum noch grösern Glüke für sich selbst, nicht that.

Der Widerwille des Königs vor allen Veränderungen, die bewerkstelligt worden waren, dauert noch immer in seiner vollen Stärke fort. Er spricht vom Undank, vom Haß, der gegen ihn bewafnet sey; er stellt alle Augen in Frankreich als umnebelt, alle Gemüther als verirrt dar. Der revolutionäre Schwindel tobt in allen Köpfen; er versichert, er habe sich für sein Volk aufgeopfert; aber es ist schwer zu errathen, welches diese Opfer sind. Wenn sich die Beweise davon in diesem Briefe finden sollen, so sind sie sämtlich gegen ihn. Der König war, zu dieser Epoche, gewohnt, betrogen zu werden, und sich selbst zu betrügen: doch ein Opfer ist, welches nicht vergessen werden darf, das Opfer der Rachgier und der niedrigen Leidenschaften derer, die ihn umgaben, die nichts heisser wünschten, als im ganzen Königreich einen Bürgerkrieg zu entzünden, der sich nur mit ihrer gänzlichen Vernichtung geendigt, und Ruin und Verwüstung in allen Provinzen verbreitet haben würde.

XXII Brief.

An den Hn. Grafen d'Estaing.

Versailles, 5 Oct. 1789, Abends 7 Uhr.

Sie wollen, mein Vetter, daß ich mich in den kritischen Umständen, worin ich mich befinde, entscheiden, und einen gewaltsamen Entschluß fassen soll; daß ich eine rechtmäsige Gegenwehr gebrauchen, oder mich von Versailles entfernen soll. Welches auch die Kühnheit meiner Feinde seyn mag, so wird es ihnen doch nicht gelingen; der Franzose ist unfähig, einen Königsmord zu begehen. Vergebens wirft man Gold mit vollen Händen aus, treibt das Verbrechen und der Ehrgeiz sich um; ich wage zu glauben, daß diese Gefahr nicht so dringend ist, wie meine Freunde sich's bereden. Die Flucht würde mich gänzlich zu Grund richten, und der Bürgerkrieg würde die verderbliche Folge davon seyn. Mich vertheidigen? ich müste das Blut von Franzosen vergiesen, mein Herz kann sich nicht mit diesem gräßlichen Gedanken vertraut machen. Lassen Sie uns mit Klugheit zu Werk gehen; wenn ich unterliege, werde ich mir wenigstens keinen Vorwurf zu machen haben. Ich habe so eben einige Mitglieder der Versammlung gesprochen, ich bin zufrieden; ich wage zu hoffen, daß die öffentliche Ruhe wieder hergestellt werde. Aber kein Angrif, keine Bewegung, die glauben machen könnte, daß ich mich zu rächen, oder auch nur zu vertheidigen suchte!

Ludwig.

Bemerkungen
über den zweiundzwanzigsten Brief.

Dieser Brief an den Grafen von d'Estaing bezieht sich auf die Begebenheiten vom 5 und 6 October. Der Graf war damals Kommandant der Nationalgarde von Versailles: und im Augenblik, wo dieser Brief geschrieben wurde, befand er sich an der Spize der Garde du Corps, des Regiments Flandern, der Dragoner und der Schweizergarde. Diese Truppen waren vor dem Pallast von Versailles, gerade am Haupteingange aufgestellt, wo sie die Nationalgarde von Paris erwarteten, die unter dem Kommando des Hn. von la Fayette auf Versailles zog.

Die Begebenheiten in den ersten Tagen des Monats October dieses Jahrs sind eine wichtige Epoche der Revolution. Sie waren der Stoff mehrerer schönen Reden, einer Menge Schriften, so wie der Berathschlagungen der Nationalversammlung und der Verlegenheit der Gerichte, vor welche sie gebracht wurden. Troz alles Geheimnisses, in das man sie zu hüllen suchte, ist es beinahe ausser allen Zweifel, daß sie das Resultat einer doppelten Verschwörung waren: von der einen Seite, des Hofes, welcher sich der Gewalt, die ihm entschlüpft war, wieder bemächtigen wollte; und von der andern Seite, einer Partei, welche ihre geheimen Plane unter der Maske des Patriotism verbarg, die Misvergnügten zu gewaltsamen Maasregeln antrieb, und sie so zu Werkzeugen machte, um zu ihren strafbaren Endzweken zu gelangen. Der Herzog von Orleans war mehr als blos im Verdachte, daß er das Haupt dieser Partei wäre; und wer sich die Mühe nehmen will, die nähern Umstände, die uns von diesen Begebenheiten nachgeblieben sind, zu durchgehen, wird darin Gründe genug finden, um diesem schändlichen Demagogen die niederträchtigen Motive beizumessen, die dieses Ereigniß bewirken halfen. Es scheint, daß der König sich vor dieser Verschwö-

rung gegen sein, durch die Veränderungen, welche die Revolution bewirkt hatte, bereits geschwächtes Ansehen, und sogar gegen sein Leben, wenig fürchtete. „Welches auch die Kühnheit meiner Feinde seyn mag„, sagt er, „so wird es ihnen doch nicht gelingen. Der Franzose ist nicht fähig, einen Königsmord zu begehen. Vergebens wirft man Gold mit vollen Händen aus, treibt das Verbrechen und der Ehrgeiz sich um.„ Bei dieser Uiberzeuguag muß man sich wundern, daß er nicht sorgfältiger vermied, Vorwände zu geben, um so strafbare Absichten in Vollziehung zu bringen. Gewiß konnte nichts besser dazu dienen, den neuen Aufstande wenigstens dem Scheine nach, zu rechtfertigen, als die Auftritte, die damals in dem Pallast zu Versailles vorfielen, wo man den Haß, den man gegen die neue Ordnung der Dinge hegte, so wenig verbarg, daß man öffentlich die feindseligsten und für die Nation beleidigendsten Handlungen duldete; und daß die, welche das grösie Interesse dabei hatten, diesen unklugen Bewegungen Einhalt zu thun, noch viel weiter giengen, als daß sie blos ihren Beifall darüber bezeugten.

Das Zögern des Königs, die Decrete der Nationalversammlung, welche die Grundlage der neuen Constitution ausmachten, zu sanctioniren, und der, wahre oder vorgebliche, Brodmangel in der Hauptstadt, waren die Vorwände dieses Angrifs gegen die königliche Prärogative; aber der Kommandant von Paris, Hr. von la Fayette, der durch Civilgewalt genöthigt worden war, sich an die Spize der Pariser Garde, die nach Versailles zog, zu stellen, vereitelte durch seine Klugheit alle treulosen Plane und alle finstern Komplotte derer, die selbigen projektirt hatten. Beide Parteien verfehlten bei dieser Gelegenheit ihren Schlag. Der Hof erkannte von neuem die völlige Ohnmacht seiner Anstrengungen, um eine Gegenrevolution herbeizuführen: und jene Feinde, von welchen der König spricht, bemerkten ebenfalls, daß die Werkzeuge, die sie erkauft und in Bewegung gesezt hatten, nicht

so ganz geneigt waren, das Verbrechen zu begehen, zu welchem man sie wahrscheinlich in Aufstand zu sezen gesucht hatte.

Welches auch die Ursache dieses Aufstands war; sey es, daß man ihn der Verschwörung des Hofes gegen die Revolution, oder der Verschwörung einer Faction gegen den Hof zuschreiben muß, so kann man doch nicht anders als den Gesinnungen und dem Betragen des Königs in so schwierigen Umständen die grösten Lobsprüche ertheilen. Ob wir gleich öfters seine Schwäche tadeln, so ist es doch ziemlich wahrscheinlich, daß wir ihn weniger tadeln würden, wenn es möglich wäre, die verderblichen Rathschläge, die man ihm gab, zu kennen. Der Graf d'Estaing war, wie es aus der Antwort des Königs erhellt, stark in ihn gedrungen, sich der Gewalt zu bedienen, oder sich von Versailles zu entfernen. Im Prozeß der Königin, als der Graf vorgeführt wurde, um wider sie zu zeugen, ward bewiesen, daß er sich am 5 October durch die Municipalität von Versailles, die damals von der Partei des Hofes war, einen bestimmten Befehl hatte geben lassen, zuerst gegen die Pariser alle gütlichen Mittel zu versuchen, und im Fall sie nicht von Erfolg wären, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Der lezte Artikel dieser schriftlich ertheilten Instruction befahl ihm, nichts zu versäumen, um den König bald möglichst nach Versailles zurükzubringen.

Man war auch in die Königin gedrungen, daß sie sich durch die Flucht gegen die Volkswuth sichern sollte, die besonders gegen sie auf den höchsten Grad gestiegen war. Die Aussage des Grafen, in diesem berühmten Prozeß, vor dem Revolutionsgerichte, verdient hier bemerkt zu werden. „Ich hörte„ sprach der Graf, „die Rathgeber des Hofes zu der Gefangenen (der Königin) sagen, daß das Volk von Paris käme, um sie zu ermorden, und daß sie sich auf der Stelle entfernen müste: sie antwortete ihnen hierauf sofort, mit vieler Würde:

„Wenn

„Wenn die Pariser kommen, um mich zu ermorden, so werden „sie mich zu den Füssen meines Gemahls finden; aber nie „werde ich ihn verlassen.„

Wahrscheinlich hatte der Graf jene Anordnungen mit der Municipalität von Versailles ohne die Theilnahme des Königs getroffen, da er, als er sie am Abend des 5 Octobers ihm vorlegte, von ihm die in diesem Briefe enthaltene förmliche abschlägige Antwort erhielt. Die Klugheit des Königs macht hier einen schönen Kontrast mit der Thorheit seiner Rathgeber, die sich an das, was sich erst vor drei Monaten ereignet hatte, hätten erinnern, und die Vergeblichkeit des Widerstandes einiger Kompagnien Soldaten gegen eine bewafnete Nation einsehen sollen, und wie wenig man auf die Treue der Truppen zählen konnte, die der König beschuldigte, daß sie ihren Eid gebrochen hätten, nnd die noch die nemlichen Gesinnungen hegten. Der König kannte die Gefahr seiner Lage zu gut, um sein Schikfal von dem Muthe oder von der Verwegenheit seiner Vertheidiger abhängen zu machen. Auch athmet die Antwort, welche er auf die Anerbietungen der Municipalität, und die dringenden Aufforderungen des Grafen gab, Gesinnungen von Menschlichkeit, die seinem Herzen nicht weniger Ehre machen, als der Entschluß, den er gefaßt hatte, das Wagestük zu bestehen, und zu Versailles zu bleiben, es seinem Verstande macht.

Wir haben bereits bemerkt, daß, vor der Ankunft der Pariser zu Versailles, der König, der mehrere Decrete der Nationalversammlung angenommen hatte, denjenigen, welche die Grundlage jener Freiheit aasmachten, als deren Wiederherstellers er ausgerufen worden war, seine Sanction verweigert oder verzögert hatte. Diese Weigerung, oder diese Zögerung, welche die Nationalversammlung wie eine Weigerung ansah, hatte die lebhaftesten Bemerkungen veranlaßt, und nach einer langen Discussion, in der man behauptete, daß die Versammlung keinen Augenblik verlieren müste, um von dem König die einfache

und unbedingte Annahme der Erklärung der Rechte und der Artikel der Constitution, die bereits decretirt waren, zu verlangen, trug man dem Präsidenten auf, sich an der Spize einer Deputation zu dem König zu begeben, und ihn zu bitten, diesen Decreten seine Sanction zu ertheilen.

Es war zu Ende dieser Discussion, da die Pariser an den Schranken der Versammlung erschienen, Welche Veränderung auf immer die Vorstellungen und die Festigkeit der Versammlung im Gemüthe des Königs hervorgebracht haben mochten, so ist doch kein Zweifel, daß der Schreken, den dieser Aufstand ihm verursachen muste, ein neuer Beweggrund ward, um ihn zu bestimmen, daß er jenen unsterblichen Grundsäzen, welche die Grundlage der französischen Freiheit wurden, seine Sanction ertheilte. Er willigte zugleich ein, seine Residenz von Versailles nach Paris zu verlegen, wo die Feinde der Revolution näher beobachtet werden konnten, und also weniger Gelegenheiten und weniger Mittel hatten, sich gegen sie zu verbünden. Die Stellvertreter der Nation, welche durch diese Maasregel eines grosen Theils ihrer Besorgnisse entledigt wurden, hatten mehr Musse den grosen Grundsäzen der Freiheit eine Form und einen Körper zu geben, und daraus gewissermasen ein Nationalglaubensbekenntniß zu machen.

XXIII Brief.

An Hn. von Brissac.

28 Oct. 1789.

Da ich den ritterlichen Eifer, der Ihr ganzes Betragen seit der Epoche unsers Unglüks leitete, nach Verdienst schäze, so gereicht es mir zur äussersten Zufriedenheit, Ihnen persönlich die Gesinnungen der Dankbarkeit zu bezeugen, welche die Köni-

gin und ich für das, was Ihre Biederkeit Ihnen am gestrigen Tage eingab, Ihnen schuldig sind. Ich habe diesen Morgen bei meinem Erwachen vernommen, daß Sie krank wären; ich glaubte, Ihnen den lebhaften Antheil, den wir an Ihrer Person nehmen, nicht besser beweisen zu können, als indem ich Sie der unwandelbaren Werthschäzung versichre, die ich mein ganzes Leben hindurch für einen so braven Franzosen, und für einen so treuen Unterthan, wie Sie, haben werde.

Ludwig.

Bemerkungen

über den dreiundzwanzigsten Brief.

Herr von Brissac, dessen ritterlichen Eifer der König hier rühmt, war einer von denen, die am meisten in ihn drangen, sich der Gewalt zu bedienen, indem er ihm die ausschweifendsten und am wenigsten zur Erreichung seiner Absichten dienlichen Maasregeln vorschlug. Er war Oberkommandant seiner neuen Garde, und trug in der Folge durch die Unklugheiten, zu welchen sein unüberlegter Eifer für die Sache des Königs ihn hinriß, am meisten zu deren Abschaffung bei. Dieser Eifer war für den König um so unglüklicher, da der Widerstand, welchen er dadurch den Decreten der Versammlung in Betref dieser Garde entgegenzusezen bewogen wurde, unter den Ursachen, welche die Ereignisse vom 10 August herbeiführten, keine der unbedeutendsten war.

XXIV Brief.

An Hn. von Beaument, meinen Agenten zu London.

Paris, 29 Nov. 1789.

Ihr lezter Brief beendiget nichts, und sagt wenig von der Operation, die Ihnen aufgetragen ist. Welche Sorglosigkeit, oder welche Trägheit! Sie wissen, daß ich die Summe nöthig habe, die Sie zu unterhandeln angewiesen sind, und Sie lassen geschehen, daß man Ihnen zuvorkommt. Sie sehen die Bankiers nicht, und Sie lassen die Anleihe des Herzogs von Orleans ruhig zu Stande kommen. Und doch waren die Augenblike so kostbar, und das Geld so nothwendig! Ich weiß wohl, daß der Minister des Innern mit seiner Gegenpolizei nicht viel ausrichtet, und mich vieles kostet. Er weiß, wie abgeneigt ich bin, mich in Schulden zu steken, und wie wenig Werth ich auf Verführungsmittel lege. Er will den Herzog von Orleans nachäffen, der sich zu Grund richtet, um Uibels zu thun, oder sich wegen eines elenden Liedchens oder wegen irgend einer Verachtung zu rächen, die er, wie ich überzeugt bin, vollkommen verdient hat. Einer von meinen Agenten im Palais-Royal hat mir nicht nur die Bestimmung der Summen, die er entlehnt hat, sondern auch die Verwendung derselben zu wissen gethan: es ist sicher, daß an die Hauptanhänger des Herzogs von Orleans 1,500,000 Livres vertheilt wurden. Mirabeau bekam, für seinen Antheil, 80,000 Livres, die bei Latouche ausbezahlt, und in drei Fiakern nach der Strasse Chaussee-d'Antin geführt wurden.* Ich habe die Liste der Deputirten, die etwas bekommen haben. Man hat in der

* Dieser Abschrift war, mit einer Steknadel, eine Liste beigeheftet, enthaltend die Namen derer, welche von der durch den Herzog von Orleans, zu London, im Jahr 1789, gemachten Anleihe, Geldsummen erhalten hatten.

Vorstadt St. Antoine und bei einigen Anhängern des Herzogs 60,000 Livres vertheilt; maa hat sich beeifert, den Rükstand einiger kühnen Leute, die durch ihren ränkevollen Geist und ihre ehrgeizigen Vuen bekannt sind, zu bezahlen. Man findet auf dieser Liste den Namen eines gewissen Marat, den von Danton, die Namen einiger nach Frankreich geflüchteten Genfer von der Partei, die sich in Genf die patriotische nannte, wie auch die Namen einiger unbekannten, aber sehr gefährlichen Menschen.

So sind also viele Schurken gegen mich vereint: ich fühle es wohl; man muß, wie Sie es sagen, sich ihrer Taktik bedienen, und unternehmende Leute für mich gewinnen, oder vielmehr den Eifer einiger von meinen treuen Unterthanen belohnen. Mit Vergnügen werde ich das Geld, das ich versprochen habe, austheilen lassen: es wird nicht dazu verwendet werden, um Verbrechen zu begehen, sondern es wird dazu dienen, meine Feinde zu beobachten, uud ihre Projekte zu vereiteln. Eilen Sie, meine Befehle zu vollziehen, damit die versprochene Verwendung erfolgen kann. Benuzen Sie die gute Stimmung auswärts.

Ludwig.

Bemerkungen

über den vierundzwanzigsten Brief.

Dieser Brief liefert einen traurigen Beweis von den falschen Maasregeln, zu welchen man den König manchmal verleitete. Wir sehen, daß er sich herabläßt, von jenen niedrigen und schimpflichen Mitteln Gebrauch zu machen, die er mit so vielem Rechte an dem Herzog von Orleans tadelt. Wir sehen, daß er seinen Minister des Innern in der Einrichtung „einer „Gegenpolizei, die nicht viel ausrichtet, und ihn vieles kostet„ unterstüzt. Und während er diesen Minister tadelt, „daß er

„den Herzog von Orleans nachäffen wolle„, beschuldigt er seine Agenten zu London „der Sorglosigkeit oder der Trägheit„, weil sie ihm nicht die Mittel liefern, dem Beispiel zu folgen, das er verdammt. Hr. von Beaument war, wie es scheint, zugleich einer von den Rathgebern und einer von den Geldmäklern des unglüklichen Monarchen. Man muß„, sagt der König, „wie Sie es selbst sagen, sich ihrer (d. h. seiner Feinde) Taktik bedienen, und einige unternehmende Leute für mich gewinnen.„ Zwar erklärt der König, „daß dieses Geld nicht zu Verbrechen verwendet werden soll, und gewiß ist es, daß er, für sich, unfähig war, einen solchen Gebrauch davon zu machen; aber welche Gewißheit konnte er haben, daß diese unternehmenden Leute seinen wohlthätigen Absichten getreue Mandatare seyn würden? Und muste er nicht befürchten, daß ihre Kühnheit, unterstüzt durch die Geldhilfe, die er von London her erwartete, ihn zu irgend einer andern Krise der Revolution hinführen würde, aus der er sich noch schwerer würde heraushelfen können, als aus der ersten?

Obgleich dis Bestechungssystem vollkommen zu den Absichten und Gesinnungen des Herzogs von Orleans passen mochte, so war es doch zuverlässig Ludwigs XVI. ganz und gar unwürdig: es hatte überdem den wesentlichen Fehler, daß es den König veranlaßte, den Decreten der Nationalversammlung einen tadelnswürdigen Widerstand entgegenzusezen, indem es ihm mit der trüglichen Hofnung schmeichelte, „seine Feinde zu beobachten, und ihre Projecte zu vereiteln.„ Hätte er, im Gegentheil, die Vuen der klugen Mehrheit, welche damals allen Einfluß hatte, offen und redlich unterstüzt, so würde es ihm besser gelungen seyn, „seine Feinde zu beobachten, nnd ihre Projekte zu vereiteln„ als er es mit all dem Gelde, welches Anleihen oder Bankiers ihm verschaffen konnten, nicht zu thun vermochte.

Um dem Hn. von Beaumont mehr Eifer und Thätigkeit einzuflößen, benachrichtigt ihn der König nicht nur, daß es dem Herzog von Orleans gelungen sey, 1,500,000 Livres zu London zu entlehnen, woran man gezweifelt hatte, sondern er sagt ihm auch, auf welche Art diese Summe vertheilt worden. Mirabeau hatte, bei dieser Vertheilung, 80,000 Livres erhalten, die ihm in drei Fiakern waren zugeführt worden. Uiber diesen Transport ist weiter nichts zu bemerken, als dessen Unwahrscheinlichkeit. Es ist möglich, daß Mirabeau von dem Herzog von Orleans Geldsummen erhalten hat; man beschuldigt ihn auch, daß er dergleichen von Ludwig XVI erhalten habe: der König und sein Vetter hatten daher gleichen Vortheil, wofern es ein solcher ist, diesen berühmten Mann pensionirt oder besoldet zu haben. Aber Mirabeau war, wie man sieht, nicht der einzige, der an der Freigebigkeit des Herzogs von Orleans Theil hatte; der König versichert seinen Agenten, daß er die Liste der Deputirten habe, unter welche der Ertrag dieser Anleihe vertheilt wurde.

Diese Liste ist dem Briefe beigefügt: und obgleich der französische Herausgeber die Absicht hatte, bei der Lieferung dieser Correspondenz sie bekannt zu machen, so glaube ich, daß man uns nicht nur nicht tadeln, sondern vielmehr loben wird, daß wir in dieser Rüksicht die kluge Sorgfalt des Königs nachahmen, der seinem Correspondenten nur drei von denen nennt, die auf dieser Liste begriffen waren, und gegen welche bei ihrer bekannten Unmoralität, keine Verläumdung stattfand; wahrscheinlich weil er die Reputation von allgemein geschäzten Männern, in Ansehung deren es ihm möglich, ja sogar wahrscheinlich schien, daß man sich geirrt hätte, nicht zu Grund richten wollte. Wir sind desto geneigter zu dieser Weglassung, da der König, indem er ihre Namen aufzeichnete, nicht behauptet, daß er die gewisse Uiberzeugung von der Wahrheit der Anklage habe. Einer von seinen Spionen hat ihm diesen Bericht erstattet. „Einen von meinen Agenten im Palais-Royal„ sagt er,

„hat mir nicht nur die Bestimmung der Summen, die der Herzog von Orleans entlehnt hat, sondern auch deren Verwendung zu wissen gethan.„

Der König hatte auch seine Gegenpolizei, so gut wie sein Ministe; und wie ein geschikter General, hatte er seine Spionen im Lager seines Feindes. Die Pflicht dieser Spionen war ohne Zweifel, ihn von allen Bewegungen des Herzogs von Orleans zu benachrichtigen; und da die, welche dergleichen Aufträge übernehmen, gewöhnlich eben keine Personen von grosem Zartgefühl oder von strenger Wahrhaftigkeit sind, so ist ein groser Anschein vorhanden, daß die von ihnen erstattete Berichte oft mehr so abgefaßt waren, wie sie am meisten gefallen konnten, als so, wie sie am meisten mit der Wahrheit übereinstimmten. Dergleichen Agenten sind immer dabei interessirt, Details zu liefern, die ihren Diensten den meisten Werth geben können, ohne daß sie zu besorgen haben, man möchte sie auf der Unwahrheit ertappen, da es überhaupt unmöglich ist, das Wahre oder das Falsche in ihren Berichten, über die man keine nähere Erkundigung einziehen kann, zu erkennen.

Die Publizität der in dieser Liste enthaltenen Namen würde den, der die Niederträchtigkeit oder die Bosheit hatte, sie zu fabriziren, am überzeugendsten Lügen strafen, und der augenscheinliche Beweis seyn, daß er seinen Committenten betrog. Zwar finden sich darunter einige, die man gar wohl in Verdacht haben könnte, daß sie diesen Sündensold verdient und empfangen hätten, und für deren Vaterland es das gröste Glük seyn würde, wenn man ihnen nicht Verbrechen vorzuwerfen hätte, deren Andenken uns noch jezt mit Grauen erfüllt. Auch gibt es noch andre, deren Ruf nicht über allen Argwohn erhaben ist; aber man findet darunter mehrere, deren reine Gesinnngen und tadelloses Betragen selbst die schamloseste Verläumdung nie anzutasten wagte, und deren unerschütterliche Grundsäze, mitten in den schreklichsten Stössen der Revolu-

tion, auf gleiche Weise allen Corruptionen, und der Tyrannei, welche Gestalt sie auch annehmen mochte, widerstanden; einige sogar, die ihre reine und redliche Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit mit ihrem Blute versiegelt haben. Alles also, was dieser Brief beweist, ist, daß der König Agenten gebrauchte, um sich Geld zu verschaffen, womit er „unternehmende Leute„ besolden könnte, daß sein Minister des Innern, um diese Zeit, eine Polizei im Gegensaze von jener der gesezlichen und anerkannten Autorität hatte; und daß er selbst Spionen im Pallaste des Herzogs von Orleans unterhielt. Solchemnach ward Ludwig XVI dnrch treulose und arglistige Rathgeber verleitet, ein Betragen nachzuahmen, welches sein natürliches Zartgefühl als Mensch, und das Gefühl seiner Würde als Fürst, ihn an einem andern nicht blos zu tadeln, sondern sogar zu verabscheuen zwang.

XXV Brief.

An seine Hoheit und Eminenz, Emanuel von Rohan-Poldue, Grosmeister des Ordens von Malta.

Paris, 18 Nov. 1789.

Mein Vetter, in frommen Jahrhunderten hatte das grosmüthige Frankreich den Orden des heil. Johannes von Jerusalem mit seinen Wohlthaten überhäuft. Die christliche Welt erkannte dessen Nüzlichkeit: es gefiel ihr auch, Ihren Rittern alle die Privilegien zu bewilligen, deren Prärogative sie bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten haben. Die Könige, meine Ahnherren, haben den Willen der Stifter und das Recht der Titularen bestätiget. Gebieterische Umstände haben eine Verän-

derung in der politischen Ordnung Frankreichs herbeigeführt: die Ritter von der französischen Zunge werden ohne Zweifel das Beispiel, das ich ihnen gebe, nachahmen. Wenn alle Stände des Staats Aufopferungen machen, werden sie nicht zurükbleiben: ich überlasse es Ihrer Weisheit, mein Vetter, die Maasregeln zu ergreifen, welche mit den Arbeiten der Nationalversammlung zusammentreffen können, und bitte Gott, daß er Sie, mein Vetter, in seinen heiligen Schuz nehme.

Ludwig.

Bemerkungen über den fünfundzwanzigsten Brief.

Der militairische Mönchsorden von Malta hatte dem untersuchenden Blike der Nationalversammlung, in dem Augenblik, wo der Reformirgeist, der sie leitete, sie antrieb, allen Misbräuchen nachzuspüren, und sonach alle Privilegien zu vernichten, nicht entgehen können. Die Güter, die diesem Orden gehörten, waren in dem Decret begriffen, welches alles geistliche Eigenthum unter die Hände der Nation gestellt hatte; und die Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, welche die französische Zunge ausmachten, waren Pensionairs des Staats geworden.

Obgleich diese Ritter nicht die Ehre und das Vergnügen hatten, selbst ihre Privilegien aufgeopfert zu haben, wie die ersten Stände des Staats es gethan, so zählte man unter ihnen doch manche, die eben so edle als patriotische Gesinnungen hatten. Man findet in einer, ohngefähr um diese Zeit, zu Malta durch den Ritter von Ransijat, der eine der ersten Stellen auf der Insel bekleidete, verfaßten Denkschrift, „daß die Misbräuche, die sich in dem Orden eingeschlichen hatten, so zahlreich und so augenscheinlich waren, daß alle Mitglieder auf gleiche Weise die Nothwendigkeit ihrer Reform zu erkennen

schienen.„ Aber da ich unterrichtete Personen befragte, ob seine Collegen wirklich von diesem Geiste der Reform beseelt gewesen, schien es mir, daß Er so ziemlich der Einzige war, der mit wahrer Aufrichtigkeit dabei zu Werk gieng. Der Theil seiner Denkschrift, der von der Sklaverei der Malteser, und den Mitteln, sie davon zu befreien, handelt, macht ihm als Menschen und als Bürger gleichviel Ehre.

Der Styl des Königs, in dem Briefe an den Grosmeister, ist voll Urbanität, und selbst auch Affection. Er erinnert ihn an jene frommen Jahrhunderte, welche die Neuerer des unsrigen als Zeiten der Finsterniß, der Unwissenheit und des Aberglaubens sich zu schildern erfrechen. Er tröstet ihn, indem er von der, lange Zeit hindurch, von der christlichen Welt allgemein anerkannten Nüzlichkeit des Ordens spricht. Er vergißt nicht, die Ergebenheit der Könige, seiner Ahnherren, für diese erlauchte Ritter in Erinnerung zu bringen, und macht solchergestalt den Kontrast um so schmerzlicher, wenn er ihm in der folgenden Phrase ankündigt, daß gebieterische Umstände eine Veränderung in der politischen Ordnung Frankreichs hervorgebracht haben.

In dem Briefe, welchen der König an den Erzbischof von Arles, in Gefolge der berühmten Decrete vom 4 August, schrieb, und worin er die von den ersten Ständen des Staats geleisteten Dienste, und die Ehren und Vortheile, welche der gerechte Lohn derselben gewesen, aufzählte, erklärt er seinen festen Entschluß, ihnen ihre Privilegien zu erhalten, troz des Verzichts, den sie selbst darauf geleistet hatten. Da diese Grosmuth des Monarchen für diejenigen, die am meisten dabei interessirt waren, sie geltend zu machen, nicht von dem mindesten Nuzen gewesen war, so ist er bei dieser Gelegenheit so klug, dem Orden von Malta keine ähnlichen Erklärungen zu thun. Er stellt vielmehr sein eignes Beispiel, und jenes der Aufopferungen aller Stände des Staats, zur Nachahmung auf. Die Ritter wurden genöthigt, höheren Befehlen zu weichen, und

den Decreten der Nationalversammlung zu gehorchen. Allein weder die Aufopferungen des Königs, noch jene des Adels und der Geistlichkeit, hatten viel Einfluß auf sie. Mitten unter dem allgemeinen Abfalle, blieben sie ihren Eiden treu; und hätte der Ausdruk ihrer Gesinnungen bis zum Throne gelangen können, so würde ihre Antwort auf diese Zuschrift ohne Zweifel eine völlige Parodie von dem Briefe des Königs an den Erzbischof von Arles gewesen seyn, und ihm das Anerbieten gethan haben, ihn in dem Genusse aller seiner Prärogativen, gegen seinen eignen Willen zu erhalten.

XXVI Brief.

An Hn. von Mirabeau.

8 Januar 1790.

Es macht mir allzu viel Vergnügen, an die Gesinnungen zu glauben, die Sie, mein Herr, für meine Person und für meine Familie zu haben mich versichern, als daß ich nicht dem mir von Ihnen gemachten Ansuchen um eine besondre Unterredung stattgeben sollte. Hr. von la Porte hat den Befehl erhalten, Sie heute um neun Uhr Abends einzuführen; ich wünsche lebhaft, mein Herr, daß Sie eben so viel Leichtigkeit dabei finden mögen, das geschehene Uibel wieder gut zu machen, als ich mich beeifern werde, die Mittel, die zu diesem Zwek abzielen können, mit meiner ganzen Macht zu unterstüzen.

Ludwig.

Bemerkungen

über den sechsundzwanzigsten Brief.

Dieser Brief ist die Antwort auf das von Mirabeau an den König gemachte Gesuch um eine besondre Audienz. Mirabeau war ein allzuwichtiger Mann in der Revolution, als daß man nicht hätte fühlen sollen, daß das Anerbieten seiner Unterstüzung die Rüksicht aller Parteien verdiente; auch scheint es, daß der König die erste Ankündigung mit vieler Zufriedenheit aufnahm. Ludwig XVI bezeugt „ein lebhaftes Verlangen, daß dieser neue Alliirte eben so viel Leichtigkeit finden möchte, das geschehene Uibel wieder gut zu machen, als er selbst sich beeifern werde, die Mittel, die zu diesem Zwek abzielen können, mit seiner ganzen Macht zu unterstüzen.„

Diese Antwort beweist, unwidersprechlich, daß Mirabeau in seinem Briefe seinen Eifer und seine Hingebung für die Sache des Königs betheuert hatte; allein er läßt uns in gänzlicher Unwissenheit, sowohl über die eigentliche Beschaffenheit des Uibels, worüber man sich beklagt, als über das Gegenmittel, das man gebrauchen wollte. Die hinlänglich bekannten losen Grundsäze dieses Staatsmannes könnten uns auf die Vermuthung führen, daß er nichts weniger als unbestechlich gewesen: und die Personen, welche geneigter sind, die Wahrscheinlichkeit für's Böse als die für's Gute zu berechnen, werden vielleicht muthmasen, daß Mirabeau bei dieser Gelegenheit sich vielmehr durch schimpfliche und schmuzige Beweggründe, als durch Liebe des Gemeinwohls leiten ließ. Welche Ursachen er aber auch gegeben haben mag, ihn gegen das Ende seiner politischen Laufbahn zu beargwohnen, so hat man doch durchaus keinen materiellen Beweis, daß er um diese Zeit irgend einen entehrenden Vertrag mit dem Hofe geschlossen hätte. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der Gegenstand, der ihn diese Unterredung zu verlangen bestimmte, von sehr groser Wichtig-

keit war; und die Antwort des Königs zeigt deutlich an, daß derselbe von allgemeinem Interesse war.

Wir wären genöthigt gewesen, ihn all dem Verdacht, den eine solche Zusammenkunft nothwendig erzeugen muß, preiszugeben, wenn wir nicht von einer Person, welche Mirabeau bei dieser Gelegenheit zu Rathe zog, und welche in jeder Rükſicht das gröſte Zutrauen verdient, folgende Anekdote gehört hätten.

„Wenige Personen, sagte mir der achtungswürdige und aufgeklärte Mann, von dem ich diese nähern Umstände erfahren habe, „wenige Personen wusten von dem grosen Projekt, mit welchem Mirabeau, zur Zeit dieser Zusammenkunft mit dem Könige, sich trug. Er wollte ihn bewegen, Paris zu verlassen, und sich erst nach Rouen, und hierauf, im Fall, daß die Umstände es erfordert hätten, nach Havre zu begeben. Er hatte diese zwei Städte als die zwei bestgelegenen gewählt, um Unterstüzung zu erhalten, und zugleich, wenn die Ereignisse ungünstig gewesen wären, ihm Mittel zur Flucht zu gewähren. Er hatte den Marsch der zu Dünkirchen, Dieppe und Amiens in Garnison liegenden Kavallerie- und Infanterieregimenter bis nach Rouen gesichert; und indem er sich durch dieses Mittel sofort zum Meister von Gaillon und Verneuil machte, würde er alle Versuche, welche la Fayette nicht ermangelt haben würde, mit der Nationalgarde von Paris zu unternehmen, um sich der Flucht des Königs zu widersezen, oder deren Wirkung zu verhindern, fruchtlos gemacht haben.

„Sobald der König seinen Rükzug von Paris bewerkstelligt gehabt hätte, hätte er eine Proclamation erlassen, durch welche er, nachdem er alle Misbräuche, deren Reform nöthig wäre, aufgezählt, und das Volk seines festen Enschlusses, alles aufzuopfern, um zu diesem Endzwek zu gelangen, versichert hätte, der gesammten Nationalversammlung, und allen Franzosen, die er für nöthig gehalten hätte, ihn, in Entwerfung einer weisen und dauerhaften Constitution, durch ihre Einsichten, Patriotism, Liebe zur wahren Freiheit und Muth zu unterstüzen,

aufgegeben, sich zu ihm zu verfügen. Diese Constitution würde die Reform aller Misbräuche bewirkt, dem Volke den Genuß und die Ausübung seiner Rechte gesichert, und eine richtige Demarcationslinie zwischen der vollziehenden und der gesezgebenden Gewalt festgesezt haben.

„Die Königin, die Hofschranzen, und alle diejenigen, die in einem Plane, der nicht anders als die glüklichsten Veränderungen hervorbringen konnte, die Vernichtung aller ihrer Ränke und alles ihres Einflusses zu sehen glaubten, widersezten sich demselben mit Erfolg.„

Hätte man nicht, während der Revolution, die ausserordentlichsten Projekte gelingen sehen, so könnte man sich über die Kühnheit dessen, welches Mirabeau damals dem Könige vorschlug, wundern. Man muß indeß gestehen, daß es ziemlich schwer ist, die Ursachen zu errathen, die ihn konnten hoffen machen, daß Ludwig XVI ihm beistimmen würde, da, in der Vorausſezung, daß dieser Monarch die Revolution begünstigte, wovon er doch nie einen ganz überzeugendeu Beweis gegeben hatte, es doch kaum möglich ist, zu vermuthen, daß er sich nicht gefürchtet haben sollte, sich gänzlich in die Gewalt eines Mannes hinzugeben, der seinem Ansehen offenbar getrozt hatte, und den er als den geheimen Söldling seiner erbittertsten Feinde ansah.

Es ist zwar möglich, daß Mirabeau die Denkungsart des Königs in Ansehung seiner nicht kannte; aber sie rechtfertigt schon hinlänglich dessen Weigerung, ohne daß er, um sich dazu zu bestimmen, die Meinung der Königin und aller derer, die nach der Erhaltung ihrer Privilegien und ihres Einflusses seufzten, nöthig hatte.

Es würde schwer seyn, über das Verdienst dieses Planes zu urtheilen, ohne alle einzelnen Theile desselben genauer zu kennen: aber auf den ersten Blik, bietet er alle Wahrscheinlichkei-

ten des Bürgerkrieges dar, da es, selbst auch angenommen, daß die Nationalversammlung der Aufforderung des Königs gehorcht hätte, doch ganz gewiß ist, daß die Pariser mit einer Maasregel, die so sehr gegen ihre besondern Interessen stritt, unzufrieden gewesen seyn würden; und man sieht nicht ab, welchen für die Freiheit günstigern Antrieb der König in Rouen, als in Paris, hätte finden können. Vielleicht könnte man diesen Plan Mirabeau's wie eine dem Monarchen von ihm gelegte Schlinge betrachten, um ihn zu zwingen, dem Beispiel Jacob's II zu folgen, und ihm sonach auch dessen Schikfal zu bereiten.

XXVII Brief.

An Hn. von Malesherbes.

16 Febr. 1790.

Ich habe Ihrer Einsichten nöthig, mein lieber Malesherbes, um mich über die Sanction mehrerer Decrete zu bestimmen, welche in das Fach Ihrer tiefen Kenntnisse in Sachen der Gesezgebung einschlagen; ich zähle fest genug anf die Treue Ihrer Anhänglichkeit, um zu hoffen, daß Sie den Entschluß, den ich desfalls zu nehmen habe, fixiren werden.

Seit langer Zeit, mein lieber Malesherbes, waren Sie Zeuge der reinen Absichten, die ich für das Glük der Franzosen zu äussern nie aufgehört habe; an Sie wende ich mich nun wieder, um in den nemlichen Grundsäzen zu beharren.

Adieu, mein lieber Malesherbes; Sie kennen die volle Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen für Sie.

Ludwig.

Bemerkungen über den siebenundzwanzigsten Brief.

Wie gros auch die Schwäche und angewohnte Unschlüssigkeit war, wovon Ludwig XVI in dieser Correspondenz uns so viele Beweise gibt, so muß man doch bekennen, daß sein Leben bisher nichts als ein immerwährender Kampf gegen diese unglükliche Gemüthsart war. Es scheint, daß Hr. von Malesherbes der Fels war, auf den er sich in Augenbliken von Noth oder Gefahr zu stüzen suchte; die Schirmstätte, wohin er sich vor den Stössen der Parteien, und dem Lärm der Factionen flüchtete, und wo er mit Sicherheit und in Ruhe seine ungewissen Entschliessungen fixiren konnte. Man kann es ihm verzeihen, daß er an der Reinheit der Beweggründe bei den Rathschlägen, die viele Personen ihm ertheilten, zweifelte. Eine Menge entgegengesezter Interessen leiteten die Ansichten derer, die ihn umgaben; und wir können nicht einmal hoffen, im Stande zu seyn, der Reinheit seiner eignen Absichten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lange wir nicht die treulosen und verderblichen Einflüsterungen, die ihn unaufhörlich umgaben, und die er in einemfort zu bekämpfen hatte, kennen werden.

Im Augenblik, wo Ludwig diesen Brief schrieb, war er im Zenith seiner Popularität. Nicht nur die Hauptstadt, sondern ganz Frankreich war damals im trunkensten Freudentaumel. Das Decret der Nationalversammlung, welches ihm den ehrenvollen und glorreichen Titel des Wiederherstellers der französischen Freiheit zuerkannt hatte, war durch den jauchzenden Zuruf der ganzen Nation bestätigt worden. Die Brust aller Freunde der Wohlfahrt ihres Landes schwoll in seligen Gefühlen auf beim Anblik dieser Perspective von Glük, die sich von allen Seiten darbot. Dis war das goldne Zeitalter der Revolution; und wenn man untersucht, welches deren ruhmvollste Epoche war, so sind es diese Tage der Hofnung, auf welchen die Seele mit der sanftesten und reinsten Zufriedenheit weilt.

Als die Feinde der neuen Veränderung sich überzeugt hatten, daß es vergebens wäre, das Volk gegen Maasregeln aufzuwiegeln zu suchen, an deren Behauptung ihm selbst am meisten gelegen war; als sie sahen, daß die ersten Stände des Staats entschlossen wären, die grosen Opfer, die sie angefangen hatten, zu vollenden, und daß man, weit entfernt auf die abgeschafften Misbräuche zurükzukommen, nicht einmal die Absicht verhehlte, neue Untersuchungen und eine gänzliche Reform vorzunehmen, — da waren sie genöthigt, das Schlachtfeld zu verlassen, und sich hinter die königliche Prärogative zu verschanzen; welche das einzige Bollwerk war, das sie vor dem allgemeinen Umsturze sichern zu können hoften.

Der Schuz, welchen der Hof diesen verkehrten Menschen bewilligte, und zuweilen selbst eine allzumerkliche Neigung für ihre gegenrevolutionären Projekte, trugen vieles dazu bei, die grose Krise vom 14 Jul. und die Ereignisse vom 6 October herbeizuführen, die selbst das Daseyn der königlichen Gewalt in Gefahr gesezt hatten. Da der König einsah, wie mislich es wäre, so gefährliche Freunde länger zu unterstüzen, und sich überzeugt hatte, daß die Nation sein Stillschweigen, oder den Beistand, den er ihnen gab, wie eine vollständige Billigung ihrer Projekte, oder vielmehr wie eine Mitwirkung zu ihren Maasregeln, ja selbst wie eine Complizität in ihren Komplotten ansah, so faßte er den weisen Entschluß, sich gegen die Nation frei und offen zu erklären, die Aengstlichkeiten und Besorgnisse der einen Partei zu heben, und die bösartigen Hofnungen und die geheimen und treulosen Absichten der andern zu vernichten. Mit diesem Vorsaze begab sich der König, den 4 Februar 1790, begleitet von Hn. Necker, in den Saal der Nationalversammlung.

Die Rede, welche Ludwig XVI bei dieser Gelegenheit hielt, macht eine merkwürdige Epoche in der Geschichte der Revolution, und man hat sie stets als einen unwidersprechlichen Beweis seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an die Veränderungen, die bewerkstelliget worden waren, betrachtet.

Nach einigen flüchtigen Bemerkungen über die Unordnungen, die stattgehabt hatten, und denen noch nicht abgeholfen war, sezt der König hinzu: „Ich muß es sagen, daß ich Sie auf eine sanftere und ruhigere Art zu diesem grosen Endzwek hinzuführen hofte, der sich Ihren Bliken darbietet, als ich das Vorhaben faßte, Sie zu versammeln, und die Einsichten und Willensmeinungen der Stellvertreter der Nation zur öffentlichen Glükseligkeit zu vereinigen, aber mein Glük und mein Ruhm sind darum nicht weniger an den glüklichen Erfolg Ihrer Arbeiten geknüpft.

„Ich habe diese durch eine beständige Wachsamkeit vor dem verderblichen Einflusse bewahrt, den die unglüklichen Umstände, womit Sie sich umgeben finden, auf Sie haben konnten.„ Nachdem er einige dieser Umstände berührt, fährt er folgendermasen fort. „Ich glaube, der Augenblik ist da, wo dem Wohl des Staats daran liegt, daß ich mich auf eine noch ausdrüklichere und sichtbarere Art der Ausführung und dem Gelingen alles dessen, was Sie zum Vortheile Frankreichs verabredet haben, beigeselle. Ich kann keine grösere Gelegenheit ergreifen, als diese, da Sie mir Decrete zur Annahme vorlegen, die bestimmt sind, in meinem Königreich eine neue Organisation zu begründen, welche auf das Glük meiner Unterthanen, und auf das Wohl des Reichs einen so wichtigen und so günstigen Einfluß haben soll.„

Nachdem er der verschiedenen Vortheile dieser neuen Organisation erwähnt hat, der schönen Eintheilung des Königreichs in Departemente, (die Hr. Burke lächerlich zu machen suchte, indem er sie wie eine Art von Schachbrett beschrieb, und von der in den Augen des Königs, welcher, so wie auch die Nationalversammlung, über diesen Gegenstand ohne Zweifel weniger Einsichten besaß, als dieser berühmte Staatsmann, das Heil Frankreichs abhängt), sezt der König hinzu: „Die Zeit wird das, was in der Sammlung von Gesezen, welche das Werk

dieser Versammlung sind, etwa noch Mangelhaftes bleiben möchte, reformiren; aber jede Unternehmung, welche darauf abzielen würde, die Grundsäze der Constitution selbst zu erschüttern; jede Verabredung, deren Zwek seyn würde, sie umzustürzen, oder ihren glüklichen Einfluß zu schwächen, würde zu weiter nichts dienen, als mitten unter uns die schrekliche Uibel der Zwietracht einzuführen; überall müsse es bekannt seyn, daß der Monarch und die Stellvertreter der Nation durch gleiches Interesse, und durch gleichen Willen vereinigt sind, damit diese Meinung, dieser feste Glaube in den Provinzen einen Geist des Friedens und des guten Willens verbreite.„

Der König zählt hierauf die Vortheile auf, welche die Revolution dem Adel und der Geistlichkeit beibehalten, und die Verluste, welche diese beiden Stände erlitten; und nachdem er gesagt, „er freue sich, zu glauben, daß alle Franzosen ohne Ausnahme den Vortheil der gänzlichen Abschaffung des Unterschieds der Stände erkennen würden„ sezt er die merkwürdigen Worte hinzu: „Auch ich hätte wohl Verluste aufzuzählen, wenn ich mich, mitten in den grösten Interessen des Staats, bei persönlichen Interessen aufhielte: aber ich finde einen Ersaz, der mir genügt, einen vollen und gänzlichen Ersaz, in dem Wachsthume des Glükes der Nation: und diese Gesinnung, die ich hier ausdrüke, kommt aus dem Innersten meines Herzens.„

„Ich werde daher die verfassungsmässige Freiheit, deren Grundsäze der allgemeine Wille, einstimmig mit dem meinigen, geheiligt hat, vertheidigen, aufrecht erhalten. Ich werde noch mehr thun; und, im Einverständniß mit der Königin, die alle meine Gesinnungen theilt, werde ich frühzeitig den Geist und das Herz meines Sohnes zu der neuen Ordnung der Dinge, welche die Umstände herbeigeführt haben, vorbereiten. Ich werde ihn, von seinen ersten Jahren an, daran gewöhnen, glüklich zu seyn durch das Glük der Franzosen, und troz der Sprache der Schmrichler stets anzuerkennen, daß eine weise Constitution ihn

vor den Gefahren der Unerfahrenheit bewahren wird, und daß eine gerechte Freiheit den Gesinnungen der Liebe und Treue, von welchen die Nation, seit so vielen Jahrhunderten, ihren Königen so rührende Beweise gibt, einen neuen Werth beilegt.„

Mit diesen, der ersten Obrigkeitsperson einer freien und mächtigen Nation so wohlanständigen Gesinnungen schreibt der König obigen Brief an Hn. von Malesherbes.

Einige von denen, welche über die Revolution geschrieben haben, und welche, in dieser Rükficht, die Aufmerksamkeit einer gewissen Klasse von Lesern, nicht sowohl durch die Treue ihrer Erzählungen, oder den Glanz ihrer Beredsamkeit, als durch die Unmäßigkeit ihres Eifers für das, was sie das Andenken des Monarchen nennen, fesseln, haben zu beweisen gesucht, daß dieser Schritt, von Seiten des Königs, eine blose Kriegslist gewesen sey, und daß er in der gefährlichen Lage, worin er war, seine Rechtfertigung finde.

Man kann den Grad von Achtung, welche diese würdige Sachwalter der Rechtschaffenheit des Königs, von denen einige sogar noch den Titel von Staatsmännern, von Ministern des Königs führen, verdienen, dadurch beurtheilen, wenn man ihre Meinung mit jener vergleicht, welche der König nicht in diesen öffentlichen Reden, die den Gegenstand des Streits ausmachen, sondern in seinen Privatbriefen, wo jede Verstellung eine Ungereimtheit seyn würde, äussert.

„Seit langer Zeit, mein lieber Malesherbes„ sagt er in diesem Briefe, „waren sie Zeuge der reinen Absichten, die ich für das Glük der Franzosen zu äussern nie aufgehört habe; an Sie wende ich mich nun wieder, um in den nemlichen Grundsäzen zu beharren.„ Gewiß ist es ehrenvoller für den König, wenn man glaubt, daß er es redlich meinte, als er so sein Herz in den Schoos der Freundschaft ergos, als wenn man mit seinem Lobredner annimmt, daß er immer das Gegentheil von dem dachte, was er so gut ausdrükte.

XXVIII Brief.

An Hn. Duval d'Epresmenil.

27 März 1790.

Ich bin, mein Herr, um so mehr geneigt, an die Aufrichtigkeit der Reue, die Sie mir bezeugen, zu glauben, als Sie, ehe Sie mir selbige zu erkennen gegeben, im Schooße der Nationalrepräsentation den Beweis eines Eifers für die Erhaltung der Monarchie abgelegt haben, der meiner dankbaren Bemerkung, so wie jener meiner ganzen Familie nicht entgangen ist.

Wenn man so empfänglich dafür ist, seine Irrthümer wieder gut zu machen, so muß man die gerechtesten Ansprüche auf eine besondere Achtung haben; mir ist es ein Vergnügen, Ihnen die Versicherung derselben zu ertheilen, und ich wünsche Gelegenheit zu finden, sie Ihnen wirklich zu beweisen.

Ludwig.

Bemerkungen über den achtundzwanzigsten Brief.

Hr. Duval d'Epresmenil, Rath des Parlaments von Paris, war einer von denen, die sich den Maasregeln der Regierung, vor der Revolution, mit der meisten Hize und Kühnheit widersezten. Dis Parlament war nach Troyes verbannt worden, wegen seiner Weigerung, zwei Edicte des Königs, über die Territorialanflage und über den Stempel, zu registriren, welchen die erste Versammlung der Notablen, unter dem Ministerium des Hn. von Calonne, ihre Beistimmung versagt hatte, und welchen das Parlament, unter dem Ministerium des Erzbischofs von Toulouse, der auf den erstern folgte, noch weniger geneigt war, seine Sanction zu ertheilen.

Die Parlamente waren der einzige Damm gewesen, der dem Ministerialdespotism widerstehen konnte: und wie schwach und unzulänglich er auch war, um den ungestümmen Strom aufzuhalten, so gab er doch wenigstens den Begrif von Widerstand. Die Parlamente waren in dem Verhältniß kühner geworden, wie das Volk aufgeklärter geworden war: aber wie es überall, wo es eine Opposition gibt, nur allzugewöhnlich ist, — diese Gerichtshöfe hatten zuweilen ihre Prärogativen überschritten, und die Stimmung geäussert, sich die Vorrechte der vollziehenden Gewalt anzumassen. Das allgemeine Wachsthum an Einsichten, unter der Regierung Ludwigs XVI, hatte die Nation, vornehmlich seit der ersten Versammlung der Notablen, alle Usurpationen würdigen gelehrt, und man sah diesen Widerstand des Parlaments, den man vordem mit so vielem Enthusiasm beklatscht hatte, nicht mehr mit demselben Auge an. Diese Veränderung in der öffentlichen Meinung entgieng nicht dem Pariser Parlament in dem Augenblik, wo es sich weigerte, sich den Befehlen des Königs, oder vielmehr der Minister, wegen Registrirung jener zwei Edicte, zu unterwerfen. Es merkte, daß es, wenn es die Ansprüche, die es ehedem geäussert, behaupten wollte, seinen Einfluß schwächen würde: und es sah ein, daß es kein andres Mittel hätte, sich zu vertheidigen, als indem es sich in seine anerkannten Rechte einschlösse. Es war Hr. d'Epresmenil, der diesen Rath gab. Er machte ihnen bemerklich, daß es vergebens seyn würde, ihre vormaligen Ansprüche noch länger zu behaupten; daß ihre Incompetenz allgemein anerkannt wäre, und daß ihnen kein andres Mittel mehr bleibe, um sich aus der Verlegenheit, in die sie sich gestürzt hätten, zu ziehen, als sich ein Verdienst aus diesem Geständniß zu machen. Das Parlament befolgte diesen Rath, und erklärte, daß es nicht das Recht hätte, jene Auflagen zu sanctioniren; daß dieses Recht blos den Generalständen zukäme, deren gleichbaldige Zusammenberufung es, zu gleicher Zeit, verlangte. Die Minister wurden durch dis ausserordentliche Geständniß,

und noch mehr durch die gefährliche Forderung, welche daſſelbe begleitete, ganz aus der Faſſung gebracht. Uiberall ward dieſe leztre mit ſo vielem Enthuſiasm aufgenommen und wiederholt, daß der König ſich gezwungen ſah, nachzugeben, und feierlich dieſe Zuſammenberufung zu verſprechen. Das Parlament leiſtete ſolchergeſtalt dem Staate einen weſentlichen Dienſt, und der Ruhm, ihn veranlaßt zu haben, gehörte ganz dem Hn. d' Epresmenil zu. Indeß muß man bekennen, daß dieſer Dienſt nicht ganz durch den reinſten Patriotism war eingegeben worden. Das perſönliche Intereſſe, und das Intereſſe des Korps, welches dieſe Maasregel vorſchlug, trafen bei dieſer Gelegenheit glüklicher Weiſe mit jenem der Nation zuſammen, die ſich nicht viel darum bekümmerte, die Beweggründe eines Betragens zu unterſuchen, das ihr ſo groſe Vortheile verſprach.

Die Verbannung des Parlaments war eine Folge dieſer Erklärung von Incompetenz; und ſeine Zurükberufung war die Belohnung eines Acts von Unterwerfung, den das Publikum als eine Feigheit und Inconſequenz betrachtete. Der Miniſter, der den Umſtand für günſtig hielt, entſchloß ſich, einen allgemeinen Reichsrath (Cour plenière) zuſammenzurufen, deſſen höchſte Gewalt ihn von der Nothwendigkeit, ſich wegen Regiſtrirung der Auflagen an die Parlamente zu wenden, befreien ſollte; während der Groſsiegelbewahrer, um ihren Uibermuth zu züchtigen, ſich damit beſchäftigte, in jeder Generalität Landvogteien (grands bailliages) zu errichten, die in hohem Grade dieſelben Amtsbefugniſſe, wie die höchſten Gerichtshöfe, haben, und auf ſolche Art deren Privilegien und deren Einfluß um Vieles vermindern ſollten. Die Parlamente beſchloßen, ſich dieſer Erfindung mit ihrer ganzen Macht zu widerſezen, und alle ihre Mitglieder verbanden ſich zu dem Ende durch einen feierlichen Eid. Man machte von neuem den Verſuch, das Parlament dahin zu vermögen, daß es die neuen Auflagen in einer königlichen

Eizung registrirte; allein die Opposition ward nur desto heftiger, und einige von denen, die den meisten Widerstand zeigten, worunter sich der Herzog von Orleans befand, wurden von neuem verbannt.

Der Minister, der alle seine Projekte vereitelt sah, nahm seine Zuflucht zu despotischen und willkürlichen Maasregeln, die ihn vollends zu Grund richteten und entehrten. Die Pairs von Frankreich, und die Magistratspersonen, die zur königlichen Sizung berufen worden waren, blieben versammelt, um sich der Errichtung der neuen Gerichtshöfe zu widersezen. Bei dieser Gelegenheit riß Hr. d'Espresmenil die Pairs und das Parlament durch die Stärke seiner Beredsamkeit und die Kraft seiner Erklärungen hin, und bewog sie, einen Vereinigungseid zu schwören, wovon er ihnen die Ausdrüke vorschrieb. Dieser offenbare Widerstand gegen die Ministerialgewalt ward wie eine Handlung der Rebellion betrachtet, die man nicht ungestraft lassen dürfte. Dem zu Folge wurde der Justizpallast durch die bewafnete Macht umzingelt: und Hr. d'Espremenil, und ein andrer von seinen Collegen, wurden verhaftet, und als Staatsgefangene weggeführt, nach einem Verzuge, der nothwendig war, um den Befehl, den blos der Minister unterzeichnet hatte, durch den König unterzeichnen zu lassen. Das Parlament wurde durch die Abdankung dieses Ministers gerächt, der die Verachtung, den Haß und die Flüche des Volks mit sich nahm. Hr. Necker wurde zurükberufen, die Generalstände wurden versammelt, und Hr. d'Espresmenil ward Mitglied der constituirenden Versammlung.

In dieser Versammlung nahm Hr. d'Espresmenil seinen Siz auf der rechten Seite; und um die Zeit, wo er den Brief schrieb, auf welchen der obige Brief des Königs die Antwort ist, hatte er sich durch den Eifer, womit er die Interessen des Hofes unterstüzt hatte, ausgezeichnet. Er vertheidigte die Mönchsanstalten, die man damals gänzlich

abgeschaft hatte; und als man die Discussion wegen Unterdrükung der Unruhen und partiellen Insurrectionen eröfnete, behauptete er mit vieler Hize den von Hn. Cazalès gemachten Vorschlag, den König, drei Monate hindurch, mit einer unumschränkten Gewalt zu bekleiden, und während solcher Zeit die Verantwortlichkeit der vollziehenden Macht zu suspendiren. Dem König waren diese Aeusserungen der Ergebenheit für den Hof nicht unbekannt, so wie einige andre, die so ausschweifend waren, daß sie dem Hn. d' Epresmenil die laute Rüge der Nationalversammlung zugezogen hatten; und dieser Deputirte war ein allzufurchtbarer Gegner gewesen, um jezt nicht als Alliirter sehr gut aufgenommen zu werden. „Ich bin,„ sagt ihm der König, „um so mehr geneigt, an die Aufrichtigkeit der Reue, die Sie mir bezeugen, zu glauben, als Sie, ehe Sie mir selbige zu erkennen gegeben, im Schoose der Nationalrepräsentation den Beweis eines Eifers für die Erhaltung der Monarchie abgelegt haben, der meiner dankbaren Bemerkung, so wie jener meiner ganzen Familie, nicht entgangen ist.„

Hr. d' Epresmenil hatte unstreitig das Recht, alle und jede Meinungen, die er für gut fand, zu behaupten oder bekannt zu machen; und wenn er glaubte, daß die Prärogativen der vollziehenden Gewalt durch die Versammlung allzusehr beschränkt würden, so hatte er unwidersprechlich eben dasselbe Recht, sich diesen Anmassungen zu widersezen, welches er vordem gehabt hatte, dem Despotism der vollziehenden Gewalt zu widerstehen, als sie die Privilegien des Parlaments, oder vielmehr die Rechte der Nation usurpiren wollte: allein der Widerruf eines so ehrenvollen Betragens, und die Reue über Handlungen, die ihn mit Ruhm bedekt, und ihm mit Recht die allgemeine Achtung erworben hatten, zeigen nichts weniger als eine hohe Seele an, und lassen vermuthen, daß die Beweggründe, die damals seine Opposition bestimmt hatten; persönlich und interessirt waren.

Wie aufrichtig überdem auch seine Reue seyn mochte, so kam sie zu spät; er zog, während dem Leben des Königs, keinen Vortheil davon, und nach dem Sturze des Monarchen, theilte er unglüklicher Weise dessen tragisches Ende.

XXIX Brief.

An Papst Pius VI.

18 Mai 1790.

Heiligster Vater!

Es war nicht genug, daß die Zwietracht mit ihrer Wuth mein Königreich durchzog: zu den politischen Zänkereien gesellen sich nun auch Religionszänkereien. Ich weiß nicht, welcher höllische Geist die Religion den Grundsäzen der Neuerer, wunderlichen Begriffen, seltsamen Reformen unterwerfen will. Man verhandelt gegenwärtig in der Versammlung die allerungereimtesten Fragen: man möchte sagen, daß die Schüler von Jansenius und Molina auf ihren Bänken sizen, und sich für oder wider ultramontanische Meinungen erklären. Man stellt eine bürgerliche Verfassung für die französische Geistlichkeit auf; sie würde diese vom heiligen Stuhle unabhängig machen; sie würde dem Volke die Wahl einräumen; sie würde die alte Hierarchie der gallikanischen Kirche umstürzen: und um dieser bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit zahlreiche Proselyten zu verschaffen, und die treuen Diener zu entfernen, will man einen Eid fordern. Heiligster Vater, dieser Eid wird ein Schisma in der Kirche hervorbringen.

Ich weiß nicht, welch ein Vorgefühl mich mit Schreken durchdringt; ich sehe die Religion entwürdigt, ihre Diener verfolgt, den Wolf in dem Schaafstalle. Ich habe der erste

seyn wollen, Sie von diesem Beschluß der Generalstände, von dem Projekt einiger Feuerköpfe, einiger grundverkehrten und in der Kunst zu revolutioniren schon sehr geübten Leute zu benachrichtigen. Ich werde Ihres Raths bedürfen, und nichts thun, ohne Sie vorher darüber zu befragen. Ich lasse Ihnen durch Hn. von M..... n ein Exemplar dieser Verfassung zustellen.... prüfen Sie: Ihre weisen Rathschläge werden mich leiten; aber schon ruft mir die Stimme meines Gewissens zu, daß ich dieses Werk der Finsterniß nicht genehmigen soll.

Ludwig.

Bemerkungen über den neunundzwanzigsten Brief.

Mitten unter all den Veränderungen, welche die Revolution bewirkt hat, erfuhr kein Theil des alten Systems (die Monarchie selbst ausgenommen) ein selsameres Schiksal, als die Religion des Staats. Als dieser Gegenstand, der von den neuern Schriftstellern mit so vieler Freiheit behandelt worden war; der Stoff zu Discussionen der Gesezgebung ward, trug derselbe Geist des Zweifelns, der sich so unehrerbietig gegen die Titel und Privilegien dieser Welt gezeigt hatte, kein Bedenken, einen unheiligen Forscherblik in alles zu werfen, was auf die Interessen jener andern Bezug zu haben scheint. Die Feinde des Altars (der Name, den man der philosophischen Partei in der Versammlung gab) hatten viele Geschiklichkeit bewiesen, indem sie sich durch die Decrete vom 4 August der Aussenwerke bemächtigten, und damals erklären machten, daß die Kirchengüter der Nation zugehörten. Sobald diese furchtbare Vertheidigungslinie, die das Hauptbollwerk der Festung war, weggenommen war, beeiferten sie sich, die Citadelle selbst anzugreifen.

Die Geistlichkeit hatte nicht versäumt, sich den ersten Feindseligkeiten mit allen Kräften zu widersezen: aber da sie sah, daß der Widerstand vergeblich wäre, suchte sie eine gute Kapitulation zu machen, indem sie der Nationalversammlnng vorschlug, zu erklären, daß die katholisch-apostolische und römische Religion die Religion des Staats wäre. Man hatte damals die Frage schlau beseitiget, indem man bemerklich machte, daß diese Grundwahrheit einen Artikel der neuen Constitution ausmachen sollte; und die Verhandlung darüber war vertagt worden. Seit dieser Epoche, hatte die vielfache Menge andrer wichtigen Gegenstände sie verhindert, diesen Vorschlag zu erneuern, als man, im Februar des folgenden Jahrs (1790), die Discussion über die Abschaffung der Mönchsorden erdfnete. Da man einen neuen Raub am Eigenthum der Kirche begehen wollte, so schlug die Geistlichkeit von neuem diese Art von Compromiß vor: allein nach sehr langen und sehr lebhaften Debatten, wurde die Religion des Staats noch einmal, unter dem nemlichen Vorwand wie das erstemal, vertagt.

Man hofte indeß, daß diese Erklärung statthaben würde, sobald die Ordnung in den Arbeiten der Versammlung den Augenblik, sich damit zu beschäftigen, herbeiführen würde. Die etwa zwei Monate nachher geschehene Ernennung einer Commission, welche, nach dem Ausdruk der Geistlichkeit, erst nach geschehener Sache beauftragt ward, die Kirche ihres Erbguts zu berauben, schien eine günstige Gelegenheit, um diese Erklärung wieder auf die Bahn zu bringen. Aber dismal geschah der Antrag dazu durch einen Geistlichen, der gewöhnlich mit der Mehrheit stimmte (Don Gerle), der bei dieser Gelegenheit mit seinen Collegen von der rechten Seite wetteifernd, den Vorschlag that, zu erklären, daß diese Religion die Nationalreligion wäre, und immer seyn sollte, und daß ihr Cultus der alleinig autorisirte seyn sollte.

Obgleich die Geistlichkeit sich nicht vorbereitet hatte, diese Frage damals von Grund aus zu erörtern, so glaubte sie doch, da man selbige vorangestellt hatte, sie durchführen zu müssen, und machte einige angestrengte Versuche, um die Nothwendigkeit zu beweisen, desfalls, ohne weitern Aufschub noch Vertagung, unverzüglich zu einer ofnen und unumwundenen Erklärung zu kommen.

Jezt äusserte man, zum erstenmal, Zweifel über die Wahrheit und Güte des Grundsazes, daß die Religion des Staats als ein Fundamentalartikel einer weisen Constitution zu betrachten sey, zum grosen Erstaunen und Skandal der Geistlichkeit, die sich's nicht versah, oder doch wenigstens dergleichen that, als ob sie sich's nicht hätte versehen können, daß Gründe dieser Art gegen die verlangte Erklärung aufgestellt werden könnten. Die Discussion ward an dem Tage, wo dieser Vorschlag geschehen war, nicht weiter fortgesezt: aber als sie am folgenden Tage wieder aufgefaßt wurde, erkannte die Versammlung die Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, der solche auf immer beseitigte, und sie bediente sich zu dem Ende der von dem Herzog von la Rochefoucault vorgeschlagenen vorläufigen Frage*, welche erklärte, daß die Nationalversammlung über

* Der Antrag des Herzogs von la Rochefoucoult war folgendermaßen abgefaßt: „Die Nationalversammlung, in Betracht, daß sie keine Gewalt über die Gewissen und über Glaubenssachen hat, noch haben kann; daß die Majestät der Religion, und die tiefe Ehrfurcht, die ihr gebührt, nicht gestatten, daß sie der Stoff einer Berathschlagung werde: in Betracht ferner, daß die Anhänglichkeit der Nationalversammlung an den katholischen, apostolischen und römischen Cultus nicht in Zweifel gezogen werden kann, im Augenblike, wo sie diesem Cultus unter den öffentlichen Ausgaben die erste Stelle eingeräumt, und wo sie, durch eine einstimmige Bewegung von Ehrfurcht, ihre Gesinnungen auf die einzige Art, welche der Würde der Religion und dem Charakter der Nationalversammlung angemessen ist, ausgedrükt hat; — Beschliest, daß sie über den gemachten Antrag nicht berathschlagen kann noch darf, und daß sie zur Tagesordnung, betreffend die Kirchengüter, schreiten wird.

die vorgebrachte Frage nicht berathschlagen könnte oder dürfte, und daß sie zur Tagesordnung übergienge, an welcher die Frage über die Art war, wie man über die Kirchengüter verfügen sollte. Da beide Theile diesen Antrag als eine endliche und unbedingte Entscheidung betrachteten, so widersezten sich die Geistlichkeit und ihre Anhänger derselben mit all dem Eifer und Nachdruk, wozu deren Wichtigkeit sie aufforderte; und unmittelbar darauf machten sie förmliche Gegenvorstellungen. Diese Opposition zu Gunsten der Religion war von Seiten der Geistlichkeit desto uninteressirter, da der Glaube, den sie zu behaupten sich bemühte, schon seiner solidesten und reichsten Vortheile beraubt war; aber durch einen diesem Stande natürlichen Irrthum gewohnt, den Staat so zu betrachten, als ob er einen Theil der Kirche ausmachte, beklagte sie ihre vernichtete Majestät mit eben so vielem Schmerz, als sie den Verlust ihrer Reichthümer bedauert hatte.

Die Geistlichkeit, in ihrer gesezgebenden Eigenschaft, war indeß nicht der einzige Theil der öffentlichen Autorität, der sich diesem Neuerungsgeiste in Religionssachen widersezte. Die ersten Mitglieder des Priesterstandes, die Prälaten, richteten ihre flehenden Blike hinauf zum Thron, der ihr natürlicher Alliirter war; und ihre Appellation gegen diese Verwegenheit der Laien war nicht vergeblich. Sie brachte obigen Brief an das Oberhaupt der Kirche hervor.

Man muß bemerken, daß der König in dieser ganzen Correspondenz einen Hang zur Frömmigkeit, und eine grose Empfänglichkeit für alle religiösen Eindrüke äussert. Er klagt sich zwar, in einem seiner Briefe, einer augenbliklichen Verirrung vom Glauben an, zu welcher die Schriften der Philosophen ihn hingerissen hätten; allein er hatte den Irrthum blos durchlaufen, ohne sich darin zu verweilen. Welchen Einfluß auch Turgot und Malesherbes, in andern Rükſichten, auf seinen Geist haben mochten, so hatten sie ihn doch in Betref der Religion immer fest und unerschütterlich gefunden. Alle, welche diesen

Theil des Charakters Ludwigs XVI betrachten werden, können nicht anders, als ihm das verdiente Lob ertheilen, daß er immer ein tiefes Gefühl von der Wichtigkeit der Religion behielt; und immer das Beispiel einer einfachen und aufrichtigen Frömmigkeit gab, mitten unter den Verführungen des philosophischen Skeptizism und der Zügellosigkeit eines ausschweifenden und verdorbenen Hofes.

Zum Unglük ist die wahrhafteste Frömmigkeit kein sichres Präservativ gegen die Irrthümer der Meinung; und obgleich der König zuweilen einen richtigen Unterschied zwischen der Geistlichkeit und der Kirche machte, wie man aus seinen Anmerkungen am Rande der Vorstellungen der Geistlichkeit ersieht, so hatte er seine Grundsäze und Untersuchungen in diesem Punkte doch nicht bis zu den richtigen Folgerungen ausgedehnt, und keinen Unterschied zwischen der Kirche von Rom und dem Christenthum zu machen gewußt.

Man sieht, daß er in seinem Briefe an den Papst aus den Schranken seiner gewöhnlichen Mässigung tritt, und sich so sehr ereifert, daß er jenen Geist der Reform und der Forschung, der sich in der Nationalversammlung äusserte, oder vielmehr, der sich darin erhielt, und blos das natürliche und unvermeidliche Resultat der Beschwerden des Volkes war, als einen höllischen und widersinnigen Geist behandelt. Der König hatte indeß unrecht, daß er den Papst in Irrthum führte, indem er ihm sagt, daß Schulgezänke in dem Senat herrschte, und daß es schiene, „die Jünger von Jansenius und Molina sässen auf den Bänken, und hätten sich einen neuen Krieg erklärt.„ Die Nationalversammlung vermied immer, mit der grösten Sorgfalt, aus ihrem Sizungsorte den Kampfplaz theologischer Zänkereien zu machen. Der König verwechselte eine Frage, die sich blos auf die Disciplin der Kirche bezog, mit denjenigen, welche ihre Lehren betrafen.

Diese

Diese leztern, wie die Versammlung sich in ihrem Decret ausdrükte, waren zu majestätisch und zu undurchdringlich, als daß man sie einer gesezgebenden Discussion unterwerfen sollte: aber da die erstere ein blos bürgerlicher Gegenstand, und die Mitglieder der Geistlichkeit öffentliche, von dem Staat besoldete Beamte geworden waren, so war es nothwendig, ihnen eine Verfassung zu geben, um ihre besondern Amtsverrichtungen und ihren allerseitigen Gehalt zu bestimmen.

Der König eifert, mit vieler Hize und Heftigkeit, gegen diese Verfassung. Jener höllische Geist, von dem er nicht weiß, wie er ihn charakterisiren soll, möchte gerne, sagt er, die Religion den Grundsäzen der Neuerer, wunderlichen Begriffen, seltsamen Reformen unterwerfen. Die Bemühungen dieses Geistes zweken darauf ab, eine bürgerliche Verfassung für die französische Geistlichkeit aufzustellen: und diese Verfassung würde dieselbe vom heiligen Stuhle unabhängig machen: sie würde dem Volke die Wahl seiner Geistlichen einräumen, die ihm, hätte er hinzusezen sollen, in der ersten Kirche zustand, und die man ihm nachher entriß; sie würde die alte Hierarchie der gallikanischen Kirche umstürzen; und um dieser Verfassung zahlreiche Proselyten zu verschaffen, um die treuen Diener zu entfernen, wollte man einen Eid fordern. Dieser Eid, der im Grunde weiter nichts als ein Eid des Gehorsams gegen das Gesez und der Treue gegen den Staat war; dieser Eid, sezt der König hinzu, wird ein Schisma in der Kirche hervorbringen. Personen, die ausser dem Schoose der Kirche, d. h. der römischen Kirche, gebohren sind, haben viele Mühe, sich einen richtigen Begrif von der Gefahr und Strafbarkeit eines Schismas zu machen; allein nach der Feierlichkeit, mit welcher der König davon zu sprechen anfängt, scheint es, daß dis kein unbeträchtliches Verbrechen ist, weil nicht nur ein Vorgefühl, das er sich nicht erklären kann, ihn

mit Schreken durchdringt, sondern auch noch seine Einbildungskraft ihm in der Ferne die Religion herabgewürdigt, und den Wolf im Schaafstalle zeigt. Mitten unter den Besorgnissen und der Unruhe, welche diese Maasregeln ihm verursachen, appellirt er, als ächter ältester Sohn der Kirche, von dem Willen seines Volks an das Oberhaupt der Glaubigen. Er fleht dessen väterlichen Rath an gegen die Projekte einiger Feuerköpfe, einiger grundverkehrten, und in der Kunst zu revolutioniren schon sehr geübten Leute, welche die Generalstände irreführen. Er verspricht, nichts zu thun, ohne ihn um Rath zu fragen, sich durch sein weises Gutachten leiten zu lassen; aber zu gleicher Zeit erklärt er, daß der Ruf seines Gewissens ihn schon bestimmt habe, dieses Werk der Finsterniß nicht zu genehmigen.

Wäre dieses der Entschluß eines blosen Individuums gewesen, so hätten wir seine Aufrichtigkeit loben können, indem wir seine Blindheit getadelt und beklagt hätten: allein wenn wir diesen Brief als die Depesche des Wiederherstellers der französischen Freiheit, der ersten Obrigkeitsperson eines freien Landes an einen fremden Fürsten, der nie eine wahrhaft redliche Anhänglichkeit für die natürlichen, bürgerlichen oder religiösen Rechte der Menschheit geäussert hat, betrachten, so müssen wir, welche Achtung wir auch für die Frömmigkeit des Monarchen haben mögen, doch einen sehr wenig vortheilhaften Begrif von der Beurtheilungskraft des Mannes haben, wenn wir auch keine gerechten Ursachen hätten, seine Redlichkeit bei dieser Gelegenheit zu beargwohnen. Das Gewissen eines Königs ist ohne Zweifel ein äusserst zartes Ding; aber die Geschichte unsrer Zeit überzeugt uns hinlänglich, daß dasselbe kein unfehlbarer Beweis von Weisheit und von Wissenschaft in der Kunst gut zu regieren ist.

Aus diesem Briefe erhellt auch, daß das Gewissen des Königs durch seinen Ruf zuerst jenes des Papstes wekte, wäh-

rend man sonst glaubte, daß das Gewissen des Papstes zuerst jenes des Königs gewekt habe. Unglüklicher Fürst! unglüklicher Priester! ihr hättet, in Zeiten der Finsterniß und Unwissenheit, durch eure Privattugenden, das Lob der Welt verdienen können; aber ihr solltet zu einer Epoche erscheinen, wo überall eine der eurigen weit überlegene Lichtmasse von Aufklärung strahlte. Ihr seyd vom Dunkel verschlungen worden auf ewig. Laßt uns glauben, daß eure Irrthümer ein nothwendiger Ring in der unermeßlichen Kette der grosen und geheimnißvollen Schlüsse der Vorsehung waren. Ihr habt die Rolle, die euch auf dem Schauplaze der Welt bestimmt war, ausgespielt, und seyd von der Szene verschwunden. Wenn der Einfluß von Grundsäzen, die den eurigen so sehr entgegengesezt sind, uns verhindert, Blumen auf euer Grab zu streuen, so werden doch die stolze Philosophie und die strenge Weisheit nicht den Seufzer erstiken, den wir eurem Unglük schuldig sind.

XXX Brief.

An Hn. von Rivarol.

Der Plan, den Sie mir zugestellt haben, ist ein Meisterstük von Politik und Philosophie, welches einem Mably und Condillac Ehre gemacht haben würde; aber indem ich Ihrer Art, gewisse Leute, die im jezigen Augenblik Einfluß haben, zu beurtheilen, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, würde es doch allzu verwegen seyn, die Mittel, die Sie mir anzeigen, zu gebrauchen. Das Beispiel des Königs von Schweden, welches Sie mir anführen, ist ganz verschieden von der Lage, in der ich mich befinde; dieser Fürst hatte, um sich Gehorsam zu verschaf-

fen, Soldaten, auf die er zählen konnte, und muthvolle Freunde; er hatte blos gegen einige Aufhezer zu kämpfen: hier ist die revolutionäre Anstekung eine epidemische Krankheit geworden, die man nicht anders heilen kann, als wenn man dem Volke beweist, daß es das Spielzeug derer ist, die ihm das Hirngespinst eines goldnen Zeitalters versprechen. Sie können, mein Herr, den wünschenswerthen Zwek erreichen, wenn Sie alles, was die kühnen Köpfe aufbringen könnte, aus ihrem Plane verbannen: mit einem Worte, richten Sie sich nach den Umständen.

Sie kennen, mein Herr, die besondere Gesinnungen, die ich für Sie hege.

Ludwig.

Bemerkungen

über den dreissigsten Brief.

Von allen Uibeln, die auf Ludwig XVI herstürzten, kennen wir keines, das ärger gewesen wäre, als jene ränkevollen Rathgeber, die seinen Hof belagerten, und nicht aufhörten, Gegenrevolutionsplane zu fabriziren, die man als einen Beweis der geheimen Gesinnungen des Monarchen betrachten könnte, und die seinen Geist in einer beständigen Unruhe erhielten, und von den Grundsäzen abzogen, zu denen er sich in seinen Reden und Proclamationen vor der Nationalversammlung und im Angesicht der Welt feierlich bekannte. Hr. von Rivarol gehört unter diese Zahl: glänzende Talente, uud die gröste Einbildung von sich selbst, wiesen ihm unter den „unternehmenden Leuten„ die der König an seinen Dienst knüpfen zu müssen geglaubt hatte, eine der ersten Stellen an.

Es ist sehr zu bedauren, daß wir gar nichts Näheres von diesem Plane des Hn. von Rivarol wissen, den der König

als ein Meisterstük von Politik und Philosophie, das einem Mably und Condillac Ehre gemacht haben würde, betrachtet. Unmöglich konnte man den Talenten und Kenntnissen des Hn. von Rivarol einen gröseren Lobspruch ertheilen; und wir können nicht anders, als bedauren, daß die Bescheidenheit des Schriftstellers, in diesem einzigen Falle, seiner Loyalität seine herrschende Leidenschaft für den Ruhm aufgeopfert hat. Eine solche Zurükhaltung hätte man von Hn. von Rivarol nicht erwarten sollen. Allein ob man uns gleich von diesem erhabnen Plane nichts sagt, so zeigt uns doch der Widerwille, den der König äussert, die ihm angegebenen Mittel zu gebrauchen, deutlich genug die Beschaffenheit und den Zwek desselben. Hr. von Rivarol hatte gelesen, oder vielleicht gesehen, mit welcher Geschiklichkeit der König von Schweden eine stolze, übermüthige Aristokratie bezähmte und niederschlug; er hatte daraus, in Hinsicht auf Frankreich, eine Folge gezogen, die schnurstraks derjenigen entgegengesezt war, welche ein Staatsmann, der würdig wäre, als Nebenbuhler der Mablys und Condillacs genannt zu werden, daraus hergeleitet haben würde. Gerade über diesen wichtigen Punkt kann der König, indem er den Plan billigt, und ihm die prunkvollsten Lobsprüche ertheilt, doch nicht umhin, ihm die Schwierigkeiten, und sogar die Unmöglichkeit der Ausführung bemerklich zu machen. Er verhehlt dem Hn. von Rivarol nicht, „daß er keineswegs, wie der König von Schweden, den dieser grose Projectenmacher ihm angeführt hatte, Soldaten habe, auf die er zählen könnte, um sich Gehorsam zu verschaffen, noch muthvolle Freunde, um ihn zu unterstüzen; und daß die revolutionäre Anstekung eine epidemische Krankheit geworden sey, die man nicht anders heilen könnte, als wenn man dem Volke bewiese, daß es das Spielzeug derer wäre, die ihm das Hirngespinst eines goldnen Zeitalters versprochen hätten.„

Was bei diesem Briefe wunderbar scheinen muß, ist nicht, daß Hr. von Rivarol dem König Gegenrevolutionsplane vorlegt, oder daß der Monarch, der ihre Nichtigkeit erkennt, sie verwirft; sondern daß der König sich, unkluger Weise, und ohne Zurükhaltung, einem politischen Quaksalber hingibt, der sich durchaus kein Bedenken gemacht haben würde, ihn zu verrathen, wenn sein persönliches Interesse es erfordert hätte. Der Monarch erließ in dieser Epoche eine Proclamation, worin er mit dem lautesten Unwillen von den Kunstgriffen derer sprach, „die alle ihre Kräfte anstrengten, um falschen Allarm zu erregen, entweder durch betrügliche Auslegungen der Decrete, nnd durch Veranlassung eben so ungerechter als beleidigender Zweifel über die Redlichkeit seiner Gesinnungen, oder indem sie ihre prrsönlichen Interessen nnter dem Dekmantel der Religion verhüllten.„ Die Nationalversammlung und das Volk von Paris waren entzükt, als sie diesen neuen Beweis von der Zuneigung des Königs für die Revolution erhielten; und dis war in eben dem Augenblik, wo das Schreiben des Königs an den Papst unterweges war, und wo er dem Hn. von Rivarol die gröften Lobsprüche wegen eines Gegenrevolutionsplans ertheilte, den blos seine Unausführbarkeit allein hatte verwerfen machen!

XXXI Brief.

An den Herzog von Orleans.

3 Jun. 1790.

Mein Vetter! die Frau Herzogin von Orleans sucht um Ihre Zurükkunft nach Frankreich an; ich werde auf die Bitten der Tugend dadurch antworten, daß ich ihr bewillige, was sie

wünscht. Man glaubt indeß, Ihre Zurükkunft würde für die öffentliche Ruhe sehr nachtheilig seyn. Man geht so weit, daß man Ihnen ehrgeizige Absichten beimißt..., Kommen Sie, um von Ihrem Könige zu lernen, wie man Franzose seyn muß, und wie man würdig ist, von dem Blute dessen zu seyn, der sie regiert.

Ludwig.

Bemerkungen
über den einunddreissigsten Brief.

Es ist ein Anschein von Würde in diesem Schreiben an den Herzog von Orleans, der nach den Tagen vom 5 und 6 October gezwungen worden war, sich von Paris zu entfernen. Der König läßt ihn seine Besorgnisse über dessen Rükkehr merken, die sehr nachtheilig für die öffentliche Ruhe seyn könnte. Die Bemerkung und die Weisung, die unmittelbar darauf folgen, sind etwas mehr als bloße Insinuationen; und die merkwürdige abgebrochne Stelle in diesem Schreiben, konnte dem Herzog über die Denkungsart des Monarchen in Ansehung seiner keinen Zweifel übrig lassen.

Man hat in Europa viel von der Faction des Herzogs von Orleans gesprochen. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß er zuweilen das Werkzeug war, dessen die Häupter der populären Partei sich bedienten; aber sein Ehrgeiz ward immer durch seine Unfähigkeit verrathen; und man kann es als ausgemachte Thatsache annehmen, daß er im Grunde nie das eigentliche Haupt einer Partei war. Indeß scheint es, daß der König anders von ihm dachte; und die Tugend der Herzogin von Orleans würde ihn nicht bestimmt haben, den Fehler zu begehen, in die Zurükkunft des Herzogs einzuwilligen, wenn es in seiner Macht gestanden hätte, sie zu verhindern.

Es scheint, es war in Gefolge dieser Erlaubniß, daß der Herzog von Orleans drei Wochen nach dem Datum dieses Briefes, an den König schrieb, um ihm zu melden, daß er sich entschlossen hätte, Gebrauch davon zu machen. Der König erwähnte dieser Antwort in einem Briefe, den er vierzehn Tage nachher an die Nationalversammlung schrieb, in welchem er sie benachrichtigt, daß, während er die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Abreise getroffen, einer von den Adjutanten des Hn. von la Fayette gekommen wäre, um ihn zu bewegen, solche zu verschieben, aus Furcht, daß übelgesinnte Personen seinen Namen misbrauchen möchten, um neue Unruhen zu verursachen. Der Herzog wünscht zu wissen, wer diese übelgesinnte Personen seyen, und erklärt, daß er gänzlich entschlossen sey, seinen Plaz im Schooße der Nationalrepräsentation wieder einzunehmen, wofern die Versammlung ihm nicht gegentheilige Befehle geben würde.

In den Bemerkungen, welche Hr. von la Fayette der Versammlung über dieses Schreiben des Herzogs von Orleans vorlegte, findet man folgende Stelle. „Nach dem, was zwischen mir und dem Herzog von Orleans im Monat October vorgefallen ist, und woran ich nicht erinnert haben würde, wenn er nicht gutgefunden hätte, sich an die Versammlung zu wenden, habe ich für meine Pflicht erachtet, ihm sagen zu lassen, daß die nemlichen Ursachen, welche ihn die ihm ertheilte Sendung anzunehmen bestimmt hätten, noch fortdauerten.„ Nach dem, was Hr. von la Fayette dem Herzog von Orleans sagen lassen zu müssen geglaubt hatte, könnte es scheinen, daß in der Zwischenzeit, die von dem Briefe des Königs bis zur Abreise des Herzogs von London verflossen war, einige Ereignisse vorgefallen wären, oder daß man einige Betrachtungen angestellt hätte, welche glauben machten, es würde gut seyn, wenn er sich noch

länger von Paris entfernt hielte. Der Zwek dieser angeblichen Sendung nach London war damals ziemlich bekannt und entschleiert. Der Herzog hatte es der Klugheit gemäs geglaubt, wenn er für den Augenblik nachgäbe; aber da die Partei, zu der er der öffentlichen Meinung nach gehörte, seitdem gröser.n Einfluß gewonnen hatte, so achtete sie nicht viel auf die Insinuationen des Hn. von la Fayette. Der Herzog von Orleans kam, vermöge der Erlaubniß des Königs, nach Paris zurük, ohne, wie die Folge es beweist, daran zu denken, den Rath, welchen Ludwig ihm gegeben hatte, zu benuzen, „von seinem Könige zu lernen, wie man Franzose seyn müsse, und wie man würdig wäre, von dem Blute dessen zu seyn, der sie regierte.„

XXXII Brief.

An Papst Pius VI.

2 Jul. 1790.

Heiligster Vater!

Ich habe die Doctoren, welche Sie erwählt haben, gesprochen, und achtungswürdige Theologen zu Rath gezogen. Man wird Ihnen von den Conferenzen, die einige Tage hindnrch statthatten, Bericht abgelegt haben; es herrscht nur Eine Stimme und Eine Meinung. Man kann nicht Decrete sanctioniren, welche den alten Gebräuchen der allgemeinen Kirche zuwider sind, welche geradezu heilige Dogmen angreifen, unter den Bischöflen und Pfarrern eine neue

Hierarchie einführen, und der Disciplin der gallikanischen Kirche zuwiderlaufen. In dem grosen Streite, der die Geistlichkeit von Frankreich entzweit, hat ein groser Theil der Franzosen sich für die Priester erklärt, die sich den von der constituirenden Versammlung hergeflossenen neuen kirchlichen Gesezen unterwerfen. Aber die Opposition gegen diese neuen Geseze zählt unter ihren Apologisten und Vertheidigern die aufgeklärtesten Theologen, die berühmtesten Lehrer, die sehr grose Mehrheit, um nicht zu sagen die Gesammtheit von Bischöffen der gallikanischen Kirche, und alle rechtschaffenen Leute, welche dem Gottesdienste unsrer Väter und der alten Tradition zugethan sind. Weigre ich mich, die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit zu sanctioniren, so erhebt sich eine grausame Verfolgung: ich vermehre die Anzahl der Feinde des Throns und des Altars: ich gebe einen Vorwand zum Aufruhr: ich verdopple Frankreichs Leiden. Ertheile ich meine Sanction, welch ein Skandal in der Kirche! ich überliefre unsern gemeinschaftlichen Feinden das Erbe Christi; ich bestrafe die Diener des Herrn, welche die heilige Arche verehrten, für ihren Eifer, ihre Treue, ihre Anhänglichkeit: ich entferne den guten Hirten, und führe die Wölfe in den Schaafstall ein. O wer würdigt mich zu leiten, und mir den Weg zu zeigen, den ich wandeln soll! Heiligster Vater! auf Sie allein seze ich meine Hofnung: die gallikanische Kirche heischt Ihre ganze Sorgfalt, und der Enkel des heiligen Ludwig's, dem rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus unterworfen, bittet Sie nicht nur um Rath, sondern um geistliche Befehle, die er vollziehen zu lassen sich beeifern wird. Indes, wenn menschliche Rükſichten von einigem Gewichte seyn könnten; wenn der gegenwärtige Zustand Frankreichs einige Nachsicht erhalten könnte: wenn man in den Angelegenheiten des Himmels jene der Erde zu Rath ziehen könnte, würde es nicht gut seyn,

wenn ich den Entschluß faßte, zu temporisiren? Das französische Volk, immer von Neuigkeiten bezaubert, vergißt bald das, was der Gegenstand seines Enthusiasm war: das Idol, das es errichtet, ward oft den nemlichen Tag wieder umgestürzt. Zeit, Erfahrung, der Rath weiser Männer, der Himmel selbst, der Frankreich wegen unsrer gemeinschaftlichen Irrthümer, wegen meiner eignen Fehler bestraft, und der sich erweichen lassen kann, werden dis gute, einen Augenblik irregeführte Volk, wieder in den Schoos der Kirche, zu seinen wahren Hirten zurükführen. Heiligster Vater, seyn Sie der Dolmetscher des Himmels. Eilen Sie, den Ausspruch zu thun; seyn Sie der Engel des Lichts, der die Finsterniße zerstreut. Mit Ungeduld erwarte ich Ihre Entscheidung, und jene Bulle, um welche die französische Geistlichkeit fleht, welche die Bischöffe reclamiren, und welche der älteste Sohn der Kirche, dem heiligen Stuhle immer treu, von Ihnen nachsucht.

Ludwig.

Bemerkungen

über den zweiunddreißigsten Brief.

Man hätte nicht erwarten sollen, daß die Geistlichkeit, welche bis dahin die unumschränkteste und unbestrittenste Herrschaft über die Geister und über die Gewissen gehabt hatte; welche seit Jahrhunderten gewohnt war, sich wie eine Gewalt zu betrachten, die vom Himmel eingesezt wäre, um die Interessen der Erde zu reguliren, und welche, stolz auf ihren himmlischen Ursprung, vom Gipfel ihrer Gröse nicht blos auf den Schwarm des Pöbels, sondern selbst au die vom Schikfal höher gestellten Personen, deren Würde einen

menschlichen, und folglich von dem ihrigen sehr verschiedenen Ursprung hatte, herabsah, — man hätte nicht erwarten sollen, daß der erste Stand des Staats, bekleidet oder vielmehr beraubt jener Würde und jenes Pomps, den ein berühmter Redner, der einst der Vertheidiger der Wahrheit und der Freiheit war, und nachher der Verfechter des Despotism und des Aberglaubens wurde (Hr. Burke), die Majestät der Kirche nennt, sich gelassen den Beleidigungen und Beraubungen unterwerfen würde, welche eine neuerungssüchtige Philosophie, die Majestät des Volks genannt, an geheiligten Rechten zu begehen gewagt hatte. Die Geistlichkeit, unvermögend sich diesem Strom von Kezerei zu widersezen, der die Nationalversammlung nicht blos bewogen hatte, eine kirchenräuberische Hand gegen diese alten Rechte zu erheben, sondern sogar die angebliche Heiligkeit derer, welche sie anklagte, daß sie selbige usurpirt hätten, in Zweifel zu ziehen, und die Kirche, deren oberste Directoren sie waren, der Ehre zu berauben, die sie dem Staat erzeigt hatte, sich mit dessen profanen Interessen zu bemengen, — die Geistlichkeit, hoch entrüstet über ein so vermessenes und unheiliges Betragen, hatte mit Unwillen den Staub von ihren Füssen geschüttelt, und durch eine feierliche Protestation alle Verbindung mit diesen Apostaten der Religion ihrer Väter, diesen Söhnen der Verdammniß, aufgesagt. Allein ob sie sich gleich auf diesem feindlichen Boden mit Muth geschlagen, ob sie ihn gleich als tapfre Klopffechter Schritt für Schritt streitig gemacht hatten, und, wie sie behaupten, blos durch die Zahl ihrer Feinde, nicht aber durch die Stärke ihrer Gründe besiegt worden waren, so hatten sie doch als geschikte Taktiker nicht versäumt, fremde Hilfe zu suchen, und sich sogar einen Rükzug offen zu halten, im Fall daß das Schikfal der Waffen ihnen nicht günstig wäre.

Diese Bemerkungen treffen indeß blos einen Theil der Geistlichkeit. Man kann die Individuen dieses Standes, der den vierten Theil der Nationalversammlung ausmachte, in drei Klassen abtheilen: die Papisten, eben so grose Eiferer für die weltliche Macht, wie für die geistliche Autorität der Kirche von Rom; die Katholiken, oder die, welche die weltliche Macht bestritten, aber die Lehren der Kirche behaupteten: und die Philosophen, welche beide verwarfen, und von manchen verläumderischer Weise des Atheism beschuldigt wurden. Die Anzahl dieser leztern war zu klein in der Versammlung, um eine Sekte oder eine Partei zu bilden: und da sie sich gelegenheitlich zu den beiden andern schlugen, je nachdem sie ihr Interesse dazu bewog, so kann man das Ganze nur als zerfallend in zwei grose Abtheilungen betrachten, die wir unter dem Namen von Papisten und von Katholiken bezeichnet haben.

Da die Papisten alle Hofnung verloren hatten, von einem gegen sie so eingenommenen Tribunal, wie die unermeßliche Mehrheit der Nationalversammlung es war, die Gerechtigkeit, die sie ansprechen zu können glaubten, zu erhalten, und da sie frühzeitig die Verkehrtheit ihrer Gegner und die Neuerungen, die man zu unternehmen wagen würde, voraus gesehen hatten, so hatten sie davon bereits an den römischen Hof appellirt, und ein Schuz- und Truzbündniß mit dem heiligen Stuhle geschlossen, welcher nicht weniger, wie sie, in Gefahr stand, unter diesen profanen Beraubungen zu leiden. Allein die blose Dazwischenkunft des Oberhaupts würde sehr wenig genüzt haben; die Waffen seines himmlischen Arsenals waren unglüklicher Weise, aus Mangel an Gebrauch, verrostet; das ganze Schaugepränge seiner magischen Donnerkeile hätte nur Muth, anstatt Bestürzung, einflösen können, und seine unmächtigen Bann-

ſtrahlen hätten vielleicht widerſpennſtige und unfolgſame Kinder in vermeſſene und ſelbſt das Heiligthum bedrohende Titanen verwandelt. Wären die päpſtlichen Blize ſo unbedachtſam geſchleudert worden, ſo hätte man ſie durch die Einführung des Proteſtantism in Frankreich beantworten können, wie man in der Folge die Coalition der Könige gegen ſeine politiſche Exiſtenz durch die Einführung der Republik beantwortete.

Der römiſche Hof ſah die Gefahr, und war ſo klug, ſeine Autorität nicht in einem Augenblik zu compromittiren, wo die Spannung des Gemeingeiſtes ſo gros war, daß dieſe Autorität gewiß miskannt, und ſogar verachtet worden wäre. Nicht weniger gefährlich war es, gar nichts zu thun. Auch war, während die Verſammlung ſich mit Reformen beſchäftigte, die Geiſtlichkeit eben ſo ſehr beſchäftigt, insgeheim unter ihre Fahne anzuwerben; und es gelang ihr, einen furchtbaren Phalanx zu ſammeln und zu disciplıniren, den ſie dem Einbruche, womit der philoſophiſche Geiſt der Analyſe und der Unterſuchung ſie bedrohte, entgegenſezen wollte. Der heilige Vater war allerdings das geiſtliche Oberhaupt dieſer Armee der ſtreitendrn Kirche, aber ſie mnſte auch ein weltliches Oberhaupt haben; und dieſer ehrenvolle, aber gefährliche Poſten wurde dem älteſten Sohne der Kirche, dem Könige der Franzoſen, anvertraut, der bereits unwiderſprechlich bewieſen hatte, daß er würdig wäre, dis in ſeine Hände niedergelegte Heiligthum zu vertheidigen.

Als die Geiſtlichkeit, zu Anfang der Revolution, freiwillig ihre Privilegien aufgab, hatte der König, in ſeinem Schreiben an den Erzbiſchof von Arles, * erklärt, daß er

* S. den XX. Brief.

einem solchen Decret nie seine Sanction ertheilen würde: und in seinem ersten Schreiben an den Papst, * über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit, meldete er dem heiligen Vater, daß der Ruf seines Gewissens ihm verbiete, dieses Werk der Finsterniß zu genehmigen.

Dieses feindliche Bündniß zwischen der misvergnügten Geistlichkeit in Frankreich, und dem Papste, fand einen eifrigen Hilfsgenossen in der Person Ludwig's XVI. Man wird sich hier ohne Zweifel an das, was von der moralischen Geradheit des Königs gesagt worden, erinnern, und fragen, wie es möglich sey, seine wiederholten Erklärungen an das französische Volk, seine Glükwünsche zur Wiederherstellung der Freiheit desselben, und diese geheimen Unterhandlungen mit dessen erklärtesten Feinden, mit denen, die mit der grösten Leidenschaftlichkeit an Untergrabung und Vernichtung der Revolution arbeiteten, zu vereinbaren. Es ist unmöglich, den Mangel moralischer Geradheit zu rechtfertigen, wir sind sogar weit entfernt es auch nur zu versuchen: und man kann an der Reinheit einer Religion zweifeln, die sich mit dem Betruge verträgt und Täuschung heiligt. Ferne sey von uns der Gedanke, daß eine Religion, zu der sich ein so groser Theil der Welt bekennt, eine Lehre aufstelle, welche gänzlich die Grundpfeiler der Gesellschaft untergräbt, und alle ihre Bande zerreißt: doch darf man beklagen, daß es Umstände geben kann, wo die Irrthümer, welche sich in dieselbe eingeschlichen, ihre Moral dergestalt verdunkelt haben, daß das erste Princip des Betragens, das Gewissen, sich der Gefahr ausgesezt findet, in die Schlinge zu fallen, und den treulosen Angriffen der Unredlichkeit und des Trugs zu unterliegen.

* S. den XXIX Brief.

Man glaube nicht, daß diese Betrachtung hier nicht an ihrem Orte wäre. Wenn es uns erlaubt ist: wenn es sogar unsre Pflicht, und die aller edlern Seelen ist, heisse und redliche Wünsche für die Aufrechthaltung des Glaubens in seiner ganzen Reinheit zu hegen: wenn wir zu der süssen und glorreichen Hofnung berechtigt sind, unsre göttliche Religion einst entledigt von allen jenen unreinen und unheiligen Zusäzen, die sie noch befleken, in ihrem vollen Glanze erscheinen zu sehen, wie sie mit Unwillen jene verderblichen Combinationen der Politik, welche sie zu einem Werkzeuge der weltlichen Gewalt machen möchte, von sich stöst, — so ist dis nur, indem wir unsern Blik mitten durch jene Szenen von Unruhe und Gräueln, welche die Revolution mit Schmuz und Blut beflekt haben, auf die Epoche, wo dieser Brief geschrieben wurde, zurük werfen, und den Contrast in dieser Correspondenz zwischen dem Papste und der ersten Obrigkeitsperson eines freien Volkes bemerken.

Nur zwölf Tage nach Absendung dieses Briefes sah man den König, in der hehren Versammlung des Volks, am Tage des Bundesfestes, nachdem er an der feierlichsten Handlung der Religion Theil genommen hatte, im Angesicht des Himmels und der Erde schwören, daß er alle durch das Verfassungsgesez des Staats ihm übertragene Gewalt dazu anwenden wollte, die durch die Nationalversammlung beschlossene und von ihm angenommene Constitution aufrecht zu erhalten, und die Gesezе vollziehen zu machen. Dieser Brief war damals auf dem Wege nach Rom; und wir lesen darin, daß er, weit entfernt, diese Constitution, die er so eben beschwur, aufrecht zu erhalten, oder an die Vollziehung der durch die Nationalversammlung beschlossenen Gesezе zu denken, sich nicht nur weigern will, einen wichtigen Theil dieser Decrete zu sanctioniren, sondern

daß

daß er auch noch den erbittertsten Feind derselben um Rath fragt, auf welchen allein er sein ganzes Vertrauen sezt, indem er ihm die Versicherung ertheilt, daß sein weises Gutachten ihn leiten, und daß er nichts thun werde, ohne ihn zu Rath zu ziehen.

Man kennt nur allzusehr die beklagenswerthen Leiden und Drangsale, welche aus diesem unglüklichen Vergleiche mit einem irrigen Gewissen für Ludwig XVI und für Frankreich entstanden sind. Wenn eine von Natur gute und fromme Seele so urtheilen und handeln konnte, was soll man von der Moral einer Religion denken, die dergleichen Ausflüchte gestattet? und doch ist es deren Oberhaupt, welches Zeuge derselben ist, und sie nicht mit jenem tugendhaften Unwillen verwirft, den das Laster einflößt; er ist es, der sie gestattet, der dazu aufmuntert, und ihnen solchergestalt in den Augen eines schwachen Fürsten, den es nicht schwer gewesen seyn würde zur Tugend und zum Glüke zurükzuführen, das Siegel seiner Genehmigung aufdrükt. „O Papstthum„ ruft der empfindsame und tiefbewegte Prediger (Sterne) aus, wie viel Unglük hast du nicht zu verantworten?„

Aber laßt uns auf obigen Brief zurükkommen. Der Papst hatte, in Gefolge der vorhergehenden Briefe des Königs, Doctoren gewählt, die ihn leiten und durch ihren Rath dirigiren sollten. Der König meldet ihm, „er habe diese Doctoren und andre achtungswürdige Theologen gesprochen.„ In den Conferenzen, welche desfalls stattgehabt, hatte man einstimmig die Verwerfung einer Constitution entschieden, welche Artikel enthielt, die den alten Gebräuchen der Kirche von Rom zuwiderliefen, und gerade zu die heiligen Dogmen der Hierarchie und der Disciplin

der gallikanischen Kirche angriffen. Wäre es hier der Ort, diesen Gegenstand zu erörtern, so könnte man leicht beweisen, daß die zu dieser Conferenz berufene Doctoren den bedauerswürdigen Monarchen, der das Unglük hatte, die Regel seines Gewissens auffer seinem eignen Gewissen, und anderswo als in den Eingebungen eines reinen und genugsam aufgeklärten Herzens zu suchen, in allen Stüken in Irrthum geführt hatten: und daß der Irrthum nicht von den beschlossenen Reformen, sondern von den Misbräuchen, die man hatte bestehen lassen, herrührte. Jede Reform muß zwar einen Anfang haben, und die constituirende Versammlung hatte einen grosen Schritt gethan. Es gibt heut zu Tage nur sehr wenige aufgeklärte Christen, welche alle von den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts zugelassenen Glaubensartikel würden vertheidigen wollen; indeß sind wir ihnen darum nicht minder Dank schuldig, daß sie zuerst uns die Bahn gebrochen haben. Wenn der König von alten Gebräuchen spricht, so versteht er also darunter nur diejenigen, die man so eben abgeschaft hatte. Hätte er, statt der Doctoren, vielmehr die Geschichte zu Rath gezogen, so würde er leicht eine Epoche gefunden haben, wo diese Gebräuche nicht existirten, und folglich keine Verbindung mit der ersten Kirche hatten. Er entwirft hierauf das Gemählde der Parteien in dem grosen Streite, der die französische Geistlichkeit entzweite. „Ein groser Theil der Franzosen„, sezt er hinzu, „hat sich für die Priester erklärt, die sich den von der constituirenden Versammlung hergeflossenen neuen kirchlichen Gesezen unterwerfen., Allein unter denen, die sich denselben widersezen, zählt er „die aufgeklärtesten Theologen, die berühmtesten Doctoren, die sehr grose Mehrzahl, um nicht zu sagen, die Gesammtheit der Bischöffe der gallikanischen Kirche, und alle rechtschaffenen Leute, welche dem Gottesdienste unsrer

Väter und der alten Tradition anhängen.„ Kein edelmüthiger Gegner wird über diese Herzählung Bemerkungen machen wollen. Die Geschichte der Päpste und der Könige, die vor ihm regierten, hätte ihn über den Werth belehren können, den er auf diese Theologen und auf ihre Theologie legen muste. „Wenn ich Bücher über die Theologie lese„ sagte der Papst Cölestin„ so begreife ich nichts mehr vom Evangelium; und wenn ich das Evangelium lese, so begreife ich nichts mehr von der Theologie.„ * . . . „Meine Geistlichen„ sagte Chilperich, „sind die Heuschreken meines Königreichs; bald werde ich gezwungen seyn, mit einem Stab in der Hand das Allmosen von meinen Bischöffen zu betteln.„ ** . . . „Ich habe„ sagte Karl Martell, „Europa von den Sarazenen befreit: ich wünschte es auch von der Geistlichkeit zu befreien, die hundertmal ärger ist, als alle Araber der Welt.„ *** . . . Du die Theologie und die Tradition der Kirche allgemein sind, so waren sie damals die nemlichen wie heutzutage; die Gebräuche waren folglich die nemlichen. Diese Epoche, welche eine eingebildete Philosophie und eine stolze Gelehrsamkeit das Jahrhundert der Finsterniß und der Barbarei genannt haben, war das goldene Zeitalter der Kirche; aber so gros ist die Ungelehrigkeit und Verkehrtheit der menschlichen Natur, daß man selbst in diesen entfernten Zeiten kezerische Könige und philosophische Päpste findet.

* Geschichte der Päpste, von Platina.

** Geschichte Frankreichs, von Velly.

*** Anfangsgründe der Geschichte, von Millot.

Das verwirrende Dilemna, in welches die Verweigerung oder die Genehmigung der Constitution den König wirft, wird mit den stärksten Farben geschildert. „Weigert er sich, so erhebt sich eine grausame Verfolgung; er vermehrt die Anzahl der Feinde des Throns und des Altars; er gibt einen Vorwand zum Aufruhr, und verdoppelt Frankreichs Leiden.„ Gewiß sind dis sehr wichtige Betrachtungen, welche auf irdische Gemüther den stärksten Einfluß haben müssen; aber, von der audern Seite, stellt er Uibel dar, welche die erstern aufwiegen. „Ertheile ich„, sagt er, „meine Sanction, welch ein Skandal in der Kirche! ich überliefre unsern gemeinschaftlichen Feinden (d. h. den Feinden der Päpste und der Könige) das Erbe Christi; ich bestrafe die Diener des Herrn, welche die heilige Arche verehrten, für ihren Eifer, ihre Treue, ihre Anhänglichkeit; ich entferne den guten Hirten, und führe die Wölfe in den Schaafstall ein. O wer würdigt mich zu leiten, und mir den Weg zu zeigen, den ich wandeln soll?„ Unglüklicher Monarch! in welche Hände warst du gefallen!

Was nachfolgt, macht einen allzuauffallenden Kontrast mit den Proclamationen des Königs, den wiederholten Versicherungen seiner Billigung der Decrete der Nationalversammlung, und dem von ihm abgelegten Eide, sie zu handhaben und vollziehen zu machen, um nicht ganz besonders unsre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. „Heiligster Vater!„ sezt der König hinzu, „auf Ihnen allein beruht meine Hofnung. Die gallikanische Kirche heischt Ihre ganze Sorgfalt, und der Enkel des heiligen Ludwig's, dem rechtmäsigen Nachfolger des heiligen Petrus unterworfen, bittet Sie nicht nur um Rath, sondern um geistliche Befehle, die er vollziehen zu lassen sich beeifern wird. Indeß, wenn menschliche Rükfichten von einigem Gewichte

seyn könnten; wenn der gegenwärtige Zustand Frankreichs einige Nachsicht erhalten könnte: wenn man in den Angelegenheiten des Himmels jene der Erde zu Rath ziehen könnte, würde es nicht gut seyn, wenn ich den Entschluß faßte, zu temporisiren? Das französische Volk, immer von Neuigkeiten bezaubert, vergißt bald das, was der Gegenstand seines Enthusiasm war; das Idol, das es errichtet, ward oft den nemlichen Tag wieder umgestürzt. Zeit, Erfahrung, der Rath weiser Männer, selbst der Himmel, der Frankreich wegen unsrer gemeinschaftlichen Irrthümer, wegen meiner eignen Fehler bestraft, und der sich erweichen lassen kann, werden dis gute, einen Augenblik irregeführte Volk wieder in den Schoos der Kirche, zu seinen alten Gebräuchen, zu seinen wahren Hirten, zurükführen. „Schwer liesse sich's bezweifeln, daß diese Gesinnungen, zu jener Zeit, die wahrhaften Gesinnungen des Monarchen waren; man kann nicht annehmen, daß er sich gegen das Oberhaupt der Kirche hätte verstellen wollen: jeder Betrug würde Thorheit, und, gegen den Statthalter Christi, noch überdem eine schwere Sünde gewesen seyn. Diese Vermuthung ist um so weniger wahrscheinlich, da der König zu temporisiren verlangt. Wenn man, in den Angelegenheiten des Himmels, für jene der Erde einige Nachsicht haben kann: wenn menschliche Rükfichten von einigem Gewichte seyn können, so möge mein Eifer, meine gänzliche Hingebung für die Interessen des untrüglichen Oberhaupts der Kirche, dasselbe bewegen, mir zu verzeihen, daß ich gegen seine Mörder und Henker so viel Sanftmuth und Nachsicht gebrauche. Wahr ist es, heiligster Vater! ich habe in Gegenwart derer, die sich Stellvertreter des Volks nennen, selbst und in Person erklärt, daß ich die verfassungsmäsige Freiheit, deren Grundsäze durch den allgemeinen Willen, in Uibereinstimmung mit dem meinigen, festgesezt wurden, vertheidigen und aufrecht

erhalten wolle. Ich habe sogar erklärt, daß ich noch mehr thun, daß ich das Herz und den Geist meines Sohnes vorbereiten wolle, diese neue Ordnung der Dinge lieb zu gewinnen. Ich habe überall verkündigen lassen, daß der Monarch und die Stellvertreter der Nation durch gleiche Gesinnungen und gleiche Wünsche vereinigt seyen, damit diese Meinung, dieser feste Glaube, in ganz Frankreich, einen Geist des Friedens und des Wohlwollens verbreiten möchte. Ja ich habe alle diejenigen, die es wagen würden, an der Aufrichtigkeit meiner Absichten zu zweifeln, mit meinem Unwillen bedroht: und, was noch weit mehr ist, ehe dieser Brief bei Ihnen eintreffen kann, werde ich, in Gegenwart des versammelten Volks, an einem feierlichen Bundestage geschworen haben, daß ich diese Constitution, die ich angenommen habe, unverlezlich aufrecht erhalten und vollziehen machen will. Allein diese Erklärungen, die ich nicht Willens bin zu befolgen: diese Gesinnungen, die meine Lippen aussprachen, aber die nicht in meinem Herzen waren, sind weiter nichts als menschliche Rükſichten, eine augenblikliche Nachgiebigkeit für die Angelegenheiten der Erde, die Sie, der alle Dinge kennt, schon zu würdigen wissen werden. Ich habe dermalen den Entschluß gefaßt, zu temporisiren; mein Volk ist leichtsinnig und eitel: dieser vorübergehende Enthusiasm für die Revolution wird bald dahinschwinden: dis Idol von gestern wird morgen, und vielleicht schon heute, umgestürzt werden, und wenn ich meinen eignen Fehler, die Irrthümer, die ich begangen, und für die mich der Himmel in diesem Augenblik straft, abgebüst haben werde, wird er sich erweichen lassen; seine Barmherzigkeit wird die Gegenrevolution herbeiführen; der unreine Geist, der geweht hat, wird im Finstern bleiben; und die französische Kirche wird, wie der Phönix, glorreich und triumphirend, mit ihren alten Gebräuchen und ihren wahren Hirten wieder erstehen.

Um diesen ächt königlichen Gesinnungen ihre volle Wirkung zu sichern, waren der Beistand, die Anstrengungen des geistlichen Oberhaupts unumgänglich nothwendig. „Heiligster Vater, fährt der König fort, „die Zeit ist dringend, seyn Sie der Dollmetscher des Himmels. Eilen Sie, den Ausspruch zu thun; seyn Sie der Engel des Lichts, der die Finsterniß zerstreut. Mit Ungeduld erwarte ich Ihre Entscheidung, und jene Bulle, um welche die französische Geistlichkeit fleht, welche die Bischöffe reclamiren, und welche der älteste Sohn der Kirche, dem heiligen Stuhle immer treu, von Ihnen nachsucht.“

Als diese berühmte Bulle, [welche den Aufruhr der Geistlichkeit rechtfertigte, im Anfange des folgenden Jahres erschien, dachte man nach gewissen Ausdrüken, die sie enthielt, allgemein, daß der König sich die Rüge des römischen Hofes eben so wie die Nationalversammlung, wiewohl in minderm Grade, zugezogen hätte. „Während wir,“ sagt der heilige Vater in dieser Bulle, „uns ganz diesen väterlichen Sorgen überlassen hatten, d. h. während wir beschäftigt waren, die französische Geistlichkeit zu trösten, und sie zu ermahnen, ihre Thränen und Bitten mit unsern zu vereinigen, kamen uns noch unglüklichere Neuigkeiten zu Ohren; wir hören, daß um die Mitte des leztverflossenen Monats Jul. die Nationalversammlung, das heißt die Mehrzahl dieser Versammlung, ein Decret erlassen hat, welches, unter dem Vorwand, blos| die| bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit zu reguliren, wie der Titel es anzukündigen scheint, die heiligsten Lehrsätze und die ehrwürdigste Disciplin der Kirche von Grund aus umstürzt, die Rechte des ersten apostolischen Stuhles, der Bischöffe, der Priester, der religiösen Orden beiderlei Geschlechts, und der ganzen katholischen Kirche vernichtet, die heiligsten Ceremonien abschaft, von allen kirchlichen Gütern und Einkünften Besiz nimmt,

und unerhörte, unzählige Drangsale herbeiführt, die man kaum würde für möglich halten können, wenn man sie nicht allzusehr mit der That erfahren hätte. Wir haben uns nicht des Schauders erwehren können, als wir dieses Decret gelesen. .... Aber um unsern Schmerz noch zu vermehren, erhielten wir gegen Ende des Augusts ein Schreiben von Sr. allerchristlichsten Majestät, unserm geliebten Sohn in Jesu Christo, Ludwig XVI, in welchem derselbe auf das stärkste in uns dringt, wenigstens provisorisch fünf durch die Nationalversammlung decretirte, und bereits mit der königlichen Sanction bekleidete Artikel durch unsre Autorität zu bestätigen. Obgleich diese Artikel uns dem Kanon zuwider schienen, glaubten wir doch, ehe wir darauf antworteten, aus Achtung für den König, temporisiren zu müssen; und wir schrieben ihm, daß wir diese Artikel der Congregation der Kardinäle vorlegen würden, u. s. w. u. s. w.“

Die erste Bemerkung, die sich bei Vergleichung des obigen Briefes mit der Bulle darbietet, ist die Meinungs-Gleichheit, zwischen dem Pabste und dem Monarchen, in Betref der Nationalversammlung. Die Entdekungen des heiligen Vaters enthielten nichts Neues; die Schmähungen, die er sich gegen die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit entfallen läßt, waren vorher schon tausendmal und bis zum Ekel durch die misvergnügte und widerspennstige Geistlichkeit wiederholt worden; aber es war ganz natürlich, daß sie auch noch, officiell, durch den Pabst wiederholt wurden. Niemand versah sich's jedoch, Ludwig XVI in dieser heiligen Ligue figuriren zu sehen; aber während die Nation mit einem allgemeinen Enthusiasm dem Könige der Franzosen ihren Beifall zuklatschte; während alle Blike auf den Wiederhersteller der französischen Freiheit gerichtet waren; im Augenblik, wo er das feierlichste Unterpfand seiner Anhäng-

lichkeit an die neue Ordnung der Dinge gab, hatte der Monarch eine förmliche Klageschrift gegen das wiedergebohrne Frankreich verfaßt, und drang auf den Urtheilsspruch des unerbittlichsten Richters, des erbittertsten Feindes.

Man hat allgemein geglaubt, und der Schluß war ziemlich natürlich, daß der Pabst, bei dieser Gelegenheit, den König angetrieben hätte; aber wir haben hier den Beweis, daß im Gegentheil der König den Pabst anspornte. Er gebrauchte sogar viele Geschiklichkeit in dieser geistlichen Diplomatie. Die Angelegenheiten der Kirche, heiligster Vater, sind eigentlich die Ihrigen. Ich mache Ihnen meine wahren Gesinnungen bekannt; aber, in den Augen der Nation, muß ich ihre Grundsäze zu billigen, und ihre Rechte zu vertheidigen scheinen. Ich kann nicht mit dem Schwert der Gewalt gegen die Kezerei und das Schisma, die mein Königreich überschwemmt haben, zuschlagen; aber Sie können, in Sicherheit, die Blizstrahlen der Kirche schleudern; und wenn das mindeste Aufsehen mich zu bedrohen scheint, so wird man mich nicht im Verdachte haben, daß ich in unsrer gemeinschaftlichen Sache mit Ihnen vereinigt wäre.

Da der König die Rechte des Altars so kräftig vertheidigte, so konnte der Pabst nicht umhin, ihm seine gerechte Dankbarkeit dafür zu bezeugen, indem er sich laut zu Gunsten des Throns erklärte. Es war ziemlich der Sache gemäs, daß die Bulle des Pabstes die kezerischen Maasregeln der Nationalversammlung angrif. Seine Heiligkeit, als gebohrner Vertheidiger der Rechte des heiligen Stuhles, erfüllte blos seine Pflicht; aber dis war eine völlig interessirte Handlung. Ein Gefühl edlerer Art bewog ihn, weiter zu gehen, und selbst die Grundsäze der Revolution zu tadeln.... „In dieser Absicht," sagt der Pabst, „erkannten und proclamirten sie, als eines der Rechte des Menschen in der

Gesellschaft, jene unbedingte Freiheit, welche nicht nur den Genuß der religiösen Meinungen, ohne alle Furcht beunruhiget zu werden, garantirt, sondern welche sogar die Befugniß, in Religionssachen alles, was die zügelloseste Einbildungskraft eingeben kann, ungestraft zu denken, zu reden, zu schreiben, und sogar zu druken bewilligt; ein abscheuliches Recht, welches jedoch die Versammlung als herfliessend aus der allen Menschen natürlichen Gleichheit nnd Freiheit betrachtet. Aber was kann ungeheurer seyn, als unter den Menschen diese rasende und unsinnige Freiheit einzuführen, welche die Vernunft, das beste Geschenk, das die Natur dem Menschen gab, und das einzige, das ihn von den Thieren unterscheidet, zu erstiken scheinen?" Die Beweise dieser Behauptungen sind eben so klar, wie der Text. „Nachdem Gott den Menschen erschaffen," sagt der Pabst, „nachdem er ihn an einem Orte der Wonne erschaffen hatte, bedrohte er ihn da nicht mit dem Tod, wenn er von dem Baume der Erkenntniß des Guten und des Bösen essen würde? Sezte er nicht, durch diesen ersten Befehl, seiner Freiheit Schranken? Die menschliche Gesellschaft ist, nach dem heiligen Augustin, nichts anders, als eine allgemeine Uibereinkunft, den Königen zu gehorchen; und die Gewalt der Könige leitet ihre gröste Stärke nicht sowohl aus dem gesellschaftlichen Vertrage, als von Gott selbst, dem Urheber alles Guten und aller Gerechtigkeit, her." Wir hätten doch immer dem heiligen Augustin mehr Beurtheilungskraft zugetraut; aber die Apophtegmen eines Heiligen aus Afrika können, wo es politische Lehrsäze gilt, von keinem grosen Gewichte seyn. Diese Grundsäze, wer auch ihr Erfinder seyn mag, und die Beweise, mit welchen sie der Pabst zu unterstüzen sucht, sind einander vollkommen würdig. Hätte man erwarten sollen, daß irgend eine Macht, zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, dergleichen Paradoxen laut behaup-

ten würde, wenn diese nicht, nachdem sie aus allen Theilen des gesellschaftlichen und intellectuellen Systems verbannt waren, in dem Conclave der Cardinäle ein Asyl gefunden, und einen Theil der zum Arsenal des Vatikans gehörigen Waffen ausgemacht hätten?

XXXIII Brief.

An den Herzog von Polignac.

18 Nov. 1790.

Die zärtliche Theilnahme, die Sie uns bezeugen, bringt einige Linderung in unsre Lage; Ihre Briefe werden immer mit Ungeduld erwartet, und mit Rührung gelesen: oft habe ich die Königin überrascht, wie sie Thränen vergos, als ich ihr jene der Frau von Polignac mittheilte.

Die, welche unter dem scheinbaren Vorwande, alles neu umzuschaffen, die Grundpfeiler der Monarchie untergraben, haben seit Ihrer Abreise nicht an Verwegenheit abgenommen; die Leiden Frankreichs vermehren sich in fortschreitendem Verhältniß auf eine schauervolle Art: je mehr ich die Geschichte meiner Vorfahren überdenke, desto mehr bin ich überzeugt, daß wir uns am Vorabend einer in ihren Folgen äusserst grausamen Umwälzung befinden. Es war so leicht, das Gute zu bewerkstelligen, als ich selbst Allem, was das

Volk vernünftiger Weise ansprechen konnte, entgegen kam. Ich habe mir wenigstens nichts vorzuwerfen; ich habe alles gethan, um die gehässigen Leidenschaften zu erstiken, die Geister zu gewinnen, und die Herzen zu versöhnen. Jezt stellen sich die Aufhezer, als ob sie die Reinheit meiner Absichten beargwohnten. Die rechtschaffenen Leute, die noch Anhänglichkeit für mich behalten haben, sind allen Beschimpfungen einer zügellosen Frechheit preis. Jeder Tag sieht mehr oder minder verderbliche Projekte aufkeimen: ohne Mittel, sie abzutreiben, biete ich allein dem Sturm die Stirne: aber kann dis lange dauern?

Adieu, mein Herr. Wir werden immer die zuneigungsvollsten Gesinnungen für Sie behalten.

Ludwig.

Bemerkungen

über den dreiunddreissigsten Brief.

Alle, die den Hof Ludwig's XVI kannten, oder von dem, was dort vorgieng, unterrichtet waren, von der Unverschämtheit, womit die Polignacs die Gnade des Königs misbrauchten, von der Art wie er, selbst in Gegenwart der Königin, von diesen insolenten Günstlingen behandelt wurde, und von dem scheuslichen Skandal, welches ihr bis zu den wildesten Ausbrüchen von Ausschweifungen und Liederlichkeit getriebenes Betragen verursachte, werden sehr erstaunt seyn über die Ungeduld und Theilnahme, womit dieser misbrauch-

te Monarch ihre Briefe erwartete und las, und über den zuneigungsvollen Styl, womit er ihnen antwortete.

Die, welche die Wahrheit der Geschichte dieser intriganten und verdorbenen Familie nicht kennen, möchten vielleicht daraus schliessen, entweder daß die Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, Verläumdungen wären, oder daß der König nichts tadelnswürdiges in ihrem Betragen gefunden, und also ihre Ausschweifungen und Laster getheilt hätte. Zum Glüke für ihn kann schon die geringste Aufmerksamkeit auf seinen Charakter, so wie er sich in diesen Briefen selbst schildert, obiges Dilemma lösen. Wie Heinrich V von England den alten Genossen seiner Orgyen, Falstaff, todt auf dem Schlachtfelde ausgestrekt liegen sieht, ruft er aus: „Lieber hätte ich einen bessern Krieger verloren!„ Obgleich die Familie Polignacs, mehr als alle andre, zur Verderbniß des Hofes, und folglich zu allen Leiden und Drangsalen, die ihn niederdrükten, beigetragen hatte, so hatte sie sich doch so nothwendig, und mit der Königin und dem Monarchen so vertraut gemacht, daß diese aufrichtig ihre Abwesenheit bedauerten; und obgleich der König nie an ihren Ausschweifungen theilgenommen hatte, und frei von all den verdienten Vorwürfen, die man ihr machen konnte, war, so war er doch gewohnt, sie in seinen Augenbliken der Erholung um sich zu haben. Jezt, da er ihre Briefe empfieng oder beantwortete, von einer ungestümmen und wilden Demokratie umtost, welche

ihm unaufhörlich die Worte: Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte, wiederholte, darf man sich nicht wundern, daß er sich so lebhaft nach jenen Augenbliken der Ruhe zurükſehnt, wo er, nach den Ermüdungen der Jagd, oder den Schloſserarbeiten, die seine Lieblingsbeschäftigung waren, frei von aller Sorge, an den Partien der Königin theilnehmen, und so einige Stunden in den Freuden des Tiſches, für welche er nicht gleichgültig war, oder in anständigen Beluſtigungen zubringen konnte.

Nach dem Ausdrnke seiner persönlichen Gesinnungen, gibt der König seinem Correspondenten eine Skize von dem, was damals vorgieng. Seit der Abreiſe der Polignacs hatten sich Frankreichs Leiden in fortschreitendem Verhältniß auf eine schauervolle Art vermehrt. Am Vorabend des 14 Jul. waren diese Ausgewanderten, und der Graf von Artois, aus Verſailles entflohen. Seit dieſer Epoche war die Baſtille erobert worden; der Adel und die Geiſtlichkeit hatten allen ihren Privilegien und allen ihren Titeln ensagt: die Conſtitution war errichtet worden, und der König hatte sich zum Gewährleiſter und Vertheidiger der Rechte und der Freiheit des Volks erklärt. Man hat dieſe Epoche als die glorreichſte der Revolution betrachtet: aber ſie bot Ludwig XVI, wenn er an die Polignacs ſchrieb, alle Charaktere von Gräuel und Verwüſtung dar.

Unmöglich kann man dieſen Brief leſen, ohne die äuſſerſte Leichtigkeit zu bemerken, mit welcher der König ſich nicht

nur in Hinsicht auf andre, sondern auch anf sich selbst, täuschte. Er konnte, wahrscheinlich, glauben, daß er für die Revolution mehr gethan hätte, als er hätte thun sollen: eine Meinung, welche die Polignacs unfehlbar mit ihm theilten: aber wie wenig hatte er über sich selbst und über sein Betragen nachgedacht, wenn er sich beklagt, daß die Aufhezer sich stellten, als ob sie die Reinheit seiner Absichten beargwohnten! Man kann von dieser Reinheit nach dem Sinne urtheilen, in welchem er, vermöge seines lezten und einiger von seinen vorhergehenden Briefen, seine Ausdrüke verstanden wissen wollte. Aber es würde hart seyn, über dergleichen Ausdrüke, zumal wenn sie an die Familie Polignac gerichtet waren, einen langen Commentar zu machen.

XXXIV Brief. *

An den König von England.

Paris, — 1790.

Ich habe mich über Ihr Ministerium zu beklagen, und ich wende mich mit meinen Klagen an Sie; es hat, sagt man, alte Beleidigungen zu rächen, und der amerikanische Krieg stellt sich seiner Erinnerung dar. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob ich wohl oder übel gethan habe, mich mit den amerikanischen Insurgenten zu befassen; ich habe mein Glaubensbekenntniß, so zu sagen, öffentlich abgelegt, und vielleicht könnte ich mit Ehren an meine Meynung in jenem Falle erinnern. Aber der Krieg, welchen Frankreich damals gegen England führte, war offen und bieder. Unsre Krieger, zu Land und zu Meer, ärndteten Lorbeern. Jetzt aber schlägt man sich im Schatten, und man benutzt mein Unglük und die Unruhen Frankreichs, um den Monarchen und die Monarchie zu Grund zu richten: man könnte sogar sagen, daß ich der Zielpunkt aller Feinde Frankreichs sey. Was mich betrübt, ist, daß man Ihren guten Willen für mich misbraucht, um Unruhen zu erregen, die Partei der Neuerer zu begünstigen, und die Rükkehr der guten Ordnung zu verhindern. Die gekrönten Häupter müssen sich beschüzen: sie bekämpfen einander mit Biederkeit, aber mit derselben Biederkeit, gewähren sie einander wechselseitigen Beistand. Machen Sie, ich bitte Sie darum, dem Eifer derer, die in England ihrem Lande einen Dienst leisten zu wollen scheinen,

* Dieser Brief wurde dem König von England nicht zugesendet. Das geheime Conseil Ludwigs XVI. befürchtete, den Monarchen herabzuwürdigen, wenn es ihn einen vergeblichen Versuch dieser Art machen ließe. Man findet unten am Briefe, von der Hand des Königs geschrieben: Entwurf eines Briefes an den König von England. (Anmerkung des französ. Herausgebers.)

indem sie Frankreich und seinem Könige schaden, ein Ende; Eure Majestät werden dadurch meine Dankbarkeit und meine Zuneigung für Ihre Person noch vermehren.

Ludwig.

Bemerkungen
über den vier und dreissigsten Brief.

Es scheint, daß dieser Brief an den König von England in der Uiberzeugung geschrieben ward, daß das brittische Ministerium die Revolution in Frankreich zu begünstigen gesucht habe. Ludwig XVI gibt als Beweggrund dieser feindseligen Handlungen den Wunsch an, alte Beleidigungen, das Andenken des amerikanischen Krieges, und den Verlust zu rächen, welchen England durch die Losreissung seiner Colonien, deren Aufstand Frankreich begünstigte und unterstüzte, erlitten hatte. Der König scheint zu glauben, daß er mit seinen Unterthanen in eben der Lage wäre, wie die, in welche er den König von England hatte setzen helfen; aber er behauptet, daß es hier weder der Ort noch die Zeit sey, zu untersuchen, ob er wohl oder übel gethan, sich mit den Angelegenheiten der amerikanischen Insurgenten zu befassen, und er beruft sich deshalb auf die besondere Meinung, die er in diesem Falle geäussert, und die ihm als König zur Ehre gereichen konnte.

Wenn man sich in die Zeit zurükdenkt, wo der König diesen Brief schrieb, so kann man sich überzeugen, daß seine Klagen zum Theil gegründet waren. Der englische Minister war nicht gleichgiltig gewesen bei der allgemeinen Freude, die alle, welche aufrichtig die Freiheit und das Glük der Welt wünschen, fühlten; er hatte jenen göttlichen Enthusiasm getheilt, von dem jeder ächte Bürger durchdrungen ist, wenn es die Sache der Freiheit gilt. In den ersten Debatten, die im Parlament in Betref der französischen Revolution stattfanden, erklärte der Minister, „er wäre überzeugt, daß die Unruhen in Frankreich sich glücklich endigen, und man das

selbst Ordnung und Harmonie wieder entstehen sehen würde; daß, wenn die Ruhe in diesem Lande wieder hergestellet wäre, man eine weise Freiheit, die Frucht einer guten Verfassung und einer guten Regierung, darin finden, und, durch dieses Mittel, Frankreich eine der glänzendsten Mächte Europa's werden würde.„ Natürlich konnte eine solche Sprache Ludwigen nicht gefallen; und sie rechtfertigt die Klage, die er im Anfange dieses Briefes führt.

Unterrichtet in der brittischen Parlamentsgeschichte, wie dieser Monarch es ohne Zweifel war, ist es ziemlich sonderbar, daß er sich nicht erinnerte, daß der Minister, der eine so aufrührerische Sprache zu Gunsten der französischen Freiheit geführt hatte, ein noch eifrigerer und wärmerer Vertheidiger der Sache der amerikanischen Freiheit gewesen war, und daß sie in diesem ehrenvollen Kampfe beide auf gleicher Seite gefochten hatten. „Ich bin überzeugt,„ sagte Herr Pitt, „und ich behaupte, daß der Krieg der brittischen Regierung gegen ihre Colonien der höllischste, schändlichste, ungerechteste, barbarischste, grausamste, widernatürlichste und teuflischste ist, den es iemals gab; daß er durch die Ungerechtigkeit empfangen, durch die Thorheit geboren ward; daß alle seine Schritte mit Mord, Blutvergiesen, Grausamkeiten und Verwüstungen aller Art bezeichnet waren: und daß man, um ihn zu führen, alles anwandte, was Unsittlichkeit und Verderbniß nur irgend erdenken können. Die Ausgaben, die er verursachte, sind ungeheuer, übersteigen weit alles, was je ein vorheriger Krieg kostete; und was bekam die Nation dafür? nichts als unnütze Siege, oder schimpfliche Niederlagen; Siege, blos bezeichnet durch einen augenblicklichen Triumph über unsre Brüder, die wir gern unter unsre Füße stampfen und vernichten möchten; oder Berichte von den ruhmvollen Kraftäusserungen, wodurch sich Menschen, die für die heilige Sache der Freiheit fechten, stets auszeichnen.“

Die allgemeinen Gründe, deren Ludwig XVI sich bediente, um den König von England zu bewegen, diesem re-

volutionären Eifer seiner Minister Einhalt zu thun, sind bei weitem consequenter. „Die gekrönten Häupter müssen sich beschüzen. Sie bekämpfen einander mit Biederkeit; aber, mit derselben Biederkeit, gewähren sie einander wechselseitigen Beistand.„ Dis will ohngefähr so viel sagen, als: In allen jenen Streitigkeiten zwischen Fürsten, die denen ähnlich sind, welche bisher die Welt verwüstet und verheert, und zu einem Thränen- und Jammerthal gemacht haben, sind die Völker dazu verdammt, sich den Drangsalen, die der Krieg verursacht, ohne Murren zu unterwerfen, oder genöthigt, einander zu erwürgen, um sich jene bluttriefenden Lorbeern zu entreissen, die den Ruhm ihrer Gebieter ausmachen; aber wenn die Völker aufgeklärt genug geworden sind, um die verheerenden Folgen dieser kostspieligen Unternehmungen, deren ganze Last sie allein tragen, selbst zu berechnen, dann müssen die gekrönten Häupter, die einander mit so viel Biederkeit bekämpft haben, sich mit derselben Biederkeit wechselseitigen Beistand leisten gegen den gemeinschaftlichen Feind, den der König hier unter dem Namen von Neuerern, welche die Rükkehr der guten Ordnung verhindern, bezeichnet.

XXXV Brief.

An die Prinzessin von Lamballe.

(Ohne Datum.)

Sie haben, Madame, am Hofe von St. James ein gastfreundliches Land gefunden; ein Volk, ruhig und stolz auf Gesetze, die es beschüzen; einen Monarchen, welcher der englischen Nation theuer, und durch seine Tugenden ihrer Liebe würdig ist. Sie müssen glüklich seyn, und sie wollen uns Ihr Glük aufopfern; Sie wollen zu uns zurükkommen, um unsre Leiden und jene der Königin zu theilen. Diese Hingebung ist zu edel und zu grosmüthig, als daß ich Sie nicht auffordern sollte, die Vollziehung derselben noch einige Zeit zu verschieben. Dadurch daß Sie sich für glüklichere Tage,

wenn wir je dergleichen noch hoffen können, erhalten, werden Sie uns beweisen, daß Sie uns lieben. Die Gegenwart ist schauervoll! was wird unsre Zukunft seyn? — Gott und die Bösen allein wissen es. Allerdings wünschen wir sehr, Sie zu sehen; aber wir würden Sie nur um unser selbst willen lieben, wenn wir nicht Ihren zärtlichen Gesinnungen die dringendste Bitte entgegensezten, daß Sie sich nicht in einem Augenblik wagen möchten, wo alle Verbrechen ihre Straflosigkeit, und alle Ausschweifungen ihre Lobredner haben.

Nehmen Sie, Madame, die Versicherung unsrer zärtlichsten und aufrichtigsten Ergebenheiten.

Ludwig.

Bemerkungen
über den fünf und dreissigsten Brief.

Der Name der Prinzessin von Lamballe erinnert an eine jener scheuslichen Epochen, welche mehr dazu beigetragen haben, die Sache der Revolution und der Freiheit verabscheuen zu machen, als alle Declamationen und alle Sophismen, die man ihnen entgegengesezt hat.

Da dieser Brief ohne Datum ist, so ist es schwer, genau den Augenblik, wo er geschrieben ward, zu bestimmen. Der König hat ihn in wenigen Worten charakterisirt: „Die Gegenwart ist schauervoll! was wird unsre Zukunft seyn?„ .... Es scheint indeß, daß er im Laufe des Jahrs 1790 geschrieben ward, als keines jener Ereignisse, welche die Revolution entehrt haben, noch statt gehabt hatte, und wo, wenn der König in seinen öffentlichen und feierlichen Erklärungen aufrichtig gewesen wäre, der Pallast der Tuilerien und ganz Frankreich ein eben so sichrer und eben so ruhiger Zufluchtsort gewesen seyn würde, als der Hof oder das Land, welche der König hier lobpreist.

XXXVI Brief.

An Hn. von Malesherbes.

(Ohne Datum, 1790.)

Sie behaupten, mein lieber Malesherbes, daß ich das Veto verlangen, und diesen Act von Souverainetät als das schönste Privilegium der Monarchie bei einem freien Volke betrachten soll. Was können königliche Rechte für mich seyn, wenn ich jene, deren Nothwendigkeit Jahrhunderte anerkannt hatten, und welche die schönste Zierde meiner Krone ausmachten, zum Opfer dargebracht habe? Ich werde nichts verlangen; aber ich überlasse den wahren Freunden der Revolution, und Ihrer Beredsamkeit, mein lieber Malesherbes, die Sorge, mir dis schöne Recht zu erwerben, welches ich für dazu geeignet halte, die Freiheit beliebt zu machen, sie zu befestigen, und den constitutionellen König, den man den Franzosen geben will, erhabner nnd ihrer würdiger zu machen. Handeln Sie, mein lieber Malesherbes, und seyn Sie meiner Dankbarkeit versichert. Ich habe Ihrem Ansuchen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Seyn Sie überzeugt, daß die Dienste, die Sie mir leisten, mir nie aus dem Gedächtniß entfallen werden: möchte ich sie einst als König belohnen können!

Ludwig.

Bemerkungen

über den sechs und dreissigsten Brief.

Dieser Brief, ohne Datum, scheint zu Anfang des Jahrs 1790, zu der Epoche geschrieben zu seyn, wo man in der Nationalversammlung die Frage über das Veto, welches in der Folge blos für suspensiv erklärt ward, verhandelte. Der König äussert sich anfänglich, als ob er keine grose Wichtigkeit auf diese Prärogative sezte, und verhehlt dem Hn. von Malesherbes nicht sein Bedauern über den Verlust seiner königlichen Rechte, deren Nothwendigkeit Jahrhun-

derte anerkannt hatten, und welche die schönste Zierde seiner Krone waren. Diese grämliche Gleichgiltigkeit verschwindet jedoch bald, und er empfiehlt seinem Minister, alle seine Kräfte aufzubieten, und ihm „dis schöne Recht„ zu erwerben, welches er für dazu geeignet hält, die Freiheit beliebt zu mnchen, sie zu befestigen, und dem constitutionellen König, den man den Franzosen geben will, erhabner und ihrer würdiger zu machen.

Es ist nicht unnüz, die Verschiedenheit des Styls in den Briefen des Königs zu bemerken. Wenn er an ehemalige Angehörige des Hofes oder an den Papst schreibt, so ist die Revolution nichts als Gräuel und Chaos; die Gegenwart ist häßlich, und die Zukunft noch schauervoller. Hr. von Malesherbes war der Freund einer weisen Freiheit; der Monarch sah in ihm einen Mentor, vor dessen Strenge er sich scheute; und ob er gleich nicht umhin kan, ihm sein Bedauren über die Privilegien, deren man ihn beraubte, und die er als die schönsten Blüthen seiner Krone betrachtete, zu äussern, so sucht er doch bald wieder seinen alten Minister zu besänftigen, indem er von den schönen Rechten, die er ihm erwerben könne, spricht.

XXXVII Brief.

An Hn. Abbé Manry.

3 Febr. 1791.

Herr Abbé, Sie haben den Muth eines Ambrosius, und die Beredsamkeit eines Chrysostomus. Der Haß vieler Leute umgiebt Sie. Wie ein andrer Bossuet, ist es Ihnen unmöglich, sich mit dem Irrthum in Vergleich einzulassen; und, wie der gelehrte Bischof von Meaux, dienen Sie der Verläumdung zum Zielpunkte. Nichts, von Ihrer Seite, sezt mich in Erstaunen. Sie haben den Eifer eines wahren Dieners des Altars, und das Herz eines Franzosen von der alten Monarchie. Sie erregen meine Bewunderung;

aber ich fürchte für Sie den Haß unsrer gemeinschaftlichen Feinde; diese greifen zugleich den Thron und den Altar an, und Sie vertheidigen beide. Es sind nur wenige Tage, so hätte ich, ohne Ihre nicht aus der Fassung zu bringende Kaltblütigkeit, ohne Ihre sinnreichen Gegenantworten, einen der Sache seines Königs ganz hingegebenen Franzosen, und die Kirche einen ihrer beredtesten Vertheidiger verloren. Belieben Sie indeß zu bedenken, daß wir Ihrer bedürfen; daß Sie uns nothwendig sind, und daß es nicht immer nüzlich und gut ist, sich vergebens gewissen Gefahren auszusezen. Gebrauchen sie mit Mässigung jene Talente, jene Kenntnisse, jenen Muth, auf die Ihre Freunde und ich stolz sind. Wissen Sie zu temporisiren; die Klugheit ist hier sehr nöthig: Ihr König beschwört Sie darum. Allzuglücklich, wenn er sich einst seiner Schuld gegen Sie entledigen, und Ihnen seine Dankbarkeit, seine Achtung und seine Freundschaft beweisen kann!

Ludwig.

Bemerkungen
über den sieben und dreissigsten Brief.

Der Abbé Maury war in der constituirenden Versammlung der unerschrokenste, und vielleicht der beredteste Vertheidiger der Misbräuche, die sich in die Kirche und den Staat eingeschlichen hatten. Von dunkeln Eltern gebohren, hatten seine Talente und einige glükliche Umstände ihn zum Range der Grosbepfründeten erhoben; und hätte sich das alte System in Frankreich behaupten können, so würde er darin ohne Zweifel zu den höchsten kirchlichen Würden gelangt seyn. Er zeigte eine gewisse Seelengröse und einen ziemlich unabhängigen Charakter. Zu allgemein durch seine Unsittlichkeit bekannt, um Heuchler zu seyn, weit entfernt, die Misbräuche zu rechtfertigen zu suchen, vertheidigte er das eingeführte System nur dadurch, daß er den Umfang und die Ge-

wichtigkeit der Nachtheile bewies, die nothwendig aus dem Umsturze desselben für die Privilegirten entstehen müsten. Selten hörte man ihn von der Entweihung der heiligen Arche, von dem beraubten Erbe des Herrn, von der Einführung der Wölfe in den Schaafstall sprechen; dieser fromme Schnickschnak war unter ihm. Die heilige Arche und das Erbe, das er mit dem Muthe eines Ambrosius und der Beredsamkeit eines Chrysostomus vertheidigte, war die Kirche, und die wenigstens achthundert Pachthöfe, aus welchen, wie man behauptete, das Einkommen dieser freigebigen Mutter bestand; und die einzigen Wölfe, die er in dem Schaafstalle fand, waren die Decrete der Nationalversammlung, welche zum Zwek hatten, sie derselben zu berauben. Wie persönlich und interessirt aber auch immer die Beweggründe, aus welchen er handelte, seyn mochten, und ob er gleich seine Privilegien nicht vertheidigen konnte, ohne zugleich für die der andern zu kämpfen, so findet doch kein Zweifel statt, daß der Eifer und der Muth, die er bei jeder Gelegenheit für die gemeinsame Vertheidigung äusserte, ihm die ganze Dankbarkeit des Hofes verdienten. „Nichts,„ sagt ihm der König, „sezt mich von Ihrer Seite in Erstaunen.„ Das Publikum theilte mit dem Monarchen das Verdienst, welches, nach dem Dichter, der Kunst und dem Talent, über nichts zu erstaunen, gebührt. Allein obgleich das Publikum dem Eifer, dem Muthe und der Beharrlichkeit des Herrn Abbe's dieselbe Gerechtigkeit widerfahren ließ, so ist es doch sehr zweifelhaft, daß irgend eine Parthei, selbst die der Revolution am wenigsten geneigt war, die Religion oder ihre erlauchtesten Vertheidiger bis auf den Grad hätte herabwürdigen können, um den Abbé Maury als den Nebenbuhler oder auch nur Nacheiferer der Ambrosiusse, der Chrysostomusse und Bossuets anzuführen.

Indem man anerkennt, daß in dem Betragen dieses unerschrokenen Klopffechters für Altar und Thron in der That nichts lag, was Erstaunen erregen konnte, kan man sich nicht

eines Gefühls von Mitleid erwehren, wenn man sieht, daß der König so wenig Achtung für sich selbst hatte, um einen solchen Brief zu schreiben. Der Ruf des Abbé Maury war zu sehr gemacht, als daß es der König nicht hätte wissen sollen. Seine Inconsequenzen, seine Zerstreuung, seine Ausschweifungen und Laster waren notorisch; und bis auf die Epoche der Revolution waren der Hof und der König selbst die Hauptgegenstände seiner Wizeleien und Spöttereien gewesen. Wir haben von mehrern seiner Freunde und Bekannten verschiedene dahin gehörige Züge erzählen hören, und das Betragen, welches er seitdem beobachtete, verdient eher Lob als Tadel, weil es beweist, daß, wie gros auch sein Hang seyn mochte, das Uibermaas von Gewalt anzugreifen, er doch den Edelmuth besaß, seine Talente zur Vertheidigung dessen, den man derselben beraubt hatte, zu verwenden. Er war unfähig, das Rohr, welches der Sturm des Unglüks gebeugt hatte, zu zerbrechen; und obgleich eine Menge Personen von seinen Spiegelfechtereien erzählen können, so haben wir doch aach nicht Einen gehört, der ihn der Bosheit oder der Niederträchtigkeit beschuldiget hätte.

Dieser Brief ist ein bloser Komplimentenbrief; der König hält sich für verpflichtet, diesen unruhigen Geistlichen liebzukosen, er beschwört ihn, wie eine Romanenheldin ihren begünstigten Liebhaber beschwören könnte, ein so kostbares Leben nicht gewissen Gefahren auszusezen. Abbé Maury konnte höchlich erstaunt seyn, sich mit den Ambrosiussen, Chrysostomussen, Bossuets in gleichen Rang gesezt zu sehen, wie etwa Hr. von Rivarol, als er sich, in einem der vorhergehenden Briefe, den Mablys und Condillacs an die Seite gestellt sah; er konnte ferner erstaunt seyn, daß der König in ihm den Eifer eines wahren Dieners des Altars und das Herz eines Franzosen von der alten Monarchie fand. Und wenn er nun vollends hinzusezt: „Belieben Sie zu bedenken, daß wir Ihrer bedürfen, daß Sie uns nothwendig sind .... gebrauchen Sie mit Mäßigung jene Talente, jene Kenntnisse,

jenen Muth, worauf ihre Freunde und ich stolz sind .... Ihr König beschwört Sie darum .... allzuglüklich, wenn er sich einst seiner Schuld gegen Sie entledigen, Ihnen seine Dankbarkeit, seine Achtung und seine Freundschaft beweisen kan„ — so ist das alles ein Styl, der von Seiten Ludwigs XVI gegen einen Mann, wie der Abbé Maury war, sehr sonderbar ist.

Dieser Brief dient auch dazu, uns die Denkungsart und die Stimmung des Königs in dieser Epoche zu zeigen. Alles kündigt darinn die gegenrevolutionärsten Absichten an, aber immer mit der nämlichen Schwäche und Unentschlossenheit. Nichts beunruhigt ihn mehr, als die Unerschrokenheit und der unternehmende und kühne Geist des Abbe's. Der König liebte gar sehr das Temporisiren; er hatte dem Papst empfohlen, zu temporisiren, und der Papst temporisirte auch wirklich in seinem Breve. Er giebt jezt dem Abbé den nemlichen Rath: „„wissen Sie zu temporisiren,“ sagt er ihm. Ach, der unglükliche Ludwig temporisirte nur zu sehr! Der Abbé, mit aller seiner Kühnheit, war klüger und glüklicher. Er sah, daß beim Temporisiren nichts zu gewinnen wäre; die Revolutionswuth vermehrte sich, statt sich zu vermindern; und als sie auf einen Grad getrieben ward, den der Abbé, welcher die Zeichen der Zeit kannte, für gefährlich hielt, da temporisirte er durch ein freiwilliges Exil. Er lebt im gegenwärtigen Augenblik in glüklicher Ruhe auf einem Bisthum an den Apenninen mit dem Kardinals-Titel, der verdienten Belohnung seines Eifers und seiner Anstrengungen. Um seine Musse aufzuheitern, schreibt er hier die Geschichte seiner Zeit, die nicht anders als sehr merkwürdig seyn kan, und er nimmt alle rechtlichen Franzosen, die ihn hier besuchen, welches auch ihre politischen Meinungen seyn mögen, mit der grösten Achtung auf.

XXXVIII Brief.

An Papst Pius VI.

18 Febr. 1791.

Heiligster Vater,

Meine Tanten haben den Wunsch geäussert, die Staaten Eurer Heiligkeit zu besuchen, und jenes alte Rom zu sehen, wo die Tugenden und das wahre Verdienst auf dem Stuhle des heiligen Petrus sizen. Glüklicher als ich, wollen sie einen Augenblik von Glük und Ruhe suchen, die sie bei Eurer Heiligkeit zu finden würdig sind. Sie werden, heiligster Vater, das freiwillige Exil, zu welchem die politischen Unruhen, die Frankreich erschüttern, sie verdammen, durch Ihre Güte zu mildern geruhen. Meine Tanten werden Eurer Heiligkeit ihre lebhafte Dankbarkeit bezeugen: was mich betrift, so wünsche ich ganz besonders Ihnen, heiligster Vater, in allen Umständen die tiefe Verehrung zu beweisen, die ich für Sie zu hegen mir zum Ruhme rechne.

Ludwig.

Bemerkungen

über den acht und dreissigsten Brief.

Der Wunsch, welchen die Tanten des Königs äusserten, dem heiligen Vater einen Besuch abzustatten, war sehr vernünftig. Sie hatten Scharfsichtigkeit genug, zu bemerken, daß das Staatsschif, obgleich ausgebessert, doch, wegen der Insubordination der Bemannung, oder wegen der Unwissenheit der Piloten, zu Grund gehen müste, und sie entschlossen sich, in einen Hafen einzulaufen, ehe der Sturm, der schon daherrauschte, ausgebrochen wäre. Der König hatte die zärtlichste Zuneigung für seine Tanten; und sie bezeugten ihm ihre Dankbarkeit dafür, indem sie ihm manche gute Rathschläge gaben, die, wenn sie befolgt worden wären, viele von den Unfällen, welche diesen unglücklichen Fürsten beugten, abge-

wendet haben würden; ob sie gleich mit der neuen Ordnung der Dinge nicht immer völlig übereinstimmten. Uiberzeugt endlich, daß sie ihm nicht nüzen könnten, entrissen sie sich allen Gewohnheiten eines so lange an Einem Orte hingebrachten Lebens, und besuchten die ruhigsten Staaten Europa's. In den Verhandlungen der Nationalversammlung um diese Zeit, und noch umständlicher in den Denkwürdigkeiten des Hn. Bertrand von Moleville, findet man die Erzählung der Hindernisse, die ihnen bei ihrer Abreise aus der Gegend von Paris und während ihrer Fahrt durch die Departemente in den Weg gelegt wurden.

XXXIX Brief.

An den Grafen von Artois.

20 März 1791.

Mein Bruder,

Die Edelleute, die Ihnen nachgefolgt sind, und ihr Vaterland wegen Ihnen verlassen haben, führen bittre Klagen. Sie haben, um der Ehre willen, um den Thron und den Altar zu vertheidigen, Alles aufgegeben: es ist hier nicht die Frage davon, ob Sie und diese Leute klug gehandelt haben; oft habe ich Sie betrübt, indem ich Ihnen über diesen Gegenstand meine Klagen vortrug. Das Opfer derselben ist um so verdienstlicher, da sie verlassen, so zu sagen verbannt, im Innern der Provinzen lebten, wo sie von den Wohlthaten des Hofes selten aufgesucht wurden, und ihr väterliches Erbe darum nicht weniger der Vertheidigung des Staats gewidmet war. Die Edelleute beklagen sich, daß sie von dem hohen Adel mishandelt werden, der sie kaum eines Blikes würdigt, und bloße Untergebene in ihnen sehen will. Inzwischen scheint mir die Hingebung dieser Klasse des Adels Lob zu verdienen. Was für ein Interesse hatte sie dabei, als sie die Sache der verbannten Prinzen zur ihrigen machte? keines; und doch ergreift sie die Waffen, bereitet sich zum Kampfe vor, während die,

welche Verachtung gegen sie zeigen, nur darum die Flucht genommen zu haben scheinen, um sich der Gefahr zu entziehen. Mein Bruder, tragen Sie Achtung für diese braven Franzosen, die sich aufgeopfert haben, und geben Sie nicht zu, daß sie herabgewürdiget werden. Sagen Sie ihnen, daß mein sämmtlicher Adel mir werth ist, und daß ich alle Franzosen in meinem Herzen trage. O ich leide allzusehr durch Ihre Abwesenheit, um nicht über dis Exil zu seufzen, das mich der Willkür meiner Feinde preisgiebt, das mich für meinen Adel und für die Prinzen von meinem Geblüte das gröste Unglük voraussehen läßt. O sagen Sie oft den Franzosen, die gegen meinen Willen, gegen meine Befehle, an den Ufern des Rheins versammelt sind, daß ich alle Hofnung verloren habe; daß es mir unmöglich ist, die Hyder der Zwietracht zu erdrüken, die Gemüther wieder auszusöhnen, den innern Frieden zurükzuführen, aber daß mir in den grosen Gefahren, die mich umgeben, noch ein Hilfsmittel übrigbleibt, — daß ich zu sterben weiß.

Ludwig.

Bemerkungen
über den neun und dreissigsten Brief.

Nichts trug mehr dazu bei, den Einwohnern der verschiedenen Theile des festen Landes, wohin der französische Adel auswanderte, einen günstigen Begrif von den Grundsätzen der französischen Revolution zu geben, als das Betragen dieser flüchtigen Vertheidiger des Altars und des Throns bei ihrem ersten Einfall in die Länder an beiden Ufern des Rheins, wo man Religion und Sitten herrschen sah. Die Erzählungen, die sie von den Gräueln und Verfolgungen, denen sie ausgesezt waren, machten, interessirten anfänglich zu ihren Gunsten: aber die friedlichen und tugendhaften Einwohner dieses Theils von Teutschland wurden bald überzeugt, daß dis Interesse ihnen blos durch eine erste Uiberraschung abgewonnen

worden war; und ungerne bemerkten sie, daß die Sitten und die Grundsäze, welche diese neuen Colonisten mitgebracht hatten, eben nicht dazu gemacht wären, ihre öffentlichen und häuslichen Tugenden zu befördern.

Das Unglük, welches gewöhnlich edle Seelen bessert, konnte auf Seelen, die durch ein regelloses Leben verdorben waren, nicht viel Wirkung haben. Die Lage ihres Vaterlands, die Vernichtung ihrer Privilegien, das Ungemach, welches ihre Verwandten und Freunde wegzuraffen schien, hätten wenigstens jener unbändigen Verschwendung und jenen gränzenlosen Ausschweifungen, welche die ersten Jahre ihrer Auswanderung entehrten, einen Zaum anlegen sollen: allein anstatt die Lehren der Widerwärtigkeit zu benuzen, anstatt mitten in den Gefahren, die im Begrif waren sie niederzustürzen, klug zu werden, überliessen sich die meisten dieser Flüchtlinge, gleich Matrosen, die vom Schiffbruch bedroht sind, den gröbsten Ausschweifungen: und dasselbe Betragen, welches mehr als jede andere Ursache dazu beigetragen hatte, die Revolution in Frankreich herbeizuführen, diente dazu, sie im Auslande zu rechtfertigen. Die Revolutionärs hätten keine thätigern und nüzlichern Emissarien gebrauchen können, als die Ausgewanderten von dieser Gattung. Sie waren die schreckliche Propaganda, welche die Sache des Throns und des Altars verhaßt machte.

Es war sehr natürlich, daß einige von diesen neuen Cäsars die Welt, auf ihrer Flucht, wie ihr Eigenthum betrachteten, und daß sie glaubten, das Vermögen, das Glük und selbst die Einwohner der Länder, worinn sie sich befanden, hiengen gänzlich von ihrem Willen ab, weil sie es in Frankreich so gewohnt waren. Allein wie stolz sich auch Cäsar in den Ländern, die er überfiel, betragen haben mochte, so hatte er doch nie die falsche Politik, die Offiziere und die Generale, die ihn begleiteten, mit Uibermuth zu behandeln. Es ist möglich, daß er diejenigen, die er erobert hatte, demüthigte und unterjochte, obgleich die Geschichte davon schweigt; aber ausgemacht ist es, daß seine Soldaten immer sein Schicksal und

seine glücklichen Erfolge theilten. Cäsar's Schatten verzeihe es uns, daß wir seinen Namen auf solche Art entweiht haben, um den Kontrast noch desto merklicher zu machen; aber das unwürdige Betragen des französischen hohen Adels bei dieser Gelegenheit hat uns darauf geführt. Dieser Brief des Königs an seinen Bruder ist ihre Anklags-Urkunde. „Die Edelleute, die Ihnen nachgefolgt sind, und die ihr Vaterland wegen Ihnen verlassen haben," sagt der König, „führen bittre Klagen .... daß sie von dem hohen Adel mishandelt werden, der sie kaum eines Blikes würdigt, und bloße Untergebene in ihnen sehen will. Inzwischen scheint mir die Hingebung dieser Klasse des Adels Lob zu verdienen. Was für ein Interesse hatte sie dabei, daß sie die Sache der verbannten Prinzen zur ihrigen machte? keines; und doch ergreift sie die Waffen, bereitet sich zum Kampfe vor, während die, welche Verachtung gegen sie zeigen, nur deswegen die Flucht genommen zu haben scheinen, um sich der Gefahr zu entziehen." Welch Gemählde von Tollheit, Grausamkeit und Feigheit! und diese Anklage ist sogar noch mit vieler Schonung ausgedrükt, und man sieht leicht, daß der Monarch sie eher zu mildern, als zu erschweren sucht. Man kan sie daher nicht im Verdachte der Falschheit oder der Uibertreibung haben. Indem der König Vorstellungen macht, spricht, bittet er zugleich zu Gunsten der Unterdrükten. „Mein Bruder," sezt er hinzu, tragen Sie Achtung für diese braven Franzosen, die sich aufgeopfert haben, und geben sie nicht zu, daß sie herabgewürdigt werden."

Man hat, um den König zu rechtfertigen, sich oft darauf berufen, daß er das System der Auswanderung getadelt habe. Aus diesem Briefe erhellt es, daß diese Maasregel oft ein Gegenstand des Streits zwischen Ludwig XVI und dem Grafen von Artois war. „Es ist hier nicht die Frage davon," sagt ihm der König, „ob sie und diese Leute klug gehandelt haben; oft habe ich Sie betrübt, indem ich Ihnen über diesen Gegenstand meine Klagen vortrug .... O ich

leide allzusehr durch Ihre Abwesenheit, um nicht über dis Exil zu seufzen, das mich der Willkür meiner Feinde preisgibt, das mich für meinen Adel und für die Prinzen von meinem Geblüte das gröste Unglük vorausſehen läßt. O sagen Sie oft den Franzosen, die gegen meinen Willen, gegen meine Befehle an den Ufern des Rheins versammlet sind, daß ich alle Hofnung verloren habe," u. s. w. u. s. w. Wenn dis Factum wahr ist, und wie könnte man nach einem so bestimmten Zeugniß daran zweifeln? wenn diese Auswanderung, wenn diese feindliche Vorbereitungen nicht blos dem Wunsche des Königs, sondern sogar dessen Befehlen zuwider waren; wenn diese trozige Herausforderung Frankreichs durch diese betittelten Misvergnügten die Person des Königs mit so dringenden Gefahren bedrohte (und der Erfolg hat nur allzusehr bewiesen, daß diese Gefahren nicht erträumt waren), welche Gefühle der Reue müssen nicht das Herz jener ausgearteten Menschen zerreissen, welche, taub gegen den Rath, die Bitten, die Befehle dessen, den sie als ihren rechtmäsigen Oberherrn, ihren unumschränkten Gebieter ansahen, auf ihren feindlichen Maasregeln beharrten. bis sie den Ruin des Monarchen sowohl als der Monarchie vollendet hatten!

Es ist sehr schwer, seinen Unwillen zurükzuhalten, wenn man ihr Betragen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, wenn man über die zahllosen Drangsale nachdenkt, welche die Folge der empörerischen Handlungen und der feindlichen Projekte der Prinzen und ihrer Anhänger waren. Aber wenn man die verschiedenen Theile dieses Briefes vergleicht, so kan man nicht umhin, zu glauben, daß mit den Prinzen nicht alle feindseligen Gesinnungen gegen die Revolution vom Hofe ausgewandert waren, und daß man die Freiheit im Innern nicht weniger, als auswärts, kränkte. Wie ist es in der That möglich, die Klagelieder des Königs über die Auswanderung seines Bruders mit den Lobsprüchen zu vereinigen, die er jenen uneigennüzigen Edelleuten ertheilt, welche aus der Verborgenheit der Provinzen, wo sie von den Wohlthaten

des Hofes selten aufgesucht wurden, herbeygeströmt waren, um die Waffen gegen ihr Vaterland zu ergreifen, und sich zu Gefechten vorzubereiten? Wäre der König wirklich überzeugt gewesen, daß diese Versammlungen von Ausgewanderten an den Ufern des Rheins in der That seinem Wunsche und seinen Befehlen zuwider wären, so würde er gewiß keine solche Sprache geführt haben. Anstatt den Grafen von Artois zu versichern, daß diese rebellischen Edelleute um der Ehre willen, um den Altar und den Thron zu vertheidigen, (was in der Sprache des Hofes die Synonymen von Gegenrevolution sind), alles hintangesezt hätten; anstatt sie seinem Bruder als brave Franzosen, die das verdienstlichste Opfer dargebracht hätten, zu empfehlen, würde er ihm einen sehr verschiedenen Rath und ganz andere Weisungen ertheilt haben. Weit entfernt die mindeste Billigung zu enthalten, würden seine Ausdrüke, in Uibereinstimmung mit seinem Herzen und mit seinem Willen, vielmehr den Ton des Vorwurfs gehabt haben. Ihr Beispiel, hätte er ihm sagen können, hat Personen verführt und hingerissen, welche nicht dieselben Beweggründe, wie Sie, hatten, um aus ihrem Vaterlande zu fliehen, und welche sich thörichter Weise einbildeten, daß es kein gewisseres Mittel gebe, um sich beym Hofe geltend zu machen, und aus der Art von Dunkelheit, zu der sie verdammt schienen, aufzuschwingen, als wenn sie die Fahne des Aufruhrs erhüben. Sagen Sie diesen verblendeten und strafbaren Edelleuten, daß sie nicht nur gegen meinen Willen handeln, sondern daß ich ihnen bestimmt und bey Strafe meines vollsten Unwillens befehle, unverzüglich nach ihrer Heimat zurükzukehren.

Man braucht nicht lange den Charakter des Königs zu studiren, um sich diese anscheinenden Widersprüche zu erklären. Der Mensch ist von Natur geneigt, sich von dem, was er lebhaft wünscht, zu überreden, selbst wenn er die Unmöglichkeit davon einsieht oder anerkennt. Hat er alle vernünftige Hofnung, es zu erhalten, aufgegeben, so hängt er

sich noch an die angenehme Idee, die ihm schmeichelte, ehe diese Hofnung ihm entrissen worden war. Dem vom Sturme geschleuderten Seefahrer ähnlich, der nach dem Lande seufzt, das ihn in Sicherheit sezen soll, und das eitle Gewölk, welches ihm ein trügerisches Bild desselben darstellt, gerne als dieses ersehnte Land betrachten möchte, findet der König, obgleich aller Hofnung beraubt, doch ebenfalls Vergnügen darin, seine ungewissen Blike über die Gränzen hinaus zu richten; die schwachen unmächtigen Anstrengungen eines Theils seines Adels, die Aufopferungen, die Hingebung desselben nähren diese betrügliche und vorübergehende Täuschung, die ihn zu erleichtern scheint, und mit der er sich gerne wiegt. Nur so kan man die offenbaren Widersprüche vereinigen, die man in diesem Briefe findet; auch kan man sie grosentheils den Einflüsterungen aller derer beimessen, die ihn umgaben, und die nicht, wie er, seine Gefahr einsahen, oder die, was wahrscheinlicher ist, sie zwar allerdings kannten, aber kein Bedenken trugen, ihn den ungewissesten Wagestüken aufzuopfern.

In der That hatte der König keine grösern Feinde, als die von seinem Hause. Durch die Unklugheit oder die Leidenschaft derer, die ihn umgaben, zu den gefährlichsten und irrigsten Maasregeln hingerissen, hatte er nie den Muth, ihren Zudringlichkeiten zu widerstehen, noch die nöthige Festigkeit, um die Befehle, die er gegeben hatte, vollziehen zu machen. Es scheint, daß er diese Auswanderung niemals billigte; und er konnte keine klügere, und für sich und die Ausgewanderten selbst heilsamere Meinung hegen. Er hatte sie durch seinen Rath und durch seine Befehle unterstützt; er sah deutlich ein, daß er bey dem Betragen, welches er befolgte, indem er sich durch die Launen und Leidenschaften aller derer, die ihn belagert hielten, regieren ließ, mit grossen Schritten seinem Untergang zueilte. Er spricht von grossen Gefahren, die ihn umgeben, von dem einzigen Hilfsmittel, welches ihm übrig bliebe, daß er nemlich zu sterben

wüste; allein der Graf sein Bruder, der an den Ufern des Rheins keine Gefahr zu fürchten hatte, war unerbittlich. Heroisch blieb er daselbst bis zum Augenblik, wo der Krieg ausbrach; dann verließ er diese aus dem Innern ihrer Provinzen gekommenen Edelleute, welche für ihn die Waffen ergriffen und sich zum Kampfe vorbereitet hatten; und er überließ ihnen, so wie seinem unglüklichen Bruder, jenes einzige klägliche Hilfsmittel, welches der bedauernswürdige Monarch nur mit allzuviel Gewißheit vorausgesagt hatte.

XL Brief.

An Hn. von Montmorin.

Paris... 1790.

Die durch Chabroud vorgelegte Rechtfertigung, das Decret der Versammlung, und das Urtheil des Chatelet, welche den Herzog von Orleans und seine Mitangeklagten reinwaschen, erregen meinen Unwillen. Der Meuchelmord wäre also gerechtfertigt? Denn nichts ist gewisser, als daß am 6 October die Königin von Mördern angefallen werden sollte, und daß meine Leibgardisten nur darum angegriffen und hingeschlachtet wurden, weil man sie nicht hatte in Furcht sezen, noch bewegen können, die ihrem Könige schuldige Treue zu brechen. So wird denn also die schrecklichste Unthat und und die edelste Aufopferung nicht, jene die Strafe, die sie verdient, diese die Gerechtigkeit, die ihr gebührt, finden. In dieser ganzen Sache walten verhaßte Kniffe, abscheuliche Ränke ob, und ich kenne die Hauptpersonen, die dabey im Spiele waren: ihre frevelhaften Absichten sind mir enthüllt, und ihre Hofnung gründet sich einzig auf die Motive, welche die Mehrzahl der Versammlung hinreissen, die Furcht und die Schwäche. Je mehr ich das Betragen des Herzogs ron Orleans betrachte, desto mehr bin ich überzeugt, daß er die Haupttriebfeder aller dieser in Dunkel gehüllten Operationen ist, die, ich weiß nicht aus

welchem Beweggrunde, gegen mich gerichtet sind. Der Ehrgeiz verblendet diesen schlechtdenkenden Prinzen, der am 5 und 6 October die Colonnen der Räuber ungeschikt dirigirte, deren Abmarsch la Fayette hätte verhindern sollen; deren Chefs der Maire von Paris, wenn er die ersten Anfangsgründe der Administration in Hinsicht auf die Polizei verstanden hätte, verhaften lassen muste; und welche d'Estaing, wenn er nur dergleichen gethan, als ob er sie angreifen wollte, in die Flucht hätte treiben können, wenn er bieder und für sich gehandelt hätte, ohne Befehle zu erwarten, die einem Manne, der zu wagen und seine Pflicht zu thun weiß, überflüssig sind. Aber diese Personen wollten alles schonen: sie waren in Furcht, und wusten nicht, auf welcher Seite sie den Ausschlag geben sollten; auch besizen sie kein Vertrauen: alle Parteien verstellen sich gegen sie, und wollen lieber den Umständen nachgeben, als ihr Heil von ihrer unmächtigen Politik und ihrer gefährlichen Trägheit erwarten.

Schon vor zwei Monaten habe ich dem Justizminister, nach besondern und aus guter Quelle kommenden Nachrichten, gemeldet, daß im Palais-Royal ein geheimnißvolles nächtliches Mahl gehalten worden, bei welchem Latouche den Vorsiz führte, und wo sich, unter einer grosen Anzahl von Deputirten, Mirabeau, Sieyes, Biron, die beiden Lameths, Talleyrand-Perigord, der Pfarrer Gregoire, Laclos und der Reinwäscher Chabroud einfanden. Man hat behauptet, daß man über die Tage vom 5 und 6 einen Schleier werfen müste; daß die Prozedur, womit sich damals das Chatelet beschäftigte, ein Vergehen wider die Freiheit, die Unverlezbarkeit der Deputirten wäre; daß man nicht leiden müste, daß das Chatelet diesen Urtheilspruch fällte, und daß man dasselbe mit dem Zorne der Versammlung und mit der Rache des Herzogs von Orleans bedrohen müste. Diese Grundsäze wurden lebhaft beklatscht. Es entstand hierauf eine sehr merkwürdige

Unterredung zwischen Mirabeau, Sieyes und Latouche. Mirabeau beklagte sich bitter über das Betragen des Herzogs von Orleans in der Nacht vom 5 und 6 October. „Ein wenig Kühnheit mehr,„ sagte er, „und er war alles, was er seyn wollte.„ Latouche rechtfertigte seinen Herrn, und versicherte, er habe den Herzog von Orleans sagen hören, daß die plözliche Ankunft der Pariser Armee, die erst am 6 Morgens, nach der Entwikelung, zu Versailles hätte eintreffen sollen; daß die zufriedene, obgleich studirte Miene von la Fayette, und die Opposition, die sich unter den patriotischen Deputirten über die Behandlung des Königs geäussert, ihn zu handeln verhindert hätten; daß endlich die Unordnung, die immer im Gefolge einer blinden Mange sey, die Agenten des Herzogs verhindert hätte, sich zu vereinigen und auszuführen. Mirabeau schien mit dieser Rechtfertigung mehr zufrieden zu seyn. Sieyes sagte hierauf sehr übellaunigt: „Ich hatte dem Herzog von Orleans die Wendung, welche die Volksbewegung nahm, bemerklich gemacht. Uibrigens ist dis blos ein mislungener Streich, der Fehler kan wieder gut gemacht werden„

Ehe man auseinander gieng, wurde beschlossen, daß man die Richter ängstigen, und ihnen den Bescheid dictiren müste. „Das ist eine begrabene Sache,„ sagte Mirabeau; „die, welche man treffen wollte, sind zu stark, als daß man es könnte; sie wissen den Streichen auf eine für die Angreifer allzugefährliche Art auszuweichen.„

So gab demnach das Chatelet der Furcht nach. Ich wollte von diesem ungerechten Urtheil appelliren; aber ich muste dem Gutachten meines Staatsraths nachgeben, der mir die Kühnheit meiner Feinde, und die Volksgunst, die sie umgibt, entgegenhielt. Ich werde einst an das Tribunal des Volks appelliren; und ich wage zu hoffen, daß der Franzose dann seinen König rächen, und die Mörder bestrafen lassen wird. Ich kan daher das Projekt, das Sie

mir vorgelegt haben, nicht genehmigen. Es kan gut seyn für Zeiten des Friedens und der Einigkeit: es würde gefährlich seyn in Augenbliken der Unruhe und des Sturms.

Ludwig.

Bemerkungen
über den vierzigsten Brief.

Der Hof begieng unstreitig einen grosen Irrthum, als er die Untersuchung und den Ausspruch über die revolutionäre Bewegung vom 5 und 6 October einem Gerichtshofe zuwies. Die Ereignisse, die an diesen merkwürdigen Tagen statthatten, waren in der That blos eine Folge jenes Geistes von Insurrection, der am 14 Jul. gegen die Anhänger und Vertheidiger der alten Regierung ausgebrochen war; und wiewohl es möglich ist, daß besondre ehrgeizige Absichten dabei mit im Spiele waren, so war es doch, da man den ziemlich offenbar geäusserten Zwek erreicht hatte, die Versammlung und den König nach der Hauptstadt überzubringen, sehr unklug, daß man die Mittel, die man gebraucht hatte, um dazu zu gelangen, öffentlich bekannt zu machen suchte.

Es wäre möglich, daß der Herzog von Orleans sich damals des Verbrechens, dessen man ihn beschuldigte, in der Hofnung, daß er zum General-Lieutenant des Königreichs ernannt werden würde, schuldig zu machen gedachte, und daß Mirabeau den Ehrgeiz hatte, sein Minister oder sein Gebieter zu werden; allein da der König sich geweigert, oder doch wenigstens gezaudert hatte, um diese Zeit zu Versailles den Decreten der Versammlung seine Sanction zu geben, und sich, drey Monate nachher, zu Paris auf die feierlichste und unzweideutigste Art verpflichtet hatte, die Grundsäze der Constitution zu handhaben und zu vertheidigen, so kan man nicht wohl glauben, daß es klug gehandelt war, die populären Ursachen, welche eine für die Freiheit der Na-

tion so vortheilhafte Veränderung bewirkt hatten, der gerichtlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Mirabeau ward freigesprochen, nach Zeugnissen, die nicht verdächtig seyn konnten; derjenige, der am meisten dabei interessirt war, alle Urheber dieser Volksbeweguug bestrafen zu machen, konnte auf diesen unruhigen Tribun nichts Strafbares bringen; aber das grose Interesse, welches Abbé Maury an dem guten Rufe des Herzogs von Orleans nahm, bewog ihn, den Wunsch zu äussern, daß eine förmliche Anlagsurkunde der Versammlung diesem Fürsten die Gelegenheit geben möchte, seine Unschuld zu beweisen. Der populäre Theil der Versammlung, welcher weder dem Herzog die Mühe machen, noch sie selbst nehmen wollte, die Unregelmässigkeiten dieser revolutionären Bewegung zu rechtfertigen, und wahrscheinlich, mit Barnave, dachte, daß die wahren Verschwörer die wären, die ihnen den Prozeß machen wollten, und daß dieser Versuch keine andre Wirkung hervorbringen müste, als tiefe Verachtung gegen sie und ihre Agenten, beschloß, daß keine Anklage statt hätte, und vernichtete die ganze Prozedur.

Die rechte Seite, oder die Royalisten in der Versammlung, voll Unwillens, wie es ihr Gebrauch war, wenn sie irgend eine wichtige Frage verloren, und wenn der Lärm von den Gallerien, wie es oft geschah, sie gegen ihren Willen zum Stillschweigen zwang, verliessen den Saal, um nicht an der Ungerechtigkeit dieses Erkenntnisses theilzunehmen. Man sieht aus dem Briefe des Königs, daß er ihren Unwillen theilte; er geht darin die Hauptereignisse dieser unglüklichen Tage durch. Das merkwürdigste dabei ist, daß der König, nach Verfluß eines Jahres, darüber aufgebrachter zu seyn scheint, als er es im Augenblik selbst war. Er äussert immer dieselbe Antipathie gegen den Herzog von Orleans. In dem Briefe, den er, am nemlichen Tage, an den Grafen d'Estaing geschrieben hatte, und worin er von Verbrechen und Ehrgeiz sprach, bezeichnete er augenschein-

lich diesen Gegenstand seines Hasses; allein wenn er den Grafen anklagt, er habe nicht redlich gehandelt, weil er die Pariser nicht angegriffen, so vergißt er, daß er selbst, durch seine ausdrüklichen Befehle alle Projekte desselben gelähmt und zerstört, und daß er ihm bestimmt geschrieben hatte: „Kein Angrif, keine Bewegung, die glauben machen könnte, daß ich mich zu rächen, oder auch nur zu vertheidigen gedächte.“

Die unnüze Mühe, welche einige Häupter der populären Partei in der Versammlung nahmen, sich wegen der Beschuldigungen, die man gegen sie vorbrachte, zu rechtfertigen, war nicht weniger unpolitisch, als die Verweisungen der diese Insurrection betreffenden Sachen an die Gerichte. Der König war durch Spionen benachrichtigt worden, daß geheimnißvolle nächtliche Mahle stattgehabt, wobei man sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hätte; man hatte ihm sogar von besondern Unterredungen, die dabei vorgefallen wären, Bericht erstattet.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man im Palais-Royal einen Gegenstand verhandelt hat, der mit der Unverlezbarkeit der Mitglieder der Versammlung in Verbindung stand; allein wir glauben, daß diese geheimnißvollen Mahle nie statthatten, wenn man anders nicht dem Berichte eines Spionen des Hofes mehr Glauben beimessen will, als dem Zeugnisse mehrerer von den in diesem Briefe benannten angeblichen Gästen, die uns erklärt haben, daß niemals dergleichen Versammlungen stattgehabt hätten.

Wie man auch hierüber denken mag, so beweist nichts mehr die wirkliche Nüzlichkeit der Ereignisse jener merkwürdigen Tage als der lang anhaltende Groll, den die Royalisten darüber empfanden. Jener des Königs hatte sich so wenig vermindert, daß er geneigt war, von diesem ungerechten Urtheil zu appelliren. Da sein Staatsrath ihn davon zurükhielt, so faßte er den Entschluß, „einst an das Tribunal des Volks zu appelliren; und er wagt zu hoffen, daß der Franzose dann seinen König rächen, und die Mörder

bestrafen lassen werde. Vergebliche Appellation! Der König befolgte indeß das Gutachten seines Staatsraths, und verwarf das Projekt, welches sein Minister ihm vorgelegt hatte, um seinen Wünschen und Absichten zu entsprechen.

XLI Brief.

An den Hn. Erzbischof von Arles.

29 Jun. 1791.

Sie berufen sich, Herr Erzbischof, um den unglüklichsten der Könige zu trösten, auf das Beispiel von David, der gezwungen war, vor seinem Sohne Absalon zu fliehen. Ein verlassener Monarch, ein unglüklicher Vater, ruft David nicht die Rache zu Hilfe; er fleht nicht die Donnerkeile des erzürnten Himmels an; sein ganzes Vertrauen sezt er auf den König der Könige. Er betet für einen undankbaren Sohn; er verzeiht dem Ungeheuer, das ihn verfolgt, und nach seinem Blute zu dürsten scheint. Diese Handlung der väterlichen Liebe ist erhaben. Ich mache mir einen Ruhm daraus, mit David gleiche Gesinnungen und Begriffe zu haben. Undankbare verfolgen mich, sie lästern einen zärtlichen Vater; und ich, ich dachte nur auf ihren Vortheil, auf ihr Glük. Zu den Füssen der Religion lege ich die dem Monarchen zugefügte Beleidigungen nieder. Das Volk sey glüklich, und ich bin zufrieden. Was mich betrift, so empfinde ich eine süsse Beruhigung, wenn ich in der Einsamkeit die Vorsehung segnen, und mich ihren Schlüssen unterwerfen kan: dann sind alle Leiden, alle Ungerechtigkeiten, alle Angriffe vergessen! Bin ich nicht allzuglüklich, Herr Erzbischof, und kan die göttliche Gerechtigkeit befriedigt seyn? Sie wollte mich strafen, daß ich ihr die übermüthige Philosophie, die mich verführt und in einen Abgrund von Unglük gestürzt, vorgezogen hatte. Für sie hatte ich jenen alten Gottesdienst meiner Ahnherren, der dem heiligen Ludwig, von dem ich abzustammen stolz bin, so theuer war, vernach-

läſſigt. Sie, mein Herr Erzbiſchof, deſſen religiöſe Tugenden bewundert werden, und die Sie ſelbſt jenen, auf welche die Philoſophie ſich bläht, und welche, mit dem Prisma der Religion betrachtet, den Laſtern ſo ähnlich ſind, vorziehen; bringen Sie für Ihren unglüklichen König die Wünſche einer von der Liebe Gottes durchdrungenen Seele, eines heiligen Biſchofs dar, den ich dem Ambroſius vergleichen kan, mit dem Unterſchiede, daß Theodoſius ſich vor dieſem leztern demüthigte, weil er ein rebelliſches Volk grauſam gezüchtiget hatte, und daß Ich mir den Beiſtand ihres Gebets erbitte, um ein Volk zurükzuführen, welches mir nie wird vorwerfen können, daß ich ſein Blut oder ſeine Thränen habe flieſſen machen.

Ludwig.

Bemerkungen
über den einundvierzigſten Brief.

Die Flucht des Königs war eines von jenen auſſerordentlichen Ereigniſſen der Revolution, welche über das Schikſal der conſtitutionellen Regierung und Ludwig's XVI entſchieden, und die groſen Kataſtrophen, welche nachfolgten, ahnen lieſſen. Der Geſchichtſchreiber des Hofes, Hr. Bertrand von Molleville, kan nicht umhin, zu bekennen, daß die heimliche Abreiſe nach Montmedy unſtreitig die unglüklichſte Maasregel war, die der König nehmen konnte, und daß alle die, welche ſich den Vorwurf zu machen haben, daß ſie, es ſey aus welchem Beweggrunde auch immer, durch ihren Rath oder durch ihre Bitten beigetragen, ihn dazu zu beſtimmen, auf immer über die Unfälle, deren wahre Urheber ſie ſind, ſeufzen müſſen.

Vergebens haben Moraliſten und Metaphyſiker ſeit Jahrhunderten zu beſtimmen geſucht, welches die wahre Regel, oder vielmehr das wahre Fundament der Moralität der Handlungen iſt; und troz aller ihrer langen und ſpizfindigen Strei-

tigkeiten, sind sie über diesen Punkt noch nicht einig; die einen haben die Religion, die andern das allgemeine Wohl zur Grundlage genommen. Die ganze Schwierigkeit liegt vielleicht in der Anwendung des Grundsazes; denn hier sehen wir einen König, welchen selbst der lässigste Casuiste der schwärzesten Treulosigkeit und der niedrigsten Verstellung strafbar erklären würde, der sich auf die Religion stüzt, um sein Betragen zu entschuldigen, ja sogar zu rechtfertigen, und der versichert, daß er immer nur auf den Vortheil und auf das Glük der Undankbaren, die ihn verfolgen, gedacht habe.

Der redliche Freund der Religion, der reine und aufgeklärte Mann könnte mit jenem Tone der Uiberzeugung, den die Wahrheit einflößt, antworten, daß die Appellation des Königs an die Vorsehung, und die sanfte Beruhigung, die er empfindet, indem er sich ihren Beschlüssen unterwirft, auf irrige Begriffe von der Religion gegründet waren, die uns lehrt, nicht nur nichts Uibels zu thun, damit etwas Gutes daraus entstehen möge, sondern uns sogar alles Anscheins von Uibel zu enthalten. Also, so sprechen und handeln, daß wir andre glauben machen, wir seyen selbst von der Nüzlichkeit einer Sache überzeugt, und wir wünschen lebhaft, daß sie gelingen möge; andre von der Aufrichtigkeit unsrer Gesinnungen zu überzeugen, sie glauben zu machen suchen, daß unser ganzes Verlangen, alle unsre Wünsche, alle unsre Gedanken, alle unsre Bemühungen auf nichts anders abzweken, als die Ausführung eines grosen Planes, von welchem unsre ganze Glükseligkeit, und jene von Myriaden, auf die er Einfluß haben muß, abhängt, zu begünstigen, zu beschleunigen, zu sichern; während wir insgeheim das Gebäude, das wir öffentlich errichtet haben, umzustürzen suchen, und blos den Augenblik erwarten, wo wir es ohne Gefahr thun können, um über die Leichtglaubigkeit der Schlachtopfer unsers Betrugs zu spotten..... nein, dis können nicht Gesinnungen oder Handlungen seyn, welche die Vorsehung segnen, oder die Religion rechtfertigen kan; und wenn man

die göttlichen Eigenschaften der einen, und die moralischen Verbindlichkeiten, welche die andre auflegt, genau kennte, so würde jene süsse Beruhigung, die man zu empfinden glaubt, sich bald in einen gerechten Abscheu vor sich selbst, und der Triumph der Frömmigkeit sich in grausame und zerreissende Gewissensbisse verwandeln.

Wenn man sich in diese Epoche von Verstellung und Treulosigkeit zurükdenkt, und die authentischen und officiellen Urkunden von der Administration Ludwig's XVI ohne Vorurtheile untersucht, so kan man nicht läugnen, daß diese Bemerkungen auf eine schrekliche Art seine Grundsäze und sein Betragen treffen. Nur einige Wochen vor seiner Flucht, hatte der Monarch seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Befehl ertheilt, allen Höfen, durch seine Botschafter, seine Gesinnungen und seinen Willen bekannt zu machen. „Der König hat mir aufgetragen," sagt Hr. von Montmorin, „Ihnen zu melden, daß es seine ausdrükliche Absicht ist, daß Sie an dem Hofe, bei welchem Sie sich aufhalten, seine Gesinnungen über die Revolution und über die französische Constitution auf die förmlichste Weise äussern. Die Botschafter und Minister Frankreichs an allen Höfen von Europa erhalten die nemlichen Befehle, damit weder über die Absichten Seiner Majestät, noch über die freie Annahme, welche Sie der neuen Regierungsform ertheilt haben, noch über Ihren unverlezlichen Eid, sie zu handhaben, irgend ein Zweifel mehr übrig bleibe.

„Die General-Stände wurden zusammenberufen, und nahmen den Titel: National-Versammlung, an; eine Constitution, die dazu geeignet ist, das Glük Frankreichs und des Monarchen zu machen, ersezt die alte Ordnung der Dinge, in welcher die anscheinende Macht des Königthums blos die wirkliche Macht der Misbräuche einiger aristokratischen Korps verbarg. Die National-Versammlung nahm die Form einer Repräsentativ-Regierung, verbunden mit dem erblichen Königthum, an; der gesezgebende Körper ward

für immerwährend erklärt; man ertheilte die vollziehende Gewalt dem König, die Abfassung des Gesezes dem gesezgebenden Körper, und die Sanction dem Monarchen; die öffentliche Macht, sowohl die innre als die auswärtige, ward nach den nemlichen Grundsäzen, und nach der Fundamental-Basis der Absonderung der Gewalten organisirt. Dis ist die neue Constitution des Königreichs.

„Was man die Revolution nennt, ist weiter nichts als die Vernichtung einer Menge von Misbräuchen, die seit Jahrhunderten durch den Irrthum der Völker, oder durch die Gewalt der Minister, welche nie die Gewalt der Könige war, sich angehäuft hatten: diese Misbräuche waren für die Nation nicht minder nachtheilig, als für den Monarchen; diese Misbräuche, welche die Staatsgewalt, unter glüklichen Regierungen, nicht aufgehört hatte anzugreifen, ohne sie jemals vernichten zu können, existiren nicht mehr. Die souveraine Nation hat jezt nur noch Bürger, die an Rechten einander gleich sind; keinen Despoten, als das Gesez; kein andres Organ, als öffentliche Beamte, und der König ist der erste dieser Beamten. Dis ist die französische Revolution.

„Sie muste alle zu Feinden haben, die, in einem ersten Augenblik von Irrthum, persönlicher Vortheile wegen, die Misbräuche der ehemaligen Regierung zurükwünschen.... Aber der König, dessen wahre Stärke untrennbar von jener der Nation ist, der keinen andern Ehrgeiz hat als das Glük des Volks, und keine andre Gewalt als die ihm übertragen ist; der König muste, ohne sich zu bedenken, eine glükliche Constitution annehmen, welche zugleich sein Ansehen, die Nation und die Monarchie neu erschuf. Man lies ihm seine ganze Macht, ausser der furchtbaren Gewalt, Gesezе zu machen.

„Die gefährlichsten seiner Feinde sind die, welche Zweifel über die Gesinnungen des Monarchen zu verbreiten gesucht

haben: diese Menschen sind sehr strafbar oder sehr verblendet; sie halten sich für die Freunde des Königs, und sie sind die einzigen Feinde des Königthums; sie würden dem Monarchen die Liebe und das Vertrauen einer grosen Nation geraubt haben, wenn seine Grundsäze und seine Rechtschaffenheit weniger bekannt wären. Und was hat der König nicht gethan, um zu zeigen, daß er die Revolution und die Constitution von Frankreich unter seine Ansprüche auf Ruhm zählte! Nachdem er alle Geseze angenommen und sanctionirt hatte, versäumte er kein Mittel, um sie vollziehen zu machen; schon im Monat Februar des vorigen Jahres hatte er, im Schoose der Nationalversammlung, sie zu handhaben versprochen; er hatte dis mitten im allgemeinen Bundesfeste des Königreichs geschworen. Mit dem Titel des Wiederherstellers der französischen Freiheit beehrt, wird er auf seinen Sohn mehr als eine Krone, er wird ein constitutionelles Königthum auf ihn vererben.

„Der König stöst die Behauptungen der Feinde der Constitution, die nicht aufhören zu wiederholen, daß er nicht glüklich, daß sein Ansehen herabgewürdigt, daß er nicht frei sey, durch ganz entgegengesezte Behauptungen zurük, die er auf die ehrenvollsten Beweggründe stüzt. Er betrachtet seinen vorgeblichen Mangel an Freiheit als eine schändliche Verläumdung, wenn man voraussezt, daß sein Wille gezwungen werden konnte; als eine Ungereimtheit, wenn man selbigen in seiner mehrmals erklärten Einwilligung, mitten unter den Bürgern von Paris zu bleiben, einer Einwilligung, die er ihrem Patriotism, selbst ihren Besorgnissen, und vornehmlich ihrer Liebe bewilligen muste, finden will.

„Diese Verläumdungen sind jedoch bis an die fremden Höfe gedrungen; sie sind daselbst durch Franzosen wiederholt worden, die sich freiwillig aus ihrem Vaterlande verbannt haben, anstatt dessen Ruhm zu theilen, und die, wenn sie nicht Feinde desselben sind, doch wenigstens ihren Posten als Bürger verlassen haben.“

Der ganze übrige Theil dieses Briefes ist in gleichem Tone, und er ist durch Hn. von Montmorin, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, unterzeichnet. Als er in der Nationalversammlung verlesen wurde, erregte er, wie man natürlich erwarten muste, den lebhaftesten Enthusiasm. Man schlug vor, dem Könige in Korps dafür zu danken, und eine grose Anzahl Mitglieder begleiteten den Präsidenten, der den Auftrag erhielt, ihm ihre Gesinnungen auszudrüken. „Ich bin sehr gerührt," antwortete ihm der Monarch, „über die Gerechtigkeit, welche die Versammlung mir wiederfahren läßt. Könnte sie in meinem Herzen lesen, sie würde darin nichts finden als Gesinnungen, die dazu gemacht sind, das Zutrauen der Nation zu rechtfertigen. Jeder Argwohn würde verbannt, wir würden alle glüklich seyn."

Sechs Wochen, nachdem er diesen Brief geschrieben und der Versammlung diese Antwort ertheilt hatte, nahm der König die Flucht, indem er eine Denkschrift oder Erklärung zurükließ, worin er alle Operationen der Versammlung und alle Artikel jener Constitution, die er so feierlich und so unwiderruflich zu handhaben und zu vertheidigen geschworen hatte, auf das stärkste und übertriebenste tadelt.

Obgleich die Veränderlichkeit, wie wir bereits bemerkt haben, einer der Hauptfehler des Königs war, so würde es doch schwer gewesen seyn, anzunehmen, daß er in der kurzen Zwischenzeit, die von der Epoche, wo er diesen Brief an seine Gesandten schrieb, bis zu seiner Flucht von Paris verfloß, seine Meinung gänzlich hätte ändern können. Allein Hr. Bertrand von Molleville, der in alle seine Geheimnisse eingeweiht gewesen zu seyn behauptet, erlaubt uns nicht, die Möglichkeit einer solchen Unbeständigkeit, die man der Schwäche seines Charakters hätte beimessen können, zuzulassen. Er zwingt uns, seinen Gebieter der ausgezeichnetsten Treulosigkeit schuldig zu glauben, indem er uns versichert, daß der König schon, ehe er diesen Brief an seine Minister an den fremden Höfen schrieb, ehe er, persönlich,

der Versammlung jene feierlichen Erklärungen gab, durch welche er die Constitution in allen ihren Theilen aufrecht zu halten und zu vertheidigen eidlich versprach, entschlossen war, sich nach Montmedy zu begeben, und daß er in seinem lezten Briefe an den Hn. von Bouillé die Epoche seiner Abreise auf Ende Aprils oder die ersten Tage des Mais festgesezt hatte.

Wenn diese Thatsache wahr ist; und wie könnte man nach einem solchen Zeugnisse daran zweifeln? so muß man sich wundern, daß man den König veranlassen mochte, sich gegen die fremden Höfe, beinahe im Augenblik seiner schon so lange vorgehabten Flucht, so stark zu compromittiren. Sehr leicht würde man haben Mittel finden können, diesen lezten Schritt, den auffallendsten von allen, weil er eine Appellation an die ganze Welt in Betref der Geradheit seines Betragens und der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen war, zu vermeiden. Aber nein, sezt derselbe Apologiste hinzu, „Seine Majestät, welche nichtsdestoweniger sahen, daß keine Ihren religiösen Grundsäzen zuwiderlaufende Handlung die Bedingung der Ihnen gemachten Vorschläge wäre, entschlossen sich, solche anzunehmen, und dem zufolge durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten an alle Botschafter und Minister Frankreichs an den verschiedenen Höfen von Europa jenen berüchtigten Umlaufbrief schreiben zu lassen.„

Es liegt eine Art von Widerspruch in dieser leztern Behauptung; denn der Geschichtschreiber versichert bestimmt, daß die unwürdigen Begegnisse, welchen der König wegen seiner Anhänglichkeit an die widerspenstige Geistlichkeit ausgesezt war, die ersten Beweggründe seiner Abreise nach Montmedy gewesen wären; und weit entfernt, daß der Umlaufbrief nichts den religiösen Gesinnungen des Königs Zuwiderlaufendes enthielte, führt derselbe die Reform, die in der Kirche bewirkt worden war, als den ersten Artikel der Constitution an, den er angenommen hätte. Der Exminister tadelt zwar laut die Zweizüngigkeit des Königs in der nach seiner Rükkehr enlassenen Erklärung, und bemerkt, daß der Mund der

Könige zu allen Zeiten und unter allen Umständen das reinste Organ seyn müste, welches Wahrheit und öffentliche Treue haben können. Wir wollen nicht in den Exminister dringen, um uns seine Erklärung dieser Ausdrüke zu geben: aber unmöglich können wir errathen, was er hier unter religiösen Grundsäzen verstehe. Wir wissen zwar wohl, daß exaltirte Seelen für blos speculative Meinungen allen Gefahren getrozt, und sich sogar einem gewissen Tode geopfert haben. Man könnte die edle Schaar der Märtyrer in den Rang dieser erlauchten Schlachtopfer sezen; aber selten hat die Geschichte unter diesen muthvollen Bekennern die Menschen aufgestellt, die sich der Religion wie eines Dekmantels bedient haben, um alle Gebote und alle Verbindlichkeiten der Moral ungestraft zu verlezen: der Triumph der Märtyrer war nicht wie der des meineidigen Karthagers, zu betrügen und zu fliehen: voll Abscheu vor Verstellung, konnten die schreklichsten Qualen, der grausamste Tod, sie nicht bewegen, gegen ihr Gewissen zu lügen: dem gerechten Manne gleich, den ein alter Dichter so meisterhaft charakterisirt hat, fest und standhaft in ihrer Anhänglichkeit für die Wahrheit, gaben sie nicht dem Geschrei eines in Wuth gesezten Volkes nach; sie trozten dem schreklichen Blike des Tyrannen, und mit Heldenmuth boten sie sich den wilden Ausbrüchen der Gewalt dar, die sie zu Boden riß und zerschmetterte.

Allein, indem wir der Meinung des Hn. Bertrand beitreten, und mit ihm anerkennen, daß die Flucht des Königs die unglücklichste Maasregel war, die er nehmen konnte, können wir nicht umhin, den Tadel derselben, den er auf die, welche dazu gerathen hatten, beschränkt, weiter auszudehnen, und auch auf diejenigen zu erstreken, die sich bey Ludwig XVI der nemlichen Mittel, wie der Herr Erzbischof von Arles bedienten, der ihm, mit ächt priesterlicher Weihe, das Beispiel Davids als einen Trostgrund, den die Religion ihm darböte, vorhielt. Der König findet die Aehnlichkeit sehr natürlich, und macht sich einen Ruhm daraus, mit dem He-

bräer = Fürsten gleiche Gedanken und Gesinnungen zu haben. Zu den Füssen der Religion legt er die dem Monarchen zugefügten Beleidigungen nieder, und mit aller Inbrunst eines bußfertigen und versöhnten Sünders geniest er das Wonnegefühl, die göttliche Gerechtigkeit befriedigt zu haben.

Eine solche Stimmung ist allerdings äusserst löblich, wenn sie durch wohlgegründete Ansichten und Motive erzeugt wird; aber es scheint, daß der König über die Beschaffenheit seiner begangenen Fehler in einem gewaltigen Irrthum stand. Es waren nicht in betrügerischer Absicht entworfene, durch die Treulosigkeit berechnete und ausgeführte Handlungen; es war nicht die Verlezung der heiligsten Verbindlichkeiten und Eide; es war nicht die Gewissensunruhe, die, wenn man einem Dichter glauben darf, die meineidigen Könige unaufhörlich verfolgt; es waren nicht diese verhaßte Verbrechen, die ihn bewogen, sich vor der göttlichen Gerechtigkeit zu demüthigen. Wegen solcher Beleidigungen kan man sich mit dem Himmel schon wieder vergleichen; das Gewissen des Königs wurde durch eine Unruhe von ganz andrer Art beängstiget; er seufzte über ein viel schrecklicheres Verbrechen, welches eine viel härtere Züchtigung verdiente, als irgend eines von denen, die wir genannt haben. Es war „der Vorzug, den er der Philosophie gegeben, die ihn den alten Gottesdienst seiner Ahnherren, welcher dem heiligen Ludwig so theuer war, hatte vernachlässigen machen; dieser übermüthigen Philosophie, die ihn verführt, und in einen Abgrund von Unglück gestürzt hatte.„

Ohne es zu wagen, diese übermüthige Philosophie zu vertheidigen, oder sie mit jenem, dem heiligen Ludwig so theuern, alten Gottesdienste zu vergleichen, darf man wohl zweifeln, daß die Philosophie, auch wenn man ihr allen Uebermuth abgestreift hätte, einen so verirrten Geist, troz alles ihres Beistands und aller ihrer Tröstungen, jemals hätte heilen können; und der König hatte recht, bey dieser Gelegenheit den bequemern Glauben seiner Ahnherren, der ihm dergleichen darbot, vorzuziehen.

Mit derselben Klugheit stellt der Monarch, durch jene alten Gesinnungen angetrieben, diese übermüthige und strafbare Philosophie vor das heilige Gericht eines anticonstitutionellen Ambrosius, dessen Glaube, wie der König uns belehrt, die seltene und glükliche Kraft hatte, die kleine Anzahl von Tugenden, womit die Philosophie sich blähte, den Lastern so ähnlich zu machen; Tugenden, welche das Prisma der Religion der Kirchenväter aus einem minder finstern Gesichtspunkte gezeigt hatte, und welche sie ehrlich genug waren, mit dem Namen glänzender Sünden auszuschmüken.

Lassen wir unsern neuern Theodosius zu den Füssen des entfernten Nachfolgers des Erzbischofs von Mailand, um eine so schmeichelhafte Parallele nicht durch herabwürdigende Kontraste zu vernichten. Doch können wir uns nicht enthalten, zu bedauern, daß der alte Gottesdienst seiner Ahnherren dem unglücklichen Monarchen nicht nüzlicher war; daß er diese gefälligen Gewissensräthe nicht mehr von sich entfernte; und daß er, unter der Leitung des ehrwürdigen Malesherbes, sich nicht ernstlicher bemühte, die Maximen und Vorschriften jener übermüthigen Philosophie zu befolgen.

XLII Brief.

An Hn. von Bouillé.

3 Jul. 1791.

Sie haben ihre Pflicht gethan, mein Herr; hören Sie auf, sich anzuklagen. Indeß begreife ich Ihren Schmerz; Sie haben alles für mich gewagt, und es ist Ihnen nicht gelungen. Das Schiksal hat sich meinen und Ihren Projekten widersezt; unglükliche Umstände haben meinen Willen, Ihren Muth gelähmt, und Ihre Vorbereitungen zu Nichts gemacht. Ich murre nicht über die Vorsehung; ich weiß, daß der Erfolg von mir abhieng: aber man muß eine grausame Seele haben, um das Blut seiner Unterthanen zu vergiesen, um Widerstand entgegenzusezen, und den Bürgerkrieg herbeizuführen. Alle

diese Vorstellungen haben mein Herz zerrissen; alle meine schöne Entschlüsse sind dahin geschwunden. Wenn es mir gelingen sollte, muste ich das Herz eines Nero, und die Seele eines Caligula haben. Empfangen Sie meinen Dank: warum ist es nicht in meiner Gewalt, Ihnen meine ganze Erkenntlichkeit zu bezeugen!

Ludwig.

Bemerkungen
über den zwei und vierzigsten Brief.

Hr. von Bouillé spielte eine von den Hauptrollen bei der Flucht des Königs; und wenn sie nicht gelang, kan man die Schuld davon seinen groben Fehlern und seiner unbegreiflichen Unvorsichtigkeit beimessen. Die Antwort des Königs beweist, daß dieser General sich selbst desfalls laut angeklagt, und dem Monarchen sein tiefes, aber unmächtiges Leidwesen bezeigt hatte. Ludwig XVI verzieh ihm, und tröstete ihn mit seiner natürlichen Güte; er mißt den unglüklichen Erfolg des Kommandanten dem Willen des Schiksals bei.

Dieser Brief stellt den König aus einem noch interessantern Gesichtspunkte dar, wenn es wahr ist, daß er seine Flucht in der That hätte bewerkstelligen können, wenn er einige Individuen aufgeopfert hätte; und obgleich dieser Umstand sehr zweifelhaft ist, so muß doch der Abscheu, den er immer äusserte, Blut zu vergiessen, in Lagen, wo er leicht scheinbare Entschuldigung dafür hätte finden können, unser Bedauren erregen, daß so viele Irrthümer in einer und derselben Person sich mit so vielen Tugenden vereinigt fanden.

Hr. von Bouillé suchte den König ausser Schuld zu sezen, und den ganzen öffentlichen Unwillen auf sich allein zu ziehen; indem er einen unverschämten und lächerlichen Brief an die Nationalversammlung schrieb. Er verfehlte seinen Zwek, wenigstens insofern, als seine unbesonnene Drohungen keine andere Wirkung hatten, als daß sie das Gelächter und die Ver-

achtung der Versammlung und der Nation erregten. Die Ungeschiklichkeit seiner Combinationen war ein Unglük für alle Parteien; und ihr Mislingen war das grösste Ungemach, welches den König sowohl als Frankreich betreffen konnte. Wären sie gelungen, so würden sie so wenig, wie der König es zu besorgen schien, einen Bürgerkrieg erregt haben, daß es vielmehr keinem Zweifel unterworfen ist, daß ganz Frankreich sich vereinigt haben würde, um eine weisere und festere Constitution zu errichten; daß es nicht jene Verbrechen und Gräuel, welche seitdem die Revolution beflekten, zu beweinen, und daß der unglükliche Ludwig XVI blos das Schiksal Jacob's II gehabt haben würde, anstatt jenes seines Vaters zu erdulden.

XLIII Brief.

An Monsieur.

23 Jul. 1791.

Noch einmal muß mein Unglük auf Sie zurükfallen, und müssen Sie ein Schlachtopfer des widrigen Geschikes seyn, das mich verfolgt! Als ich einen Zufluchtsort, Ruhe, Ehre, und Franzosen suchte, fand ich auf meinen Schritten nichts als Verrath, eine grausame Verlassung, die Kühnheit des Verbrechens, und den verhängnißvollen Drang der Umstände. Keine Aussicht mehr, die Franzosen wieder zurükzubringen; keine Rechtfertigung, keine Freiheit mehr zu hoffen; nichts Gutes mehr mit freiem Willen, aus meiner eigenen Bewegung zu thun. Vor einigen Tagen noch war ich ein leeres Schattenbild von König, das unmächtige Oberhaupt eines Volks, welches der Tyrann seines Königs, und der Sklave seiner Unterdrüker ist: jezt theile ich seine Fesseln, ich bin ein Gefangener in meinem Pallast, ich habe nicht eimal das Recht mich zu beklagen. Getrennt von meiner ganzen Familie, seufzen meine Gemahlinn, meine Schwester, meine Kinder, ferne von mir: und Sie, mein Bruder, haben sich durch die edelste Hingebung zum Exil verdammt; Sie sind nun in den Ge-

genden, wo so viele Schlachtopfer seufzen, welche die Ehre nach den Ufern des Rheins rief, aber welche meine Liebe für sie, meine Befehle, oder vielmehr meine dringende Einladungen, in den Schoos ihres unglüklichen Vaterlands beriefen. Sie sind unglüklich, sagen Sie: o sagen Sie ihnen, daß Ludwig, daß ihr König, daß ihr Vater, daß ihr Freund noch unglüklicher ist! Diese Flucht, die mir so nothwendig war, die vielleicht mein Glük und jenes des Volks machen sollte, wird der Grund einer schreklichen Anklage werden. Ich bin bedroht, ich höre das Geschrei des Hasses, man spricht davon, mich zu verhören: nein, nimmermehr: so lange es mir erlaubt seyn wird, mich als König von Frankreich zu betrachten, werde ich alles vermeiden, was auf meine Herabwürdigung abzielen könnte. O mein Bruder, lassen Sie uns eine bessere Zukunft hoffen: Der Franzose liebte seine Könige; was habe ich denn gethan, um gehaßt zu werden, ich, der ich sie stets in meinem Herzen trug? Wäre ich ein Nero, ein Tiberius gewesen .... Eine sanfte Hoffnung halte uns noch aufrecht. Möge der erste Brief, den ich Ihnen schreiben werde, Sie benachrichtigen, daß mein Schiksal sich geändert hat.

Ludwig.

Bemerkungen
über den drei und vierzigsten Brief.

Monsieur war glüklicher als der König, sein Bruder. Hr. von Bouillé hatte es nicht übernommen, ihn bis an die Gränzen zu begleiten; auch erreichte er sie ohne Hindernisse und ohne Gefahr. Das Gemählde, das der König von seiner Lage macht, ist rührend; aber das Verzeichniß der Leiden, die ihn niederdrükten, endigte sich mit dem, was am meisten Grund hatte, wiewohl freilich nicht in dem Sinne, wie der unglükliche Monarch es verstand, „daß er nicht einmal das Recht hatte, sich zu beklagen.„

Man muß gestehen, daß die Versammlung ihren entflo-

henen König mit einem beispiellosen und schädlichen Edelmuth behandelte. Offenbar hatte er, von seiner Seite, den gesellschaftlichen Vertrag verlezt; er hatte, gewissermasen, selbst Abdankung erklärt. Die Versammlung hatte, im Augenblik seiner Flucht, beschlossen, daß die vollziehende Gewalt in den Händen des Königs suspendirt wäre; dann beschloß sie, daß diese Suspension fortdauren sollte, bis man ihm, nach vollendeter Constitution, die Constitutions-Acte würde vorlegen können. Nachdem sie auf solche Art den König ausser Stand gesezt hatte, Uebels zu thun, beschloß sie ferner, daß wegen dessen, welches er bereits gethan hatte, keine Anklage gegen ihn stattfinden könnte; doch fügte diese Constitution einige bedrohende Clauseln bei, wovon die erste war, daß wenn der König, nachdem er einen Eid auf die Constitution abgelegt, denselben widerrufen würde, er dafür angesehen werden sollte, als ob er abgedankt hätte.

Da der König, durch seine Flucht, alle die wiederholten Eide, die er bei verschiedenen Gelegenheiten abgelegt, in der That vernichtet, und das öffentliche Zutrauen verloren hatte, so glaubte die Versammlung, daß sie ihn enger bewachen lassen müste, als man es vorhin gethan hatte; man konnte ihn nun wie eine Art von Staatsgefangnen betrachten, bis die Constitution beendiget war, welches ohngefähr zwei Monate nach seiner Rükkehr geschah. Zu dieser Epoche schwur er von neuem, mit der nemlichen Aufrichtigkeit, sie zu handhaben und zu vertheidigen, und erhielt nun seine Freyheit wieder.

XLIV Brief.

An Monsieur.

27. Oct. 1791.

Die Annäherung, mit der Sie, mein lieber Bruder, mich unterhalten, gründet sich auf ein Blendwerk, dem ich keinen Glauben beimessen kan. Was unter meinen Augen vorgeht, zeigt mir, daß die Grundsätze, die man aus der Theorie der

Politik schöpft, in der Ausführung zerstäuben. Ueberdem, wie soll man die Trugschlüsse und die Forderungen der Neuerer bekämpfen? . . . . . Die Königin beharrt in ihrem Muthe; ihre Festigkeit scheint sich zu vermehren, je niederdrückender unsre Lage wird. Was uns umgiebt, scheint mir sehr schwach, um mit Erfolg gegen den Schwarm unsrer Feinde anzukämpfen. Ich kan sie nicht zu sehr auffordern, das Beispiel der Behutsamkeit zu geben. Man lauert auf Vorwände; wir müssen, durch unsre Klugheit, die geheimen Schliche des Verbrechens zu lähmen suchen.

Sie kennen, mein lieber Bruder, die Unwandelbarkeit meiner zärtlichen Gesinnungen für Sie.

Ludwig.

Bemerkungen
über den vier und vierzigsten Brief.

Dieser Brief des Königs sezt einen von seinem Bruder entworfenen Plan einer Coalition der Parteien in Frankreich, zu Gunsten der Absichten des Hofes, voraus. Dis Projekt war vielleicht klug; und wäre eine solche Coalition auf feste und vernünftige Grundsäze gebaut worden, so ist es möglich, daß man, mit einer gewissen Klugheit, die neue Constitution, troz der desorganisirenden Stösse, welche die Revision ihr versezt hatte, hätte im Gange erhalten können. Der König betrachtet dis Projekt nicht nur als sehr schwer in Hinsicht auf den Grundsaz, sondern sogar als ganz unthunlich, weil er durchaus kein Mittel zur Ausführung irgend eines Plans hatte. „Was uns umgibt, scheint mir sehr schwach, um gegen den Schwarm meiner Feinde anzukämpfen.„ Wer die Geschichte dieser Epoche in dem Werke des Hn. Bertrand von Molleville,

der damals einer von den Ministern des Königs war, gelesen hat, wird sich leicht von der Wahrheit und Richtigkeit dieser Bemerkung überzeugen. In der neuen gesezgebenden Versammlung waren vielleicht mehr Leute von lebhafter Einbildungskraft als von solidem Verstande; allein es ist hinlänglich, die nähern Umstände zu lesen, die man in dieser Geschichte von der Politik der Tuilerien und von dem Betragen ihrer Agenten findet, um sich zu überzeugen, daß, wenn die gesezgebende Versammlung nicht immer so ehrerbietig war, wie Hr. Bertrand von Molleville es hätte wünschen mögen, dieser Mangel an Respect nicht sowohl ihrer geringen Anhänglichkeit für die Constitution, als ihrer Kenntniß von der unbegränzten Verachtung beizumessen ist, welche die Minister, die das Vertrauen des Königs besassen, für diese Constitution hatten, wie Hr. Bertrand es seitdem selbst eingestanden hat. Im Innern mit so übelgesinnten Agenten umgeben, ist es kein Wunder, wenn der König sich so schwach fand. Und wenn man sich nun noch die Agenten am Rhein hinzudenkt, die so kräftig an dem Verderben dessen arbeiteten, für den sie die aufrichtigste Anhänglichkeit und Devotion zu haben vorgaben, so wird man auf keine Weise an dem, was der König sagt, „daß er gegen einen Schwarm von Feinden zu kämpfen habe„ zweifeln. Die wahrsten und verderblichsten für ihn waren zuverläßig jene wüthende und verkehrte Menschen, die sich, sowohl in Frankreich als im Auslande, seine Freunde nannten.

XLV Brief.

An den Prinzen von Conde.

15. August 1791.

Mein Vetter! Vergebens habe ich meinen Brüdern zu erkennen gegeben, daß alle diese bewafnete Versammlungen an

den Ufern des Rheins der gesunden Politik, dem Interesse der exilirten Franzosen, und meiner eignen Sache, zuwider wären. Immer will man einen Angrif unternehmen: immer will man uns mit dem Auslande bedrohen, und es den irregeführten Franzosen entgegensezen. Dis Betragen erfüllt mich mit Schmerz, und kan keine andere als verderbliche Folgen haben. Dadurch verewigt man den Haß, erregt Zorn, beraubt mich aller Mittel zur Aussöhnung. Von dem Augenblik an, wo die Feindseligkeiten angefangen haben werden, können Sie gewiß seyn, daß die Rükkehr nach Frankreich unmöglich ist; die Auswanderung wird ein Staatsverbrechen seyn, und man wird gegen Strafbare wüthen wollen, die izt noch bloße Schlachtopfer sind; und Franzosen, welche mit Gewalt ihr Vaterland zu verlassen gezwungen wurden, werden als Verräther, die den Schoos Frankreichs zerfleischen wollten, betrachtet werden. Diese Versammlungen von Ausgewanderten, welche nie meinen Beifall haben werden, verhundertfachen die Kräfte meiner Feinde. Diese halten mich immer für die Seele Ihrer Rüstungen; sie glauben, ich hätte einen geheimen Rath, unter dem Namen des östreichischen Ausschusses, welchen der Geist der Königin leite, welchen mein Wille unterstüze, und welcher Sie an den Ufern des Rheins zurükhalte. Sie rufen zu den Waffen; ihre wohlbelehrten Agenten verbreiten sich in den Strassen, auf den öffentlichen Plätzen, unter den Fenstern meines Schlosses, und alle Tage lassen sie, vor meinen Ohren, jenes todverkündende Geschrei: Krieg! Krieg! erschallen. Ich schaudre über ihre Beharrlichkeit, ihre Raserei, ihr Geschrei der Wuth. Die Unsinnigen! sie wollen Krieg: ach, wenn je das Signal dazu gegeben würde, er würde lang und schreklich seyn! Da er keinen andern Zwek hätte, als Rache und Haß, so würde er barbarisch werden. O Gott! bewahre Frankreich vor dieser verderblichen Plage; möge dis Wuthgeheul nicht erhört werden! Wenn ich vom Thron herabsteigen, auf das Schaffot gehen muß, wo Karl I geschlachtet ward; verlassen, was mir in der Welt am theuern

sten ist, — ich bin bereit; aber kein Krieg! kein Krieg! Indeß läßt das Geräusche Ihrer Rüstungen sich hören..... Mein Vetter, Sie, der den Ruhm mit der Pflicht zu einigen wünscht; Sie, den die Ausgewanderten als ihren Vater und ihren Führer betrachten, und den ich als einen biedern und grosgesinnten Fürsten schäze, widersezen Sie sich, ich beschwöre Sie darum, den sinnlosen Projekten der um Sie her versammelten Franzosen; machen Sie ihnen genau die ganze Gefahr bekannt; sezen Sie jenem, durch die Ungerechtigkeit, durch das Unglük, durch die Beleidigung gereizten Muthe meinen Willen, meine Meinung, ja selbst meine Bitte entgegen. Lassen Sie uns noch zu hoffen wagen; der Sturm kan ein Ziel haben; glüklichere Zeiten können sich uns darbiethen. Ich bedarf der Hofnung, und der Nachricht, daß Sie meiner Stimme folgsam sind, um einen Augenblik von Glük zu geniesen.

Ludwig.

Bemerkungen
über den fünf und vierzigsten Brief.

Der Prinz von Conde war vielleicht der ritterlichste und unternehmendste unter jener Menge von Schlachtopfern, die an den Ufern des Rheins nach Ehre bettelten. Während sein Vetter, der Graf von Artois, die Höfe von Europa besuchte, und mit unglüklicher Behendigkeit von Pilnitz nach Mantua eilte, um, den öffentlichen und geheimen Befehlen seines Bruders zu Troz, und offenbar gegen sein Interesse, die Mächte gegen sein Vaterland aufzuhezen, wezte der Prinz von Conde sein Schwert, um an der Spize seines Heers von Ausgewanderten, und im Gefolge des zürnenden Europa's, das von Eifer brannte, die Sache der Könige zu rächen, in Frankreich einzudringen.

Wie sehr man auch in andern Hinsichten an der Aufrichtigkeit Ludwig's XVI zweifeln mag, so beweisen doch seine

öffentliche Erklärungen und seine geheime Weisungen hinlänglich, daß er es wenigstens hierinn aufrichtig meinte. Er urtheilte mit Recht, daß diese bewaffnete Auswanderung eben so sehr der gesunden Politik, als dem Interesse der Exilirten und seiner eignen Sache zuwider wäre. Er sah die unglüklichen Wirkungen voraus, welche aus diesen feindseligen Handlungen nothwendig entstehen müßten; und er warnt den Prinzen wegen der Folgen, indem er ihm all das Ungemach entwikelt, welches seine strafbare Erbitterung der Sache, die er zu vertheidigen vorgab, zuziehen würde. Er „beschwört ihn, sich den sinnlosen Projekten der um ihn her versammelten Franzosen zu widersezen; ihnen genau die ganze Gefahr bekannt zu machen; ihnen seinen Willen, seine Meinung, ja selbst seine Bitten entgegenzusezen .... er bedürfe der Hofnung, sie seiner Stimme folgsam zu wissen, um einen Augenblik von Glük zu geniesen.„

Der Prinz von Conde war unerbittlich. Die Eroberung Frankreichs war ein allzuverführerischer Gegenstand, um dergleichen Betrachtungen nachzugeben; und der Prinz glaubte die Grossinnigkeit, die Biederkeit, die Ruhm- und Ehrliebe, welche der König ihm zuschrieb, um ihm zu schmeicheln und ihn zur Unterwerfung zu bewegen, besser zu rechtfertigen, indem er sich immer als den Vater und Führer der Ausgewanderten zeigte.

Diese Versammlungen von Ausgewanderten an den Gränzen hatten der Nation grose und gerechte Ursachen zu Klagen gegeben: und die gesezgebende Versammlung machte gegen diese muthmaslichen Verschwörer sehr strenge Gesetze, welchen der König seine Sanction verweigerte. Diese Weigerung erregte den Unwillen der Versammlung, welche einsah, daß die Drohung beschimpfend wäre, obgleich die Gefahr nicht dringend war. Und troz der Vorsicht, welche der Grossiegelbewahrer, der dis Veto vor die Schranken der Versammlung brachte, nach dem Berichte seines Collegen, des Hn. Bertrand von Molleville, gebrauchte, viel Wasser zu trin-

ken, um sich während der Verhandlung desto kälter und ruhiger zu verhalten, konnte er doch die Mitglieder nie überreden, daß es klug oder verfassungsmäsig wäre, bei einer solchen Gelegenheit zu temporisiren.

Man kennt nicht die Antwort des Prinzen von Conde auf diese Bittschrift des Königs; allein es scheint, daß der Muth und die Kühnheit der ausgewanderten Prinzen vom Hause Bourbon sich immer genau im Verhältniß der Gefahren und Schwierigkeiten vermehrte, in welche sie den unglüklichen Monarchen stürzten.

Nachdem der König den von der gesezgebenden Versammlung gemachten Gesezen gegen die Ausgewanderten seine Sanction verweigert hatte, schrieb er an seine zwei Brüder, in den stärksten Ausdrücken, um ihnen alles Ungemach, welches ihre Abwesenheit verursachte, vorzustellen, und zu befehlen, daß sie zurükkommen sollten. Diese Briefe wurden durch den französischen Botschafter an ihre Adresse, in Coblenz, abgegeben; und die Antwort der beiden Prinzen stellt ein sonderbares Muster von Ziererei und Gefühllosigkeit dar. Unter dem Vorwand, daß man ihre Titel weggelassen hätte, versichern sie, beide, ihren Bruder, daß sie Bedenken getragen, seine Briefe zu erbfnen; zugleich erklären sie, daß sie durchaus keine Rükficht auf seine Bitten oder Befehle nehmen würden, da sie die feste Ueberzeugung hätten, daß er noch physisch und moralisch ein Gefangener zu Paris wäre. Ludwig Stanislaus Xaver beklagte sich, daß der König, sein Bruder, ihm nicht den Titel Monsieur; und Karl Philipp, daß er ihm nicht den Namen Bruder gegeben hätte.

So trieben diese im Müssiggang schwelgende Brüder mit der Lage und mit der Empfindsamkeit des unglüklichen Monarchen ihr Spiel, bis es ihnen gelungen war, ihre feindlichen Projekte gegen Frankreich in Vollziehung zu bringen, die sich, wie der König es ihnen voraus gesagt hatte, mit dem gänzlichen Verluste ihrer Hofnungen endigte, nachdem sie den Thron, als dessen festeste Stüzen sie betrachtet seyn wollten,

umgestürzt, und das unglükliche Schlachtopfer ihrer Wuth und ihrer Erbitterung auf das Schaffot gebracht hatten.

XLVI Brief.

An Hn. von St. Priest.

27. Nov. 1791.

Alle Maasregeln, mein Herr, die einen Bürgerkrieg entzünden können, sind von der Art, daß ich sie, auch wenn es die Erhaltung meines Ansehens gilt, keineswegs annehmen werde: lieber wollte ich dem Thron entsagen, als den Mächten, die mir Beweise ihrer hohen Theilnahme geben wollen, einige Pläze überliefern. Ich habe, nicht ohne vielen Widerwillen, die neue Constitution angenommen; aber ich bin entschlossen, sie aufrecht zu erhalten, weil ich es geschworen habe. Die Biederkeit meiner Grundsäze kann allein das Vertrauen der Franzosen rechtfertigen. Meine Brüder, die hartnäkig darauf beharren, den Plan, den sie angenommen zu haben scheinen, zu befolgen, bereiten mir vielen Kummer, und verschliessen sich, vielleicht auf immer, die Mittel, mich desfalls zu trösten. Gebrauchen Sie, mein Herr, das Uebergewicht Ihres Geistes, um ihnen die schrekliche Lage, worin ich mich befinde, begreiflich zu machen. Ihre Zurükkunft würde sicherlich in diese grose Familie, von der ich mich so gerne als Vater betrachte, die Einigkeit zurükbringen.

Indem ich Ihren edelmüthigen Anerbietungen, mein Herr, und dem Eifer, der selbige leitet, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, kan ich doch, im jezigen Augenblik, nichts annehmen, und noch weniger durch Versprechungen, aus denen man mir ein Verbrechen machen würde, mich compromitiren. Zählen Sie, mein Herr, eben so sehr auf mein Wohlwollen, als auf den Wunsch, den ich hege, Ihnen Beweise davon zu geben.

Ludwig.

Bemerkungen
über den sechs und vierzigsten Brief.

Wir haben bereits bemerkt, daß der König, mitten in den kritischsten Lagen und in den drohendsten Verlegenheiten, ob man gleich alles in's Spiel sezte, ihn zu gewaltsamen Handlungen, oder zu dem, was man kräftige Maasregeln nannte, zu bewegen, doch immer den wohlthätigsten Abscheu vor Blutvergiesen hatte. Dieser Brief an Hn. von St. Priest ist die Antwort auf zwei bescheidene Vorschläge, die dieser Minister ihm gemacht hatte, seine Zuflucht zum Bürgerkriege zu nehmen, und den Mächten, welche ihm Beweise ihrer hohen Theilnahme zu geben wünschten, die Gränzfestungen zu überliefern: Der erste Vorschlag hatte nichts Neues; aber der zweite hatte alles Auffallende einer neuen Diplomatie. Die Antwort des Königs auf diese beiden Punkte ist bestimmt und bieder.

Weit entfernt den Anträgen des Hn. von St. Priest Gehör zu geben, dringt der König vielmehr in den Minister, das ganze Uibergewicht seines Geistes im entgegengesezten Sinne zu gebrauchen, und seine Brüder zu bewegen, Projekten zu entsagen, die, seiner Meinung nach, (und er betrog sich nicht), ihm vielen Kummer bereiten müsten. Er weißt ihn auf die schrekliche Lage hin, worin er sich befindet; er stellt ihm, in sehr pathetischen Ausdrüken, das Glük vor, das aus ihrem Gehorsam gegen seine Befehle für ihn entstehen würde. „Ihre Zurükkunft,„ sagt er, „würde sicherlich in diese grose Familie, von der ich mich so gerne als Vater betrachte, die Einigkeit zurükbringen.„ Verblendet und hingerissen durch die Liebe zum Ruhm, und wahrscheinlich durch andere, selbst in den Augen der Welt, minder ehrenvolle Leidenschaften, würden seine Brüder dieser Appellation an ihre Empfindsamkeit kein Gehör gegeben haben; und es ist in hohem Grade zweifelhaft, ob der Minister sich sehr beeifert haben wird, sein Uebergewicht geltend zu machen, um sie dazu zu vermögen.

XLVII Brief.

An Hn. von N.....

23 Dec. 1791.

Die zwei entgegengesezte Parteien, die in der gesezgebenden Versammlung herrschen, und die sich, so zu sagen am Tage ihrer ersten Sizung gebildet haben, sezen Sie in Bestürzung, und haben Sie vermocht, die Vorschläge anzuhören, die Ihnen gemacht wurden, und wovon Sie mir in Ihrem lezten Briefe, der von Ihrem Hause zu..... datirt war, sprechen. So wie Sie, bin ich wahrhaft bestürzt über diese Opposition: Haß und Neid leiten selbige. Ich sehe aus diesem neuen Kampfe nicht zu berechnende Uibel entstehen, und ich habe allen Grund zu vermuthen, daß ich das erste Schlachtopfer der skandalösen Debatten, die er erzeugen wird, seyn werde. Man hat Ihnen vorgeschlagen, daß ich mich an die heftigste und kühnste Partei anschliessen sollte, indem ich die Minister, welche meinen Staatsrath ausmachen, aus ihrer Mitte oder nach ihrem Vorschlag nehmen, und zu den Plazen, zu welchen ich zu ernennen habe, keine andere als Leute von ihrem Charakter anstellen soll. Allein alle diese Leute gefallen mir wenig, und ich kan nicht unter ihnen wählen. Die Constitution ist da, die mir zur Wegweiserin dienen muß; ich kan und darf mich nicht von ihr entfernen, und seyn Sie überzeugt, daß ich die Männer, die mir nüzlich seyn können, unter denen suchen werde, welche diese Constitution lieben und vertheidigen wollen. Die, welche Ihr Brief mir bezeichnet, sind nicht nach meinem Geschmak; ihr ganzes Verdienst besteht in der Kekheit des Verbrechens; sie haben alle einen Nachgedanken, der immer den Ereignissen untergeordnet sein wird; und ich glaube, daß sie mehr einigen schlauen und verborgenen Führern zugethan sind, als der Constitution, die sie vertheidigen zu wollen heucheln. Es sind noch Schönschwäzer unter ihnen, aber Leute ohne Haltung, ohne Genie, unfähig zu handeln. Condorcet hat den Kopf mit Demonstrationen von Proble-

men vollgestopft. Wir brauchen keine Theorie, sondern eine thätige Erfahrung. Vergniaud ist nicht kalt genug für's Kabinet. S — hinterlistig und unbehilflich. L — von einer zurükstossenden Freimüthigkeit; er glaubt Rathschläge zu geben, indem er einem grobe Injurien sagt, die er mit Patriotism würzt. Ich werde meine Minister nicht unter solchen Leuten wählen. Ich brauche kluge Männer, die edel genug denken, um sich aufzuopfern, die aus Pflicht und aus Ehre der neuen Ordnung der Dinge zugethan sind, und mich genug lieben, um sich noch für mich zu interessiren. Sie sehen wohl, daß es mir unmöglich ist, unter den Wesen zu wählen, die mir von der Partei, deren Macht Sie schrekt, vorgeschlagen werden. Laßt uns sehen, ob ich sie nicht werde besiegen können, indem ich ihr die wahren Freunde der Constitution entgegenseze. Adieu.

Ludwig.

Bemerkungen.

über den sieben und vierzigsten Brief.

Das Opfer, welches die constituirende Versammlung darbrachte, indem sie erklärte, daß keines ihrer Mitglieder in die gesezgebende Versammlung, die auf sie folgen sollte, gewählt werden könnte, war zuverlässig einer der grösten Irrthümer, oder vielmehr einer der grösten Fehler, die sie begangen hat. Diese unpolitische Maasregel brachte nothwendig in den neuen Senat der Nation solche Bestandtheile, die am wenigsten dazu geeignet waren, seinen Gang mit Weisheit zu leiten. Fast alle die, aus welchen er bestand, waren zwar sehr thätig und sehr nüzlich gewesen, um die Fortschritte der Revolution zu sichern; aber ihre Gewohnheiten, ihre wenige Einsichten im Fache der Administration, ihr Ungestümm, ihre Heftigkeit, konnten keine ruhige und glükliche Zukunft ahnen lassen. Indeß fanden sich unter ihnen mehrere, die eben so glänzende Talente und eben so tiefe Kenntnisse besassen, als irgend ei-

ner von denen, die sich in der constituirenden Versammlung am meisten ausgezeichnet hatten; und vielleicht war in der ersten Legislatur niemand, der besser die grösste Reputation verdiente, als die von dem Könige in diesem Briefe genannten zwei Männer, Vergniaud und Condorcet.

Die grose Mehrzahl dieser Versammlung war wirklich der Constitution zugethan, und neigte sich sogar weit mehr auf die Seite des Königthums, als der Demokratie; aber fast alle fürchteten, daß der König nicht so geneigt wäre, wie sie, die neue Ordnung der Dinge zu begünstigen; und dieser Gedanke war keineswegs unvernünftig, wenn sie die heterogenen Bestandtheile sahen, aus welchen die Agenten der vollziehenden Gewalt zusammengesezt waren. Der König wuste wohl den ungeheuren Fehler, den er begangen hätte, daß er Männer, in welche die Nation durchaus kein Vertrauen sezen konnte, zu seinen Ministern wählte. Ehrliche und redliche Männer müssen allerdings das eitle Geschrei der Menge verachten; aber die Hartnäkigkeit, womit einige von diesen Ministern an ihren Stellen festhielten, während sie geflissentlich glauben zu machen suchten, (wie sie es seitdem öffentlich bekannt haben), daß sie die Constitution, die sie in Gang sezen sollten, verabscheuten, konnte nichts anders als vieles Mistrauen erregen in einer populären Versammlung, die nur schon allzu sehr zu Gunsten der Revolution und der Freiheit exaltirt war.

Der König hatte „die Constitution mit vielem Widerwillen angenommen“ und seine Wahl von Ministern konnte nicht dazu beitragen, den Verdacht, den man gegen die Aufrichtigkeit seiner Absichten hegte, zu zerstreuen. Es scheint, daß dieser Gedanke dem Correspondenten des Königs, Hn. von N....., aufgefallen war, der mit der Partei der gesezgebenden Versammlung, welche Ludwig XVI als die heftigste und kühnste bezeichnet, in Betref einer neuen Wahl von Ministern, an die Stelle von jenen, die der König ernannt hatte, in Unterhandlung getreten war. Hr. von N..... war in dieser Unterhandlung schon so weit gekom-

men, daß er gewisse Personen benannte, deren einziges Verdienst, nach dem Monarchen, die Kekheit des Verbrechens war. Da uns die Namen der in dem Briefe des Hn. von N..... benannten Personen unbekannt sind, so müssen wir uns auf das, was uns der König davon sagt, beziehen; vielleicht war seine Meinung nicht ungegründet, doch macht er eine leichte Ausnahme zu Gunsten Vergniaud's und Condorcet's. „Es sind unter ihnen noch Schönschwäzer, aber Leute ohne Haltung, ohne Genie, unfähig zu handeln.„ Diese Meinung, in Anwendung auf jene berühmten Männer, scheint ein wenig gewagt. Der eine ist zu sehr Theoretiker; der andere nicht kalt genug für's Kabinet: was die zwei andern betrift, von denen er spricht, so werden wir ihre Namen in der Dunkelheit lassen, und dis ist vielleicht der gröste Dienst, den man ihnen erzeigen kan.

Aber nicht blos der Mangel an Erfahrung bei Condorcet und der Mangel an Kälte bei Vergniaud misfielen dem König; er hatte eine allgemeine Antipathie gegen sie alle. „Alle diese Leute gefallen mir nicht, und ich kann nicht unter ihnen wählen .... ich werde meine Minister nicht unter solchen Leuten wählen.„ Ludwig XVI hatte recht, die Constitution zur Führerin zu nehmen, die ihm verbot, unter den Mitgliedern der gesezgebenden Versammlung zu wählen; aber gewiß hatte er sehr unrecht, seine Wahl nicht auf Männer zu fixiren, die selbige wirklich liebten, und sie wahrhaft vertheidigen wollten. „Wir haben beide nicht geschworen,„ sagte einer von diesen Ministern zu seinem Collegen, „die Constitution zu lieben oder sie gut zu finden, sondern blos sie vollziehen zu machen.„ Der Unterschied war richtig; der König würde jedoch viel besser und klüger gehandelt haben, wenn er zu seinen Ministern Männer gewählt hätte, die eben so geneigt gewesen wären sie zu lieben, als sie vollziehen zu machen.

XLVIII Brief.

An Hn. Vergniaud.

19 Januar 1791.

Ihr Plan ist erhaben, mein Herr; aber es nicht mehr Zeit zum Heucheln. Sie machen Vorschläge, und ich kan nichts; ich habe nicht einmal so viel Macht, daß ich an mein Verlangen, das Gute zu bewirken, glauben machen könnte. Sie selbst, mein Herr, wenn ich es auch wollte, können durchaus keinen glücklichen Erfolg hoffen. Das Verbrechen wacht; man verschwört sich; die Constitution muß unterliegen, und mit ihr der öffentliche Beamte, den sie erschaffen hat. Sie haben grose und edle Ideen, aber Ihre gemischte Regierung kan nicht über einen Tag dauern. Die Neuerer haben durchaus keinen festen Zwek; sie wollen nur immer etwas neues, und werden sich nie an etwas festhalten; sie werden nur immer zerstören; sie würden die Constitution, die sie errichtet, die öffentlichen Beamten, die sie ernannt hätten, gleich den andern Tag wieder umstürzen; sie haben die Tendenz, sich selbst zu zerstören. Man muß sich aufrichtig um die Constitution her sammeln; sie hat zwar Unvollkommenheiten, aber in einer stürmischen Zeit ist sie ein wohlthätiger Rettungsbalke: lassen Sie uns zusammen aufrichtig an Erhaltung dieser Constitution arbeiten.

Bemerkungen

über den acht und vierzigsten Brief.

Troz aller Empfehlungen und Verwendungen des Hn. von A . . . . ., würden die Vorurtheile, die man dem Könige gegen die Gironde beigebracht hatte, ihn verhindert haben, irgend einem Projekt, das ihn dieser Parthei angenähert hätte, wie heilsam dasselbe auch für ihn selbst, und wie vortheilhaft es für Frankreich hätte seyn mögen, Gehör zu geben. Er erkennt, daß der Plan, welchen Vergniaud ihm vorschlägt,

erhaben ist, daß er grose und edle Ideen hat; aber es war zu spät, um andere Versuche zu machen. „Die Constitution müste unterliegen, und mit ihr der erste öffentliche Beamte, den sie erschaffen hätte.„ Es scheint inzwischen, daß, wenn er wirklich überzeugt war, daß die dermalige Constitution unterliegen müste, und daß er mit ihr umkommen würde; daß, von der andern Seite, Vergniaud's Plan edel und erhaben wäre, und daß die Partei desselben ein sehr groses Uibergewicht hätte und die öffentliche Meinung beherrschte, wie dis in der That der Fall war, — er, troz aller seiner Ausrufungen gegen das Verbrechen, gegen die Neuerer und gegen ihre Zerstörungssucht, klüger gethan haben würde, wenn er den Rath, welchen Hr. von N. . . . . ihm gab, seine Minister von einer Partei zu wählen, deren wahrhafte Talente ihm so grose und so verdiente Lobsprüche abdrangen, einer grösern Aufmerksamkeit gewürdiget hätte.

Ziemlich sonderbar in diesem Briefe ist die Verwechslung der wirklichen oder scheinbaren Rolle zwischen dem Könige und seinem Corrrespondenten. Kaum waren sechs Monate verflossen, daß der Monarch, bei seiner Abreise, die umständlichste Satyre über diese Constitution zurükgelassen hatte, an die er sich nun wie an einen wohlthätigen Rettungsbalken im Sturme festklammert, indem er in einemfort wiederholt, daß man sich aufrichtig um diese Constitution her sammeln und zusammen aufrichtig an deren Erhaltung arbeiten müsse.

Vergniaud, den er erst so kürzlich unter die Zahl der Neuerer gesezt hatte; ein Name, womit er die jacobinische oder republikanische Partei bezeichnen wollte, legt ihm den Plan einer gemischten Regierung vor, worin, nach dem Lobe welches der König davon macht, zu urtheilen, gewiß nichts Jacobinisches war. Für beide war es ein groses Unglük, daß sie sich nicht besser verstehen konnten. Es wäre überflüssig, Vergniaud's Talente zu rühmen, denen man so allgemein Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und denen der Monarch selbst nicht umhin konnte, die ehrenvolleste Huldigung darzubringen,

indem er anerkennt, „daß Vergniaud mehr wahre Beredsamkeit hätte, als Mirabeau, daß er weniger Wichtigkeit in seine Manieren legte, und daß er gediegenere und vielleicht gränzendere Gedanken hätte.„ Aber man muß ihm zugleich jenes so verdiente Zeugniß geben, daß er in seinem Geiste, seinem Ton, seinen Manieren, jene Simplizität, jene Gutmüthigkeit hatte, die immer den Glanz seiner Talente vergessen machte. Niemand schien uns je so entfernt von allen Gedanken an Intrigue; er war zu sorglos, um irgend eine Combination zu entwerfen, die ihn genöthigt hätte, ein Geheimniß zu bewahren. Er war weniger für das Kabinet als für den Senat gemacht; nicht, weil er nicht kalt genug war, wie der König in einem der vorhergehenden Briefe behauptet, sondern weil er von Natur und aus Gewohnheit zu indolent war. Ludwig XVI hätte vielleicht nichts bessers thun können, als seine Vorschläge annehmen; und hätte er ihn näher gekannt, so würde er seine Freundschaft gesucht haben.

XLIX Brief.

An Hn. von N.....

27 Januar 1792.

Vor einigen Monaten waren Sie bestürzt. Ich wollte mit den Günstlingen derer, die Ihnen Furcht erregt hatten, nichts zu thun haben; sie erneuern ihre Vorschläge, aber auf eine nachdrüklichere Art. Sie haben einen Willen; sie geruhen zu befehlen. Ich habe ihre Anträge und ihre Abgesandten mit derselben Kälte aufgenommen, und ihnen nicht die mindeste Hofnung gelassen. Ich habe ein Schreiben von einem gewissen Deputirten, Namens Ronyer,, erhalten. Sie werden es bei mir lesen: es ist das höchste Maas des Wahnsinns. Dieser Herr verspricht mir das Glük, die Liebe der Franzosen, eine lange und glorreiche Regierung, wenn ich alles das thun werde, was er mir zu rathen beliebt. Wahrlich, ich bin empört. Diese Leute werden mich zwingen, sie zu fliehen. Ich würde ge-

neigt seyn, sie zu hassen, wenn sie nicht schon ein Gegenstand meines Mitleids wären. Kommen sie zu guter Zeit in's Schloß; Sie sollen dieses Schreiben lesen, und ich werde mit Ihnen von einem gewissen Projekt sprechen.

Ludwig.

Bemerkungen
über den neun und vierzigsten Brief.

Hr. von N....., an welchen dieser Brief und einige andre geschrieben wurden, scheint der einzige gewesen zu seyn, dem die Lage, worin der König sich befand, eine nur allzu wohl gegründete Furcht einflößte. Der Monarch spottet seiner Besorgnisse, und kündigt ihm mit einer Art von Triumph an, „daß er die Anträge derer, die ihm vor einigen Monaten Furcht erregt hätten, mit derselben Kälte, die er gegen ihre Günstlinge gezeigt, aufgenommen, und ihnen nicht die mindeste Hofnung gelassen habe.“ .... Nicht die mindeste Hofnung!

Ein Schreiben von einem gewissen Rouyer, welches, nach dem Urtheil des Königs, das höchste Maas des Wahnsinns war, ist die Ursache dieses augenblicklichen Triumphs. Dieser Deputirte versprach ihm das Glük, die Liebe der Franzosen, eine lange und glorreiche Regierung, wenn er alles das thun würde, was er ihm zu rathen beliebt; der König ladet den Hn. von N..... ein, zu ihm zu kommen, um dieses Schreiben zu lesen, und mit dieser Einladung verbindet er einen Commentar, worin er ihm sein Glaubensbekenntniß „über diese Leute,“ d. h. über die populäre Partei der Versammlung, ablegt, die er geneigt seyn würde zu hassen, wenn sie nicht schon ein Gegenstand des Mitleids für ihn wären.

Dieses Schreiben des Gesezgebers Rouyer, dessen sich der Monarch als eines entscheidenden Grundes bedient, um dem Hn. von N..... zu beweisen, daß er nicht mehr daran denken solle, ihn mit der populären Partei zu vereinigen, war zwar allerdings sehr läppisch, und würde selbst dem ausge-

machtesten Cyniker ein Lächeln abgezwungen haben. Allein wenn wir uns in Betref dieses Gesezgebers einen unschuldigen Scherz erlauben, so können wir einen Mann, der in dieser Art von Komödie eine sehr verschiedene Rolle spielt, nicht so gut wegkommen lassen.

Die Geschichte der Zeit beweist unwidersprechlich, daß es nie unter den Bestandtheilen irgend einer gesellschaftlichen Organisation eine widerstrebendere Verbindung gab, als der Hof und die gesezgebende Versammlung. Der König ward, in irgend einem Falle, seine wahre Lage gewahr; und er sah die Nothwendigkeit ein, sich nach dem Geiste des Augenbliks zu richten.

Man sieht aus seiner Correspondenz mit Hn. von N....., daß man die Vortheile einer Vereinigung mit der populären Partei in Erwägung gezogen hatte; und der König ist mit dem Eifer des Unterhändlers so zufrieden, daß er ihm seine Dankbarkeit dafür bezeugt. Allein wie geneigt der Monarch seyn mochte, den Wünschen des Hn. von N..... nachzugeben; wie klug ihn auch eine augenblikliche Verirrung der Politik der Tuilerien zu jener der Reitbahn dünken mochte, so kam doch immer irgend ein Vorfall, ein Hinderniß in den Weg, das sich zwischen den Vorsaz und die Ausführung stellte; ein bösartiger Geist verrammelte ihm immer den Weg, und wandte ihn vom Pfade der Tugend und der Pflicht ab.

Wenn man, bei Lesung dieser Briefe, dem Widerstande, welchen der König den Versuchen, die ihn von allen Seiten bestürmten, so oft entgegensezte, das verdiente Lob nicht versagen kan, so muß man mit eben der Offenheit die zahlreichen Fallstrike anerkennen, die ihn unterliegen machten. Wir haben ein Beispiel davon in dem vorliegenden Briefe. Der König hatte ein natürliches Vorurtheil gegen die populäre Partei in der gesezgebenden Versammlung; aber wahrscheinlich würde dieses Vorurtheil einer nähern Untersuchung gewichen seyn, wenn die, welche ihn unaufhörlich umgaben und belagerten, nicht dabei interessirt gewesen wären, ihn in dem Maase, wie

er sich dem Abgrunde näherte, in den sie ihn stürzen wollten, noch mehr zu erbittern und zu verblenden. Man kan nicht daran zweifeln, daß manche von denen, welche dem unglüklichen Monarchen verderbliche Rathschläge gaben, es in guter Absicht thaten; und alle redliche und aufgeklärte Menschen, welche die Gewalt der durch Geburt, Erziehung, Gewohnheit der Seele gewissermasen zur Natur gewordnen Vorurtheile kennen, werden geneigt seyn, sie nicht zu streng zu verdammen; aber es gab auch viele andre, die, in der Dunkelheit und Niedrigkeit gebohren: nicht dieselben Beweggründe hatten, und die, wenn man ihnen selbst Glauben beimessen darf, blos mit den Mitteln beschäftigt waren, den König in einer Stimmung zu erhalten, die allem, was Klugheit, Gerechtigkeit, Ehre und Menschlichkeit ihm vorschreiben konnten, und allem, was die wahren Freunde seines Ruhmes, seiner Ruhe, seines Glükes, und des Glükes von Frankreich, ihn befolgen zu sehen wünschen musten, gerade zu entgegen war.

Hr. von N..... schien ihm einen so weisen Rath geben zu wollen; aber der König war taub und unempfindlich gegen alle seine wiederholten Vorstellungen. Er nahm die Anträge der populären Partei mit Kälte auf, und verabschiedete ihre Abgesandten ohne ihnen die mindeste Hofnung zu lassen. Er beeilt sich, seinem Correspondenten Nachricht davon zu geben, und um ihm die Klugheit seines Benehmens zu beweisen, ladet er ihn ein, zu ihm zu kommen, und das Schreiben des Gesezgebers Rouyer zu lesen. Wäre dieser Rathgeber von einer neuen Art einer der Führer, oder doch wenigstens der vertrauten Agenten dieser Partei, und nicht ein dunkler, kaum dem Namen nach bekannter Mensch gewesen, so könnte man den Zorn des Königs gegen diesen mit Einbildung geplagten Briefsteller, und gegen die stolzen Anmassungen der Partei, für die er zu handeln geschienen hätte, entschuldigen. Allein diese Partei kannte kaum diesen Rathgeber, und wuste lediglich nichts von diesem Schreiben; man weiß jezt, daß dieses Schreiben eines von den Schelmstükchen des damaligen See-

ministers, Hn. Bertrand von Molleville war, der, wie er es selbst in seiner saubern Geschichte erzählt, den Hn. Esm .... ersucht hatte, es für den Gesezgeber, der dis tolle Gewäsche nicht selbst aufsezen konnte, zu entwerfen.

Als dis Schreiben auf die Bitte des Hn. Bertrand von Molleville verfaßt wurde, war der König das Spielzeug dieser treulosen und verächtlichen Kriegslist, welche keinen andern Zwek hatte, als die populäre Partei dem Hofe noch verhaßter zu machen.

Um die volle Treulosigkeit des Urhebers dieses ehrlosen Betruges noch mehr in's Licht zu stellen, und um sich einen schwachen Begrif von den schändlichen und strafbaren Mitteln zu machen, deren man sich bediente, um den König irrezuführen, und in diesen Abgrund von Drangsalen, die nur allzulange auf Frankreich lasteten, zu versenken, ist es dienlich zu bemerken, daß Hr. Bertrand von Molleville uns meldet, daß, während Ludwig XVI mit einem Hn. von N.... correspondirte, welcher Unterhandlungen mit der populären Partei pflegen zu wollen schien, er auch einen Hn. von N..... gebrauchte, um mit der Partei der Feuillans zu unterhandeln, und daß er sich dieses Unterhändlers bediente, weil er wuste, daß er in der engsten Verbindung mit der royalistischen Partei stünde. Hr. von N....., der Unterhändler des Hn. Bertrand von Molleville, hat wenigstens die Aehnlichkeit mit Hn. von N....., dem Correspondenten des Königs, daß einer wie der andere zulezt gar nichts thut; und wäre die Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers der Revolution nicht so bekannt, und hätte er nicht auf seine Ehre, deren äusserste Delikatesse das oben gesagte beweist, die Wahrheit aller Thatsachen, die er anführt, verbürgt, so könnte man in diesem Theile seiner Erzählnng einen kleinen Irrthum vermuthen, und glauben, daß der Unterhändler des Königs und der des Ministers eine und dieselbe Person waren. Welch ehrenvolle Folgerungen ergeben sich hieraus für den geheimnißreichen Minister! Welch schrekliches Licht wirft diese Zusammenstellung auf die

Ereigniſſe, welche die Revolution mit Blut beflekt und entſtellt haben! Ach, wüſte man alle die abſcheulichen Kniffe dieſer verkehrten Menſchen, die den unglücklichen Monarchen umzingelt hielten; könnte man den ſcheuslichen Machiavelism, den die Rachgier, der Verdruß und die verächtlichſten Leidenſchaften gleich bei der Morgenröthe des ſchönen Tages, der über Frankreich zu leuchten angefangen hatte, in's Spiel ſezten, enthüllt vor ſich daliegen ſehen, man würde ſich nicht über die Wolken wundern, die ihn verfinſtert, über die Stürme, die ihn getrübt, über die Verbrechen, die ihn beflekt haben, und man würde die Gräuel, die den redlichen Freund der Menſchheit nur allzuoft wanken machten, nicht den zwar ſtrafbaren, aber durch die Treuloſigkeit irregeführten Menſchen beimeſſen, welche blos die blinden Werkzeuge dieſer abſcheulichen Komplotte waren.

Man kan nicht an dem Antheil zweifeln, den der König an dieſer Unterhandlung mit der populären Partei nahm; allein man kennt nicht die Wirkung, welche die hinterliſtigen Einflüſterungen ſeines Correſpondenten dabei auf ihn hatten. Was den Seeminiſter betrift, ſo würde er ehrenvoller gehandelt, ſeine Zeit für ſeinen König und für ſein Vaterland nüzlicher angewendet haben, wenn er, anſtatt ſich zu erniedrigen die Rolle eines verbrecheriſchen Geheimnißmäklers zu ſpielen, ſich damit beſchäftigt hätte, die Pflichten ſeines Amtes, als ehrlicher Mann, als guter Bürger, zu erfüllen. Indem ſie ihn der Schande und der Reue überlaſſen, die ihn, wenn er das geringſte Gefühl von Scham und Menſchlichkeit behalten hat, nothwendig zerreiſſen müſſen, werden die Freunde der Tugend und einer wahren und vernünftigen Freiheit ihn und ſeines gleichen verabſcheuen, und Frankreich, Europa, die Nachwelt, werden auf ewig ihrem Andenken fluchen.

Wenn man die Geſchichte lieſt, die dieſer ſchlechtdenkende Miniſter geliefert hat, ſo iſt es nicht ſchwer, ſich den übereilten Sturz der Monarchie zu erklären. Von ſolchen Agenten umgeben, würde ſelbſt ein klügerer und behutſamerer Mann,

als Ludwig XVI, eben so schnell unterlegen seyn. Uiber was man bei dieser Geschichte am meisten erstaunen muß, ist jener Anschein von Redlichkeit, oder vielmehr jene Unverschämtheit, womit Hr. Bertrand von Molleville den ganzen Antheil, den er an dieser schauervollen Katastrophe hatte, eingesteht. Wenn sein Werk nicht das bösartigste, treuloseste und giftigste Pasquill ist, so ist es die vollständigste und unwidersprechlichste Anklagsacte, die jemals gegen den Hof verfaßt ward.

L Brief.

An Hr. Pethion, Maire von Paris.

24 Februar 1792.

Die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen, die ich nicht aufgehört habe an den Tag zu legen, um den Theil des Volks, der in diesem Augenblik am meisten leidet, zu erleichtern, muß für den Eifer bürgen, womit ich stets, nach allen meinen Kräften, die National-Repräsentation zu unterstüzen mich bestreben werde. Ich billige, seinem ganzen Umfange nach, alles, was Sie, mein Herr, in der mir von Ihnen behändigten Denkschrift mir zu thun vorgeschlagen haben. Sie werden demnach die Gelder, die ich Ihnen zuzustellen befohlen habe, nach einem angemessenen Verhältniß austheilen lassen.

Ludwig.

Bemerkungen

über den fünfzigsten Brief.

Dieser Brief, welcher an den Maire von Paris, wegen einer den Armen zu ertheilenden Unterstüzung, gerichtet ist, bietet weiter nichts merkwürdiges dar, als daß er einen neuen Beweis von den wohlthätigen Gesinnungen des Königs liefert.

LI Brief.

An Madame Adelaide.

15 März 1792.

Das sanfte Vergnügen, dessen ich gewohnt war, Sie, meine liebe Tante, zu sehen, macht mir die Entfernung, die uns von einander trennt, sehr empfindlich. Unter allen andern Umständen, als die sind, worin wir uns befinden, würde ich das Vergnügen, welches Sie genieſen, das Land zu bewohnen, wo die gröſten Menschen des Alterthums lebten, mit Ihnen theilen. Rom und Italien bieten so grose Erinnerungen dar, daß man keinen Schritt darin thun kan, ohne Spuren der alten Weltherren zu finden.

Ich schlieſſe aus dem, was Sie mir schreiben, daß Sie die alten und neuern Schönheiten, die das Vaterland der Cäsarn in sich faßt, mit weiser Beurtheilung gesehen haben: Sie sprechen davon mit jenem Enthusiasm, welchen die Liebe zu den schönen Künsten einflößt. Ich habe dem heiligen Vater gedankt, und danke ihm wiederholt für die zuvorkommenden Gefälligkeiten, die er für Sie hat. Ich hoffe, daß Sie mir, wenn wir uns wiedersehen, das Tagebuch Ihrer Reise geben werden.

Meine Lage verschlimmert sich je länger je mehr; die Gegenwart ist schmerzlich, und die Zukunft vielleicht noch ärger. Es würde sehr schwer seyn, durch diese Dunkelheit der Explosion, die mich bedroht, vorauszusehen. Hr. von la Fayette hat sich seit Ihrer Abreise nicht geändert. Sein Ehrgeiz gleicht seiner Falschheit, und seine Falschheit seiner Undankbarkeit. Die Königin behauptet, daß man ihn im Jahrhundert der Ritterschaft für einen Treulosen und Verräther erklärt haben würde; was mich betrift, so finde ich, daß er handelt wie er denkt, und daß er denkt wie er handelt. Die HH. von Brissac, von Chabot, und der Herzog von Mailly sehen uns öfters; wir sprechen von Ihnen. Die Königin befindet sich nicht sehr wohl; dagegen genieſen meine Kinder der vollkom-

menſten Geſundheit; meine Schweſter würde etwas mehr Bewegung nöthig haben; aber wir haben nicht einmal das Recht, ſpazieren zu gehen; ſchlieſſen Sie daraus auf das Uibrige.

Adieu, meine theure Tante; lieben Sie den, der Ihnen mit ſo vieler Zärtlichkeit zugethan iſt.

Ludwig.

LII Brief.

An Mesdames.

25 März 1792.

Nur mit Mühe haben wir, meine theuern Tanten, Ihre Entfernung ertragen; aber ſie war zu Ihrer Ruhe und zu Ihrem Glüke nöthig: in der That bedurfte es auch nicht weniger, um mich der Tröſtungen zu berauben, die ich gewiß war, in Ihrer Zärtlichkeit für mich zu finden. In der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt genieſen Sie nun die Wohlthaten der Religion in ihrer vollen Reinheit; bringen Sie für mich dem König der Könige Ihre heiſſen Gebete dar, daß der erzürnte Himmel ſich beſänftige, daß er Frankreich ſeine ſchönen Tage, den Franzoſen das Vertrauen, das ſie mir ſchuldig ſind, wiedergebe, und daß, aus dem Schooſe der Zwietracht, die Glükſeligkeit wieder aufblühe; dann werde ich ſagen: ich habe genug gelebt. Ihre lezten Briefe ſind mir zehn Tage ſpäter als gewöhnlich zugekommen; dis iſt eine Folge der Unordnung in den Poſten. Wenn alles desorganiſirt iſt, ſo ſind die Correſpondenzen nicht ſichrer als der Gang der Ereigniſſe.

Meine Kinder kränkeln; die Königin findet die Fortdauer der Geſundheit in ihrer Seele, und ich in meiner Reſignation in die Schlüſſe der Vorſehung.

Adieu, meine liebe Tanten; die Entfernung, die uns von einander trennt, vermag nichts über meine zärtliche Zuneigung für Sie.

Ludwig.

Bemerkungen
über den ein und fünfzigsten und zwei und fünfzigsten Brief.

Man geht mit eben so viel Vergnügen von dem blutbespritzten Felde der Revolutionen und von dem vielfach verwikelten Labyrinth der Politik zu den Ergiessungen der Zärtlichkeit, zu den sanften Gefühlen des Privatlebens über, als man dem Vater der epischen Poesie mit Wollust folgt, wenn er seine Götter, von dem Schlachtfelde weg, nach den friedlichen und beglükten Wohnungen der Völker Aethiopiens führt.

Der König hatte immer die gröste Werthschäzung für seine Tanten; wahrscheinlich hatte er, in ihrer Gesellschaft, jene stillen Genüsse gefunden, welche die Frivolität und die Zerstreuung im Innern seines Hauses, in den ersten Jahren seiner Regierung, ihm nicht darboten. Dis versteht er unter dem sanften Vergnügen, dessen er gewohnt gewesen, sie um sich zu sehen; noch fühlt er die Beraubung desselben, indem er die friedlichen Augenblike, die er bei ihnen zubrachte, mit den Sorgen, der Unruhe, den schreklichen Beängstigungen, die jezt ihn niederbeugten, vergleicht.

Das einzige Auffallende in diesen zwei Briefen ist das Urtheil, welches der König und die Königin über den Hn. von la Fayette fällen. Die Königinn behauptet, daß, wenn er in den Zeiten der Ritterschaft gelebt hätte, man ihn als einen unbiedern und verrätherischen Ritter behandelt haben würde; während der König, der ihn des Ehrgeizes, der Treulosigkeit und Undankbarkeit anklagt, zu gleicher Zeit glaubt, „daß er handle wie er denke, und daß er denke wie er handle.„ Die Meinung der Königin scheint ziemlich klar, aber die Bemerkung des Königs ist es weit weniger.

Da Hr. von la Fayette einer von den Männern ist, die sich in der Revolution am meisten ausgezeichnet haben, so gibt es auch wenige, denen man so viele Lobsprüche ertheilte,

oder so viele Vorwürfe machte, wie ihm. Man hat ihm den Ehrennamen des Helden beider Welten gegeben; und wenn es, um ihn zu verdienen, hinreicht, daß er der erste Europäer war, der seinen Degen und seinen Arm zur Vertheidigung der Freiheit in Amerika darbot, und daß er sich im Anfange der französischen Revolution als einen der Thätigsten bewies, um die Freiheit seines Vaterlands zu sichern, so hat er zuverlässig das gröste Recht darauf. Der König klagt ihn des Ehrgeizes, der Treulosigkeit und Undankbarkeit an; aber eben dieser Verbrechen, und ohngefähr zur nämlichen Zeit, ward er von der Partei angeklagt, welche den meisten Antheil am Umsturze der Monarchie hatte. Der Monarch lösst, vielleicht ohne es zu wollen, diese dem Schein nach so verwirrenden Widersprüche, wenn er sagt, daß Hr. von la Fayette „handle wie er denke, nnd denke wie er handle,„ d. h. daß er sich eine ihm ganz eigne unabhängige Meinung gemacht hatte, die er befolgte, ohne auf irgend eine andre Rükficht zu nehmen.

Welchen Vorwurf man jedoch auch dem Hr. von la Fayette machen konnte; und wer könnte sich schmeicheln, sich dergleichen, in einer so schwierigen Lage wie die seinige, nicht zugezogen zu haben? so kann man ihm doch die Ehre nicht entreissen, daß er der erste war, der in seinem Lande die heiligen Axiomen, welche die Grundlage der französischen Revolution waren, proclamirte, und daß er mit Würde für sie litt. Was die Anklage der Königin betrift, so muß man bemerken, daß, da Hr. von la Fayette nie einer andern Göttin als jener der Freiheit seine ritterliche Treue gelobt hatte, und da er nie Anspruch darauf machte, mit einem von jenen zehntausend Schwertern bewafnet zu seyn, die, nach Hn. Burke, auf das erste Zeichen, das die Schönheit gab, gezogen werden sollten, man ihn mit Unrecht der Unbiederkeit anklagt. Er diente der Sache der Königin so lange, und vielleicht länger, als er hätte thun sollen; aber sein ganzes Betragen scheint zu beweisen, daß er keinen andern Zwek

und keinen andern Wunsch hatte, als die Freiheit auf den erhabensten und dauerhaftesten Grundlagen festzusezen. *

LIII Brief.

An Hn. von N.....

4 März 1792.

Ich verehre sehr die öffentliche Meinung; aber ich glaube, sie ist übel geleitet. Sie wollen, daß ich es noch einmal mit der Philosophie und ihren Agenten versuchen soll; Sie wollen, daß ich den Hn. von Condorcet in meinen Staatsrath berufe. Nicht mit Philosophen, wie Hr. von Condorcet, können die, welche regieren, ein gro-

* Es gibt Züge, die den Charakter oft viel besser entwikeln, als die studirtesten und gelehrtesten Untersuchungen. Ein einziges Factum gibt oft mehr Licht, als jahrelang erörterte Meinungen. Wir finden in den Mélanges legislatifs, historiques et politiques des Hn. Felix Faulcon folgende Anekdote, den Hn. von la Fayette betreffend.

„Der Kommandant von Wesel, wo wir damals verhaftet waren, las dem Hn. von la Fayette ein Schreiben von seinem Gebieter vor, des Inhalts, daß, wenn der General irgend einen Plan gegen Frankreich vorzuschlagen hätte, solches dazu beitragen könnte, sein Schiksal zu mildern. „Ich,„ erhob sich Hr. von la Fayette mit eben so viel Lebhaftigkeit als Unwillen, „ich, Plane gegen Frankreich! ich, gemeine Sachen mit den verbündeten Mächten machen, um die Freiheit meines Vaterlands zu vernichten! das ist doch zu unverschämt.„

„Der Zuhörer ward über dis lezte Wort bestürzt, und glaubte bemerken zu müssen, daß jene Ausdrüke von einem gekrönten Haupte herkämen. „Seitdem ich lebe,„ versezte Hr. von la Fayette, „nenne ich die Dinge bei ihrem Namen; und wenn ich gleich Gefangener eines Königs bin, so ist dis für mich kein Grund, ihm diese Unverschämtheit hingehen zu lassen.„

„Welch einschneidende Erhabenheit, fährt Hr. Felix Faulcon fort, liegt in dieser Aeusserung! Himmlische Freiheit, wie schön bist du, wenn man dich so erblikt! wie gros machst du die Seelen, die deiner würdig sind!„

Es verdient bemerkt zu werden, daß Hr. Felix Faulcon, in Frankreich, und der General Fitzpatrick, in England, die zwei unerschrokensten Vertheidiger dieser Schlachtopfer des königlichen und kaiserlichen Despotismus waren.

ses Volk unter dem Joche schüzender, durch Jahrhunderte erprobter Geseze erhalten. Ihrem philosophischen Geometer fehlt es, wie den Metaphysikern, an dem Kompaß jener Erfahrung, welche die Menschen, die regieren, leitet, und deren sie bedürfen; ihre Theorie ist nichts; sie können nach Volksgunst haschen, aber weiter können sie auch nichts. Ich habe ja wohl das Recht erworben, gegen alle diese neuen, nach Gewalt gierigen, durchaus eine grose Rolle spielen wollenden Menschen mistrauisch zu seyn. Der Schwindel, der einige ausgezeichnete Köpfe der Versammlung befallen at, wird mich nicht zwingen, meine Pflicht zu verrathen, nd schlechte Wahlen zu treffen. Darum bin ich jedoch, mein Herr, nicht weniger gerührt über alles, was Ihre Ergebenheit für meine Person eingegeben hat. Ich werde weder Hn. von Condorcet noch Hn. Pethion sehen, weil ich es nicht auf die vorgeschlagene Art thun könnte, ohne mich zu compromittiren. Ich gebe Ihnen einen neuen Beweis meiner Werthschäzung, indem ich Sie bitte, der Dolmetsch meiner Gesinnungen zu seyn.

Ludwig.

Bemerkungen
über den drei und fünfzigsten Brief.

Hr. von N..... scheint eben so eifrig zu seyn, den König zu vermögen, die Philosophie und die Philosophen in das Kabinet aufzunehmen, als der Monarch es ist, ihnen den Eintritt in dasselbe ein für allemal zu verweigern. Die Angehörigen des Hofes leisteten dem Könige gewiß einen sehr schlechten Dienst, indem sie ihm Verdacht, und sogar Verachtung gegen die Personen, die man ihm empfahl, beibrachten; und wahrscheinlich wäre es weit glüklicher für ihn gewesen, wenn er, anstatt die Geometer und die Metaphysiker wegwerfend zu behandeln, anstatt ihre Grundsäze als leere Abstractionen zu betrachten, sich frühzeitig ihrer Ein-

sichten und ihrer Erfahrung bedient hätte, um die Klippen zu vermeiden, an denen er zulezt Schiffbruch litt.

Diese Unterhandlung, die zur Absicht zu haben schien, ihn zur Wahl patriotischer Minister zu bestimmen, war zu langwierig gewesen, und hatte zu viele Hindernisse gefunden, als daß sie hätte gelingen können. Das gegen die Häupter der populären Partei erregte Vorurtheil war noch zu stark, als daß man es bezwingen konnte. Der König erkennt, daß diese Partei die öffentliche Meinung für sich hatte; allein die Meinung des Volks war damals nicht die der Tuilerien. Es scheint, daß Hr. von N...., vielleicht indirekte, die Idee einer Zusammenkunft mit Pethion und Condorcet an die Hand gegeben hatte; aber der König fürchtet sich zu compromittiren; wenn er sie, nach dem ihm gemachten Vorschlage, sehen würde. Und warum diese Furcht? Doch gewiß nicht in Hinsicht auf das Publikum; denn er gesteht es ja selbst, daß die öffentliche Meinung für sie war. Allein wie Johnson von der Clarissa bemerkt hat, daß es immer etwas gab, was sie der Wahrheit vorzog, so lag leider! in allen Betheurungen des Königs von seiner aufrichtigen Anhänglichkeit für Freiheit und Constitution immer etwas, das er der einen und der andern vorzog.

LIV Brief.

An Monsieur.

28 April 1792.

Sie haben, mein lieber Bruder, die Männer, welche die verschiedenen Ministerien bekleiden, mit vieler Scharfsichtigkeit beurtheilt; allein es ist leichter, sie zu würdigen, was sie werth sind, als mir die anzuzeigen, die ich an ihre Stelle wählen müste. Dumourier ist ein Brauskopf, dessen Geist mir zu nichts dienen kan. Sein Ehrgeiz und seine wetterwendischen Grundsäze beweisen, daß die Ränkemacher früh oder spät Gelegenheit finden, sich voran-

zustellen. Dieser Dumourier ist überhaupt weit nicht das, was er zu seyn glaubt. Hr. von Narbonne ist ein Mensch ohne Talent, der sein ganzes Leben hindurch nichts als Dummheiten gemacht, und der ihnen dadurch die Krone aufgesezt hat, daß er der Minister derer geworden ist, die keinen König mehr wollen. Hr. de Grave ist ein überspannter Kopf, ohne Fähigkeit. Das Kriegsministerium, unter diesen drei Männern, war ein Echo von politischer Discordanz. Sie wusten nicht die Kriegszucht in der Armee zu erhalten, noch sich deren Achtung zu verschaffen. Die Neuerungen, welche die Umstände darin eingeführt haben, waren das Werk der Mittelmässigkeit von der einen Seite, und jener Aengstlichkeit, welche die Aufhezer kühn gemacht hat. Was diesen Roland betrift, den man mir als einen Weisen gerühmt hatte, der uns den Sully wiedergeben sollte, so habe ich in ihm weiter nichts als einen Systematiker gefunden; seine Hülle eines Quäkers verbirgt einen Ehrgeiz, der immer bereit ist, sich zu zeigen; aber die Heuchelei, die ihm zur Maske dient, macht, daß er sich Zwang anthut, daß man ihn nicht errathen soll. Dieser Roland hat eine Frau von vielem Geiste, die seinen Kabinetsgeschäften vorsteht, und sein Ministerium dirigirt. Die Königin sieht mit Abscheu alle diese neuen Gesichter; aber die Girondisten, die sich in diesem Augenblik ein groses Uibergewicht erworben haben, beherrschen die öffentliche Meinung. In dieser Deputation zeichnet sich ein Advokat, Namens Vergniaud, aus; er hat mehr wahre Beredsamkeit, als Mirabeau; er legt weniger Wichtigkeit in seine Manieren, aber er hat gediegenere und vielleicht glänzendere Gedanken. Man hat mich versichert, daß er kein schlechter Mensch ist. Aber es ist ein Hizkopf, der nach Celebrität dürstet, und der die Sucht hat, Frankreich nach dem alten Rom umschaffen zu wollen. Brissot hat auch viel in dem Kreise, worin er sich dreht, so wie ein gewisser Pfarrer Gregoire, der den Philantropen macht. Dieser Apostel der Schwarzen schreit

laut gegen die Tyrannei, aber sein Credit ist blos unter-geordnet,

Hr. von Rivarol, dessen Einsichten mir von grosem Werthe sind, und dessen Eifer nicht erkaltet, machte mir gestern einen der sonderbarsten Vorschläge, den jeder andre als ich gewiß annehmen würde. „Ich habe,„ sagte er mir, „über Ihre Lage nachgedacht; ich habe das, was für, und was wider Sie ist, abgewogen; ich glaube den Charakter der Franzosen hinlänglich zu kennen, um Sie die Thorheit des Tages auf eine Art benuzen zu machen, die Ihre Macht verdreifachen wird. Da die Jacobiner alles zerstören wollen, blos um zu regieren, so gehen Sie geradezu in diese Gesellschaft selbst, sezen Sie auf Ihren königlichen Kopf die rothe Müze, in deren Namen man befiehlt; Sie haben die Vorhand des Alters im Befehlen. Das Erstaunen, der Freudentaumel über einen so ausserordentlichen Schritt wird unfehlbar alle die frevelhaften Kniffe ihrer Feinde vereiteln; er wird Sie nationalisiren, und dem Schwarme der Führer das Maul stopfen.„ Dis ist, mein lieber Bruder, der Hauptsache nach, einer von den tausend und einen Planen, die der Eifer einiger Freunde der Monarchie mir angibt, um mit dem Ungeheuer zu kämpfen, das im Begrif ist, Frankreich zu verschlingen. Sie sehen leicht ein, daß meine Religion, meine Ehre, die Würde meiner Krone, und meine Zärtlichkeit für meine Familie, mir nicht zulassen, etwas anzunehmen, das mich zum Spektakel von Europa machen würde. Ich kann das Schiksal Karl's I haben, weil, wenn die Schranken der Gerechtigkeit durchbrochen sind, es für den, der regiert, nicht mehr Sicherheit gibt, als für den, der an seiner Statt zu regieren strebt. Wenn der Sturm das Schif zerschlägt, so bleibt dem Reisenden weiter nichts als der Muth der Resignation übrig; dis ist ohngefähr meine Lage. Adieu, mein lieber Bruder; die Gefahren, die man mich befürchten läßt, werden mich nie vergessen machen,

was ich mir als König und als Oberhaupt einer der ersten Nationen der Welt schuldig bin.

Ludwig.

Nachschrift. Ich lege Ihnen hier die Abschrift eines Briefes bei, den ich an Dumourier geschrieben habe, der mir, aus andern Gründen, ohngefähr denselben Vorschlag, wie Hr. von Rivarol, gemacht hatte.

Bemerkungen
über den vier und fünfzigsten Brief.

Den Decreten zum Troz, welche die Brüder des Königs als des Erbfolge-Rechts verlustig und als Verräther ihres Vaterlands erklärten, und troz der gegen sie erlassenen königlichen Proclamationen, fuhr Ludwig XVI fort, mit ihnen auf die vertraulichste und zärtlichste Art zu correspondiren; und dis Betragen, das in politischer Rükficht sehr tadelnswürdig ist, stellt ihn aus einem noch interessantern Gesichtspunkte dar. Dieser Brief ist eine Art von Commentar über die Bemerkungen, welche Monsieur über die Personen gemacht hatte, die die ersten Stellen in der Administration bekleidet hatten, oder damals noch bekleideten; und er enthält die eigentlichen Gesinnungen des Königs über das Verdienst seiner Minister. Sein Urtheil ist nicht sehr verschieden von dem, welches die Geschichtschreiber der Revolution schon über einige derselben gefällt haben. Man entdekt jedoch, wenn er von Roland spricht, nur allzuleicht den Haß, den er gegen die populäre Partei hegte. Roland war ein wenig Systematiker, so wie der König ihn schildert; aber sein System war das einer strengen und unerbittlichen Rechtschaffenheit. An mehr Nachgiebigkeit, und an die arglistige Schmeichelei gefälligerer Minister gewöhnt, konnte der Monarch natürlich jene Unbiegsamkeit der Grundsäze nicht lieben, welche durchaus keine Pflicht aufopfern, durchaus von der Wahrheit nichts abdingen lassen wollte. Er hatte

nicht ganz unrecht, wenn er ihm das Aussehen eines Quäkers vorwarf. Sein Aeusseres hatte zwar nichts sehr Zuvorkommendes für den Hof; aber es war keine Ziererei in seiner Simplicität, und Roland würde hundertmal lächerlicher geschienen haben, wenn er sein bescheidenes Kostume mit dem Luxus und dem Pompe eines Höflings vertauscht hätte. Die Beschuldigung der Heuchelei ist schwerer, weil sie seine Grundsäze und seine Moralität angreift. Man sieht nicht, worauf der König diese Beschuldigung gründet; und man kan kaum begreifen, welches Interesse Roland gehabt hätte, ein Heuchler zu seyn. Wäre er es wirklich gewesen, er würde seine Stelle länger behalten haben. Sein Betragen, am Ende seiner kurzen Administration, hätte ihm von Seiten des Monarchen einen andern Titel verdienen sollen. Roland war ein Mann von strenger und flekenloser Rechtschaffenheit; diese Tugend war in den Tuilerien unbekannt. „Die Königin sieht mit Abscheu alle diese neuen Gesichter.„ Da man wenigstens nicht den Anschein groser Eigenschaften läugnen konnte, so war es bequemer, wenn man sie als Heuchelei betrachtete.

Der König sezt Roland's Frau unter die Zahl der thätigen Mitglieder der Administration, und er spricht von ihr als ob sie dem Departement des Innern vorgestanden wäre. Wenn die Geschichte dieser kurzen Administration, die sie uns in ihren Denkwürdigkeiten hinterlassen hat, wahr ist, (und wir glauben nicht, daß noch irgend jemand daran gezweifelt hat), so hätte der Monarch eher die Leichtglaubigkeit seines Ministers, als dessen Heuchelei tadeln sollen; denn diese Geschichte beweist uns, daß jene berühmte Märtyrerin der Freiheit die einzige war, welche Beurtheilungskraft genug hatte, die wahren Plane und Absichten des Hofes zu durchdringen. Die ausgezeichneten Talente Vergniaud's zwangen dem Könige, troz des tiefen Hasses, den er gegen die ganze Partei desselben hegte, die glänzendsten Lobsprüche ab; denn es heißt ihn nicht wenig loben, wenn man ihn über Mirabeau gerade in dem sezt, was diesen berühmten

Redner über alle, die vor ihm waren, erhoben hatte. Allein Vergniaud hatte einen unläugbaren, und noch viel wesentlichern Vorzug vor seinem Nebenbuhler; er war nicht blos kein schlechter Mensch; sondern er war eben so rein in seinen moralischen Eigenschaften, als er gediegen und glänzend in seinen Geistesfähigkeiten war. Der Monarch lobt auch Brissot; denn so muß man das, was er von ihm sagt, nehmen, wenn er den Mann nicht tadelt, der sein Vaterland noch mehr als ein Römer liebte, und seine Anhänglichkeit für die Freiheit mit seinem Blute versiegelte. Es ist schwer sich des Lächelns zu enthalten über den verächtlichen Ton, womit er „einen gewissen Gregoire„ behandelt. Diese erkünstelte Unwissenheit erinnert uns an eine Stelle in Whitelock's Denkwürdigkeiten, wo er „von einem gewissen Johann Milton spricht, der blind wäre, und ziemlich gut Latein verstünde.„ Das ganze Leben dieses rechtschaffenen Mannes beweist indeß die Richtigkeit der Bemerkung des Königs, daß „sein Wahlspruch Menschenliebe„ war, und daß er ewig den ehrenvollen Beinamen des „Apostels der Schwarzen„ den er ihm gibt, verdienen wird.

Allein indem Ludwig XVI die Häupter der populären Partei so streng beurtheilt, findet er nicht Worte genug, um den hohen Begrif auszudrücken, den er von den Talenten, dem Eifer und den Kentnissen des Hn. von Rivarol hat, der, nach der Art zu schliessen, wie er von ihm spricht, unter allen die meisten Ansprüche auf die Gunst und Dankbarkeit seines königlichen Lobredners zu haben scheint,

Die Gegenrevolutionsplane dieses seltsamen Günstlings waren überhaupt ohne Gefahr, eben weil sie so ausschweifend waren. Der neue Vorschlag, den er dem König macht, ist von seiner besten Art; aber Ludwig XVI hatte zu viel gesunden Menschenverstand, um den Hanswurst in der rothen Müze, diesem Unterscheidungszeichen der Uiberspannten im Jakobinerclub, zu spielen; was ihn nicht nur, wie er sehr wohl einsah, in den Augen von ganz Europa herabgewürdigt,

sondern auch seinen Untergang äusserst beschleunigt haben würde.

„Dis ist,“ sagt der König mit einer Anspielung auf die wundervollen Erzählungen, die man in der Tausend und einen Nacht findet, „dis ist einer von den Tausend und einen Plänen, welche die Freunde der Monarchie mir vorschlagen, um gegen das Ungeheuer zu kämpfen, das im Begrif ist, Frankreich zu verschlingen,“ Eitle Spizfindigkeit des Hofgeistes! Die geringste Anstrengung des schlichten Menschenverstandes, das gemeinste Treue- und Glaubenhalten hätte dis Ungeheuer viel gewisser verschwinden machen, als die träumerischen und krausen Projekte dieser Freunde der Monarchie. Das Sonderbarste bei der Sache ist, daß der König selbst davon überzeugt zu seyn scheint; und doch spricht er von dem unermüdbaren Eifer, von den köstlichen Einsichten dieser sinnlosen Menschen, die ihn reissendschnell in den Abgrund stürzen, der ihn verschlingen sollte.

Auch kan man, wenn man den Styl dieses Briefes mit jenen vergleicht, die der König vorher an seine Brüder schrieb, die Bemerkung machen, daß sie unendlich besser mit einander übereinstimmten. Er wirft Monsieur nicht mehr seine Auswanderung, noch die Gefahren vor, die aus der bewafneten Versammlung der Prinzen und Edelleute an den Ufern des Rheins für ihn entstehen würden. Der Krieg war damals erklärt, und die Freunde der Monarchie im Auslande waren auf dem Marsch, um die Ordnung im Innern wieder herzustellen. Inzwischen hat der Monarch noch einige Besorgnisse! er spricht von Karl I, von Muth und Resignation, indem er, sehr richtig, die allgemeine Bemerkung hinzufügt, daß, wenn die Schranken der Gerechtigkeit einmal durchbrochen sind, es eben so wenig Sicherheit mehr gibt für den, der regiert, als für die, die nach ihm regieren wollen.

LV Brief.

An den Minister Dumourier.

24 April 1792.

Man will, daß ich mich mit dem Verbrechen in einen Vergleich einlasse; man macht mir unverschämte Vorschläge: man möchte gerne meine Seele herabwürdigen, nachdem man meine Krone herabgewürdiget hat. Man möchte, daß die Aufrührer den Ruhm hätten, ihretwegen, mich der Grösе, dem edeln Stolze, der mir ziemt, meiner Rechtschaffenheit entsagen zu sehen, um mich in ihre Glieder zu stellen, ihre rothe Müze aufzusezen, und mit den verlornen Söhnen einer wilden Demagogie, den Feinden aller Gewalt, den Soldknechten eines schändlichen uud verrätherischen Ehrgeizigen zu fraterniſiren. Nein, keine Uibereinkunft mit dem Verbrechen; mein Herz verabscheut den Betrug. Ich konnte, durch eine weise Politik geleitet, mehr nachgeben, als mein Gewissen und mein Wille mir nachzugeben erlaubten; aber ich war kein Verräther, noch Treuloser. Die wahren Freunde der Constitution werden mich immer diese National-Urkunde vertheidigen sehen, welche anzunehmen ich lange Zeit Bedenken trug, und welche mein Interesse, so wie jenes meines Sohns, mir vielleicht zur Pflicht machte, zu verwerfen. Aber ich habe mein Wort gegeben; die Zeit, die Erfahrung, die öffentliche Meinung werden zu Rath gezogen, und der königliche Wille, das Interesse des Königs von Frankreich wird immer vergessen werden. Hoffen Sie nicht, mein Herr, daß ich meine Meinung ändern, daß ich mich über oder unter die Constitution stellen werde: ich werde den Rang behalten, in den sie mich stellt. Man wird mich keine Zuflucht in der Höhle der Jakobiner, noch Beschüzer unter denjenigen suchen sehen, die ich einst bestrafen lassen würde, wenn die Ordnung wieder aufkommt, wenn die Constitution mich immer noch zum Könige der Franzosen erklärt, und wenn die Tugend endlich in dem unglüklichen Frankreich die Mehrzahl für sich haben

wird. Wenn Sie ein Versprechen gethan haben, so ziehen Sie Ihr Wort zurük; sagen Sie denen, die Ihnen hinterlistige Vorschläge gemacht haben, ja, mein Herr, hinterlistige, für mich keineswegs annehmbare Vorschläge — sagen Sie Ihnen, daß ich diese Vorschläge verabscheue. Mögen sie mich verläumden, mögen sie sich rächen; ich werde getreu seyn den rechtschaffenen Leuten, die ihre Blike auf mich richten; den Freunden der Constitution, die sich auf mich verlassen dürfen; allen Franzosen, die die Nacht des Irrthums und des Betrugs nicht ewig umhüllen wird, und deren Vater, deren bester Freund ich ewig seyn werde. Hier haben Sie, mein Herr, mein Glaubensbekenntniß und meine Antwort; Sie können dieselbe bekannt machen, ich werde sie nie verläugnen.

Ludwig.

Bemerkungen
über den fünf und fünfzigsten Brief.

Dieser Brief an Dumourier, beraubt den Hn. von Rivarol der ausschlieslichen Ehre des Vorschlags, daß der Monarch seine königliche Stirne mit der rothen Müze zieren, und mit den Jacobinern fraterniſiren sollte. Es scheint indeß, nach dem gleichzeitigen Zusammentreffen, daß dieser sinnreiche Gedanke dem Minister und dem Höfling gemeinschaftlich zugehörte; aber da der König glaubte, daß die Beweggründe, welche Dumourier hatte, einen solchen Vorschlag zu machen, nicht so rein wären, wie jene des Hn. von Rivarol, so behandelt er denselben mit all der Würde, die ihm zukam und sogar mit einer Strenge, die, in der kritiſchen Lage, worin er sich befand ' mehr Muth als Klugheit verrieth.

Ludwig XVI verwirft nicht nur, in diesem Briefe, jene unverschämten Vorschläge mit Unwillen; er ergreift sogar diese Gelegenheit, gegen die Gesellschaft, deren Mitglied zu werden man ihn bewegen wollte, mit Heftigkeit loszuziehen; er bedroht sie mit einer exemplariſchen Bestrafung, wenn erst die gute Ordnung wieder hergestellt seyn würde.

Aus der Art, wie der Monarch sich ausdrükt, erhellt augenscheinlich, daß sein Unwille ganz besonders gegen eine von den Factionen dieser Gesellschaft gerichtet war, mit welcher Dumourier in Verbindung zu stehen beargwohnt wurde, und deren Mitglieder er unter dem Namen von Soldknechten eines ehrgeizigen und schändlichen Bösewichts charakterisirt. Er wollte hiedurch den Herzog von Orleans bezeichnen; und er scheint zu wünschen, daß sein Minister, dessen geheime Kunstgriffe er kannte, seinen Verbündeten die Meinung, die er von ihnen hatte, zu wissen thun möchte. Wahrscheinlich ist es auch diese Faction, auf welche Hr. von Rivarol deutet, wenn er den König versichert, daß jene ausschweifende Maasregel, die er ihm vorschlägt, unstreitig alle Komplotte seiner Feinde vereiteln, und sogar ihn nationalisiren würde. Aus der Meinung des Hn. von Rivarol zeigt sich's, daß der Wille der Nation mit jenem des Hofes eben nicht übereinstimmte, und daß die Jacobiner von dieser Generation, sehr verschieden von ihren blutdürstigen Nachfolgern, von allen Parteien als die reinsten Freunde der Constitution und der Freiheit betrachtet wurden.

LVI Brief.

Antwort an den Minister Roland.

21 Mai 1792.

Man kan mich in Erstaunen sezen, aber man kan mir keine Furcht einflösen, und meine Seele nie durch dieses Mittel meistern. Ich weiß, daß die Partei, deren Patriotism, Macht und grosen Einfluß Sie mir rühmen, fähig ist, alles zu wagen; allein ich weiß auch, daß die ihr entgegengesezte Partei zahlreicher, und weniger überspannt ist; sie besteht aus einer Mehrzahl rechtschaffener Leute, die endlich Kühnheit zeigen, und den Muth der Tugend gebrauchen müssen. Ich weiß, daß ich unterliegen kan; daß die bösen Menschen zu allem fähig sind, daß das irregeführte Volk an ihren

Patriotism, ihre Uneigennüzigkeit glaubt; aber ich getraue mir vorherzusagen, daß der Triumph dieser Leute nicht von langer Dauer seyn wird. Wenn ich unterliege, werden sie sich in meinem Raub theilen wollen; diese Theilung wird verderbliche Entzweiungen herbeiführen: die rechtschaffenen Leute werden dann einen Augenblik frei athmen können; dann werden sie ihren Muth wiederfinden; ihre Seele ist gerecht, sie werden triumphiren; die Franzosen werden Rache erhalten: einst, vielleicht, werden sie mein Andenken einer Rechtfertigung würdigen. Nein, mein Herr, ich will die Leute nicht sehen, und nie werde ich mich mit ihnen in einen Vergleich einlassen können. Dis ist mein Entschluß; er ist unveränderlich.

Ludwig.

Bemerkungen
über den sechs und fünfzigsten Brief.

Zu der Epoche, wo Roland dem Könige diese Bemerkungen über die Stärke der Partei, mit der er in Verbindung stand, machte, war die Nation in zwei grose politische Secten getheilt, die man, in Paris, unter dem Namen von Feuillans und Jacobinern, nach dem Lokal, wo jede von ihnen ihre Sizungen hielt, kannte. Die Feuillans waren mehr oder minder Anhänger der Revolution; aber sie zeichneten sich durch eine grösere Anhänglichkeit für den Theil der Constitution aus, der sich zum Königthum, als für jenen, der sich zur Demokratie hinneigte; während die Jacobiner, die ganz den populären Grundsäzen zugethan waren, alle ihre Kräfte aufboten, um die königliche Gewalt in ihren verfassungsmäßigen Schranken zurükzuhalten.

Dis war der charakteristische Geist dieser zwei grosen Gesellschaften, oder vielmehr dieser zwei grosen Parteien, die damals Frankreich theilten; allein es gab in ihrem Schoose Factionen, die ganz verschiedene Vuen hatten. Unter den Feuillans gab es viele Leute, die nach der Rükkehr der alten

Regierung, mit allen ihren Misbräuchen, seufzten. Unter den Jacobinern wollten manche eine neue Dynastie, oder vielmehr die Uibertragung der Krone auf die Linie von Orleans; während andere gar keine Krone, oder vielmehr gar keine Regierung, von welcher Art sie auch seyn möchte, wollten. Die Faction von Orleans hatte nur wenige Anhänger; die, welche man seitdem unter dem Namen von Anarchisten bezeichnet hat, war zahlreicher, und bestand aus jenen Menschen, die, nachdem sie sich in dem Jahre, welches auf den Umsturz des Thrones folgte, der Regierung bemächtigt hatten, Frankreich mit Blutgerüsten und Verwüstung bedekten.

Die falschen Schritte und die gegenrevolutionären Maasregeln der Tuilerien, hatten dieser Faction in der Gesellschaft der Jacobiner Consistenz gegeben, weil es schwer war, die gerechten Vorwürfe, welche diese wachsame Gegner des Königthums dem Hofe machten, zu läugnen oder zu beschönigen. Allein da die Mitglieder dieser Faction, im Ganzen, mehr Kühnheit als Moralität und Einsichten hatten, so fiengen die Jakobiner, welche wünschten, daß man eben sowohl den Geist als den Buchstaben der Constitution genau befolgen möchte, an, gegen deren Meinungen auf ihrer Hut zu seyn. Diese heilsame Furcht bestimmte die Häupter der Jakobiner, daß sie sich mit den Feuillans gegen einen Feind, der, wie die Erfahrung bald nachher bewies, ihnen beiden gemeinschaftlich war, zu vereinigen suchten; aber da weder die Vuen noch die Politik der Tuilerien zum Zwek hatten, sich fest an den Geist der Constitution zu halten, so war der weise Rath des Ministers die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Der König kannte damals den Zustand der Parteien gut genug, um diesen Unterschied zu fassen; allein die Freunde des Königthums drangen zu sehr auf ihn ein, als daß er dem heilsamen Antriebe seiner eignen Beurtheilungskraft folgen konnte. Einer von seinen Ministern sagt in einem seiner Briefe: „Nie sah ich den König in seinem Staatsrathe nachge-

ben, selbst in Dingen, deren Nothwendigkeit, so wie die Vortheile, die daraus für ihn entstehen würden, er erkannte, wenn sein geheimer Rath ihm verboten hatte, daß er in nichs einwilligen sollte, ohne ihn vorher darum befragt zu haben. Oft sah ich den König, wenn er von der Wahrheit dessen, was seine Minister ihm sagten, überzeugt war, seine Verlegenheit äussern, und die Sizung aufheben, weil er nicht wuste, was er sagen sollte, und weder gegen sein Gewissen handeln, noch das Versprechen verlezen wollte, das er, ehe er in das Zimmer seines Staatsraths eintrat, gethan hatte.„

Ludwig XVI näherte sich damals der Katastrophe, die ihn vom Thron stürzte. Es scheint, daß er ein geheimes Vorgefühl von dem, was ihm begegnen sollte, hatte; und in seinem Unmuth sagt er auch das Schicksal des Ministers und seiner Partei voraus. Alle diese Prophezeihungen wurden unglüklicher Weise durch den Erfolg nur allzusehr bestätigt. Dis war der Schlag, welchem der rechtschaffene und unglükliche Roland so lebhaft zuvorzukommen wünschte, indem er dem Könige Rathschläge gab, die dieser mit so unbiegsamer und rauher Sprödigkeit verwarf.

LVII Brief.

An den Herzog von Brissac.

27 Mai 1792.

Die Meinung, die Sie mir gestern geäussert haben, gefällt mir unendlich. Man muß nachgeben, um nicht zu erbittern; man muß nachgeben, um meinen Feinden allen Vorwand zu benehmen, meine Absichten zu verläumden. Sie können die Abdankung der constitutionellen Garde, die mir bewilligt worden war, in Vollziehung bringen. Ich hoffe, daß diese Abdankung nur provisorisch seyn wird. Dieser Zustand von Mistrauen kan unmöglich von langer Dauer seyn. Man will durch dergleichen Plakereien machen, daß ich die Geduld verliere; man wird seinen Zwek nicht erreichen. Ich bin der Aufopfe-

rungen gewohnt; diese, ich gestehe es, fällt mir schwer. Diese Garde gab mir die Mittel, so vielen braven Leuten, die dadurch, daß sie meine Vertheidigung übernahmen, alles verloren haben, nüzlich zu seyn. Ich fürchte, für sie, die Dienste, die sie mir geleistet haben. Gewisse Leute verabscheuen mich so herzlich, daß sie einen erklärten Haß gegen alles haben, was mich umgibt, oder mir zugethan zu seyn scheint. Sagen Sie, mein Herr, allen diesen braven Leuten, daß sie immer in meinem Dienste seyn werden, daß ich immer ihr Vater seyn werde. Schildern Sie ihnen meinen ganzen Schmerz, und bezeugen Sie allen, die zu diesem Korps gehörten, dem ich sehr zugethan war, mein Bedauern. Sagen Sie ihnen, daß ich sie einst wieder zu vereinigen, ihren Eifer zu belohnen, und die Dienste zu bezahlen hoffe, welche getreue Unterthanen mir geleistet haben, und mir noch leisten können. Ihnen, mein Herr, danke ich nicht: Sie sind Franzose, Sie respectiren ihren König, Sie wissen Ihre Pflichten zu erfüllen. Sie lieben, Sie hochschäzen, und es Ihnen beweisen, das sind die meinigen.

Ludwig.

Bemerkungen
über den sieben und fünfzigsten Brief.

Hr. von Brissac war zuverlässig der, welcher zur Abdankung der constitutionellen Garde des Königs, die ihm so schwer fiel, das meiste beitrug. Diese Garde bestand anfänglich grosentheils aus Bürgern, welche von den Departementen abgeschikt, und durch den Hn. von Brissac und die Offiziere, die unter seinen Befehlen dienten, so mishandelt, und durch Unannehmlichkeiten aller Art so überdrüssig gemacht wurden, daß sie fast alle ihren Abschied verlangten, der ihnen bewilligt ward, um den Zwek zu erreichen, den der Kommandant sich vorgesezt hatte. Der König spricht von denen, die man gewählt hatte, um ihre Stelle zu erse-

zen, wie von braven Leuten, die, indem sie seine Vertheidigung übernahmen, alles verloren haben, und denen er dadurch nüzlich werden könnte. Allein wie geneigt auch diese braven Leute seyn mochten, dem Könige hinwiederum nüzlich zu seyn, so war doch ihre Insolenz gegen ihre Mitbürger, und vornehmlich gegen die Mitglieder der Versammlung, so gros, und ihre Existenz, als militärisches Korps, so unthunlich geworden, daß man mit Grund befürchtete, alle Parteien möchten gegen sie aufstehen, um sie gänzlich zu vernichten. Troz der Anhänglichkeit des Königs für diese auserwählte Schaar, gab er dem Decret, welches ihre Abdankung verordnete, seine Sanction; und diesem Briefe an den Hn. von Brissac folgte bald ein Befehl, der ihn als Staatsgefangenen und einer Verschwörung gegen die National-Repräsentation angeklagt, vor den hohen Gerichtshof nach Orleans schikte.

LVIII Brief.

An Monsieur.

29 Mai 1792.

Die Verwegenheit der Aufrührer hat keine Schranken mehr, mein lieber Bruder; die widersinnigsten Anträge werden mir gemacht, um der Krone zu entsagen. Wenn ich in diese vorgebliche Maasregel des öffentlichen Heils einwillige, so wird man meinen Sohn als König der Franzosen ausrufen. Ein Regentschafts-Rath wird bis zu seiner Volljährigkeit alle Angelegenheiten besorgen, und in seinem Namen unterzeichnen. Wenn ich es geschehen lasse, so wird man mir freistellen, meinen Aufenthalt zu nehmen, wo es mir gutdünken wird, sogar ausser dem Königreich. Man wird mir das Eigenthum aller meiner Patrimonialgüter lassen, mit einem Gehalt von fünf Millionen, wovon zwei, nach meinem Tode, auf die Königin zurükfallen sollen. Diese Anträge sind mir durch einen Mann gemacht worden, den ich

Ihnen noch nicht nennen kan, aber der die Seele jener Gesellschaft ist, die bis daher alles, was durch Jahrhunderte festgegründet war, untergraben hat. Namenlose Briefe kommen mir von allen Seiten zu. Man kündigt mir an, daß wir der Epoche eines Trauerspiels nahe sind, dessen Entwikelung der Sturz der Monarchie und mein Tod seyn wird, wenn ich mich nicht entschliesse, in den Privatstand zurükzutreten. Ich werde diesen frevelhaften Insinuationen kein Gehör geben; ich werde auf dem Posten sterben, auf den die Vorsehung mich gestellt hat, unerschütterlich, weil ich nie aufgehört habe, gerecht zu seyn. Ich bin gänzlich zu Allem resignirt. Gott und die Hofnung, das, mein Bruder kan mir nicht geraubt werden. Ich habe, um dem Haß der Bösen zu trozen, mein Gewissen, und die Standhaftigkeit des Unglüks.

Adieu; ich werde Ihnen übermorgen ausführlicher schreiben.

Ludwig.

Bemerkungen
über den acht und fünfzigsten Brief.

Unter der Zuchtruthe eines geheimen Raths, der zu dieser Zeit alle seine Operationen in einem den Grundsäzen der Revolution, der öffentlichen Meinung und dem Geiste der Constitution geradezu entgegengesezten Sinne leitete; gebunden durch Verpflichtungen mit auswärtigen Mächten, an die er sich gewendet hatte, um sein Vaterland der Freiheit zu berauben; ungewiß des Erfolgs, und noch mehr der Zukunft, die ihm nichts als düstre und traurige Bilder darbot, — in einer solchen Lage wie diese, worin der König sich jezt befand, durfte man sich nicht wundern, wenn irgend ein aufrichtiger Freund seines Ruhms, seiner Ruhe und seines Glükes ihm jene Vorschläge machte, über die er sich gegen seinen Bruder mit so viel Stolz beklagt, und die er mit so viel Unwillen verwirft.

Die grausame Katastrophe, die bald darauf statthatte, macht, daß wir bedauern müssen — nicht, daß er Anträge verwarf, welche ihm durchaus keine Garantie, keine Sicherheit darboten; sondern — daß er, im Innersten seines Gewissens überzeugt, von neuem gegen seine feierlichsten Erklärungen handelte; zurükschaudernd vor den Gräueln des Krieges, die er über sein Vaterland herbeizog; zerrissen durch den geheimen Vorwurf seiner Unempfindlichkeit gegen die weisen Rathschläge, die ihm den Weg der Pflicht vorzeichneten, und seiner Hingebung an die, welche seinen Untergang vorbereiteten; — daß er, in der kritischen und dornichten Lage, worin er sich befand, und deren Gefahr die gräßlichen Ereignisse, die ihm in den finstersten Farben vorschwebten, nur allzusehr bewiesen, nicht das Herz hatte, seine Ketten zu zerbrechen, die Bürde, die ihn drükte, und die so viel Bitterkeit über sein Leben ergos, wie einen Plunder von sich zu werfen, und so der schauervollen Gefahr, die ihn bedrohte, zu entgehen.

Aber so mächtig ist der Zauber der Gewalt über gemeine Seelen. Sylla, Christine von Schweden, und Karl V. kannten deren vollen Werth, und verachteten sie, ob sie ihnen gleich unter den reizendsten Formen erschien. Ludwig XVI. zerrissen, ausgeplündert, hielt noch die Fezen fest, und, dem Geizhalse im Augenblik des Schifbruchs ähnlich, gieng er unter dem Gewicht des täuschenden Schazes, der ihn niederriß, zu Grunde.

Was die Anträge betrift, die ihm gemacht wurden, so kennen wir davon weiter nichts, als was in dem Briefe des Königs enthalten ist; er benachrichtigt seinen Bruder von dem Factum; aber von dem, der ihm die Anträge gemacht hatte, sagt er blos, „er sey die Seele jener Gesellschaft, die bis daher alles, was durch Jahrhunderte festgegründet war, untergraben hätte.„ Offenbar meint der König, durch diese Umschreibung, die Gesellschaft der Jacobiner, deren Verdienst oder Unverdienst wir jezt nicht untersuchen wollen: wir

bemerken blos, daß, wer auch diese Person gewesen seyn mag, sie ihre Anträge den achtungswürdigsten Mitgliedern jener Gesellschaft mit der grösten Sorgfalt verheimlicht hat. Einer von den Ministern des Königs zu dieser Zeit, und der damals gewiß, von den Anhängern des Hofes, unter die Jakobiner gezählt wurde, hat uns versichert, daß jene Vorschläge ihnen gänzlich unbekannt gewesen: sie hatten sehr verschiedene Buen; sie gaben damals dem Könige andre Rathschläge; und hätte er sie befolgt, so würde er das Projekt seiner Abdankung überflüssig gemacht haben.

Die Partei der Gironde, welche damals den grösten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübte, und welche die Minister des Tages ernannt hatte, hatte ein der Abdankung des Königs ganz entgegengesetztes Interesse: sie wünschte lebhaft, daß sie ihn möchte vermögen können, in die Buen einzugehen, die ihr zur Befestigung der Constitution am dienlichsten schienen. Man muß demnach glauben, daß die Abdankung des Königs durch die Partei, bei welcher Dumourier herrschte, vorgeschlagen worden war. Dieser Minister wurde damals als die Seele der Faction Orleans betrachtet, welche Ludwig XVI irriger Weise für die Gesellschaft der Jacobiner nahm. Die Regentschaft sollte demjenigen Zweige des Hauses Bourbon, der die Ausübung seiner Rechte nicht verloren hatte, anvertraut werden; und da die Brüder des Königs als Verräther des Vaterlands waren erklärt worden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Regentschaft durch eines jener Ereignisse, die in Revolutionszeiten sich so oft zutragen, in ein Erbfolgerecht hätte verwandelt werden können.

LIX Brief.

An Hn. von Montmorin.

17 Jun. 1792.

Der Maire von Paris verläßt mich so eben, mein lieber Montmorin; er hat mir von Klagen im Namen der

Nationalgarden von Marseille gesprochen, welche vorgeben, daß sie durch Personen, die in meinem Dienste stehen, beschimpft worden wären. Ich habe dem Herrn Maire gesagt, daß ich Genugthuung geben würde, daß ich es jedoch nicht anders könnte, als wenn man mir die Strafbaren anzeigen würde. Diese Antwort schien Hn. Pethion nicht zu befriedigen.

Hr. de Lesserre hat mir berichtet, daß in mehreren Vorstädten für die öffentliche Ordnung beunruhigende Versammlungen wären. Gehen Sie, mein lieber Montmorin, mit Hn. de la Porte zu Rath, um dis neue Gewitter zu beschwören.

Ludwig.

Bemerkungen
über den neun und fünfzigsten Brief.

Dieser Brief an Hn. Montmorin ist so unerheblich, daß er keine Bemerkung erfordern würde, wenn er nicht mit der Ankunft der Nationalgarden von Marseille zu Paris, die sich nach den Gränzen begaben — einem Ereigniß, von welchem sich der erste entscheidende Schritt zum Umsturz des Throns datirt — in Verbindung stünde.

Der König hatte damals die drei Minister abgedankt, deren Ernennung, im Monat März, dem Misvergnügen der Nation, welches sich gegen die Minister, an deren Stelle sie getreten waren, laut zu erheben anfieng, Einhalt gethan hatte. Unbekannt mit dem ganzen Umfang der Uibel, welche diese Agenten des Hofes, durch das verderbliche Uibergewicht, das sie auf den Geist des Monarchen hatten, (und wovon wir die nähern Umstände in dem Bekenntniß ihrer Verbrechen und Schändlichkeiten, das Hr. Bertrand von Molleville unter dem Titel von Geschichte oder Annalen der Revolution herausgegeben hat, aufgezeichnet finden), über Frankreich herbeizogen, hatten die drei Minister, die

auf sie folgten, während ihrer kurzen Administration, allen ihren Kräften aufgeboten, um den Uibeln, die schon vorhanden waren, abzuhelfen, und denen, die sie zu befürchten Ursache hatten, zuvorzukommen.

Die gesezgebende Versammlung, betroffen über die Unfälle, welche die Eröfnung des Feldzuges bezeichnet hatten, und vollkommen mit den Absichten des Hofes zusammenstimmten; in der Besorgniß, daß der Feind gegen die Hauptstadt vordringen möchte, worin der Hof, wenn man der eben angeführten, wenigstens in dieser Rükficht treuen, Geschichte glauben darf, ihn zu begünstigen bemühet war, — die gesezgebende Versammlung, sagen wir, hatte auf den förmlichen Antrag des Kriegsministers Servan die Errichtung eines Lagers zwischen Paris und den Gränzen beschlossen, welches ein Depot zum Unterricht der Freiwilligen, die sich nach den Armeen begaben, und im Nothfalle ein Damm gegen die Invasion der Hauptstadt, wenn der Feind sich die Defnung dahin durchbräche, seyn sollte. Obgleich die Versammlung beschlossen hatte, daß dieses Lager nur aus zwanzigtausend Mann bestehen sollte, so befürchtete doch der Hof nicht ohne Grund, daß diese Anzahl, nach Maasgabe der Gefahr, vermehrt werden möchte, und sah dasselbe sogar, in Betracht der Stellung, die man es nehmen lies, als ein nur allzukräftiges Hinderniß gegen die Annäherung der östreichischen Heere an; der König fand daher verschiedene Vorwände, um seine Sanction zu verschieben, bis er sich, mit Dumourier's Beistand, von der beunruhigenden Alternative von Bitten und Vorwürfen befreite, indem er seine Minister abdankte. „Ich hatte bereits,„ sagt Servan, „mehrere Hindernisse zu bekämpfen gehabt; der Widerstand ward schwächer, und ich fieng an zu hoffen; aber in dem Augenblik, wo ich mir schmeichelte, meinem Vaterlande nüzlich seyn zu können, erhielt ich vom Könige den Befehl, mein Portefeuille abzugeben.„ Dumourier trat an Servan's

Stelle, als Kriegsminister, und die Sanction des Decrets ward reinweg und ein für allemal verweigert.

Servan's Schreiben, von dem wir so eben einen Theil angeführt, verbreitete Bestürzung in der gesezgebenden Versammlung: da sie von dem Geheimniß des Hofes weniger unterrichtet war, als die Minister, so konnte sie die Absichten des Königs nicht errathen. Die Constitution erlaubte ihr keinen andern Widerstand, als den Ausdruk ihrer Misbilligung, welche sie in einem Dekret oder Erklärung, die sie erließ: daß der Bürger Servan, bei seinem Abtritt, die Achtung und das Bedauern des gesezgebenden Körpers und der Nation mit sich nähme, verzeichnete.

Auf Servan's Abdankung folgte die von Roland und Claviere, an deren Stelle man Minister ernannte, deren grösstes Verdienst ihre Nullität war, und die eben deswegen weniger in dem Falle waren, sich den Projekten des Hofes zu widersezen. Nie hatte dieser einen grösern Fehler begangen. Im Augenblik, wo eine lange Erfahrung ihn mit der Verstellung vertraut gemacht hatte, entsagte er derselben, als sie ihm gerade äusserst nüzlich seyn konnte, warf die Maske von sich, und trozte der Meinung der Nation. Der Unwille war allgemein, und äusserte sich auf die kräftigste Weise. Es waren nicht mehr die in solchem Falle gewöhnliche Klagen, auch nicht mehr blos aufrührerische, obgleich abgemessene Aeusserungen: die gesezgebende Versammlung hörte an ihren Schranken alles, was den Bürgerkrieg und die unmittelbare Vernichtung aller Ordnung und aller Regierung ankündigte. Man hätte glauben sollen, daß der König, der schon mehrmals erfahren hatte, was das Volk zu thun fähig wäre, wenn es einmal die Schranken der Pflicht durchbrochen hatte, beim Anblik des drohenden Schauspiels, welches die unermeßliche Bevölkerung von Paris darbot, nicht so ruhig seyn würde. Sein Brief an Hn. von Montmorin benachrichtigt diesen Minister, „daß in mehrern Vorstädten für die öffentliche Ordnung beunruhigende

Versammlungen wären; und er fordert ihn auf, mit Hn. de la Porte zu Rath zu gehen, um dis neue Gewitter zu beschwören.“ Die populären Elemente waren damals in einer allzugrosen Gährung, als daß man sie mit so schwachen Agenten hätte zur Ruhe bringen können. Es waren Pygmäen, die Riesen aufhalten wollten.

LX Brief.

An Hn. von Montmorin.

21 Jun. 1792.

Es ist nicht Unwille, mein lieber Montmorin, was ich am gestrigen Tage empfand; es ist wahrhaft die Qual einer von Schmerz über den Wahnsinn, dem das Volk sich überließ, beklommenen Seele. Der Anblik der Menschen, die mir zu drohen wagten, hat mich nicht einen Augenblik in Furcht gesezt; was die Nachwelt nie wird glauben können, ist, daß alle diese Gräuel unter den Augen der Stellvertreter der Nation vorfielen, ohne daß sie sich die geringste Mühe gaben, die Störer der öffentlichen Ordnung zurükzuhalten und zu bestrafen. Sie wissen besser als ein anderer, mein lieber Montmorin, daß ich dem Glüke der Franzosen die Vorrechte meiner Krone, das Interesse meiner Familie, und die Gewohnheiten meiner Kindheit aufgeopfert habe: was war die Folge davon? die gröbsten Mishandlungen. Bis die Nation durch eine unglükliche Erfahrung aufgeklärt seyn wird, glaube ich für den Augenblik in meinen Projekten nichts ändern zu müssen.

Sie können die Proclamation erscheinen lassen, von der ich Ihnen, vorgestern, den Entwurf zugeschikt habe: befehlen Sie Parisot, daß er sie noch heute druken lassen soll. Wenn sie morgen früh um zehn Uhr zu mir kommen werden, will ich Ihnen viele Dinge sagen, die Details erfordern.

Gute Nacht, mein lieber Montmorin.

Ludwig.

Bemerkungen
über den sechszigsten Brief.

Immer wird es äusserst schwer seyn, sich einen bestimmten und richtigen Begrif von den Ereignissen des 20. Jun. zu machen. Indeß scheint es gewiß, daß man diese Bewegung entworfen hatte, um den König zu zwingen, die Minister, die er einige Tage zuvor verabschiedet hatte, zurükzurufen; aber es ist keineswegs wahrscheinlich, daß die Chefs dabei die Absicht hatten, daß man in das Innere des Pallastes dringen, den König und die Königin mishandeln, und sie mit Ermordung bedrohen sollte.

Wenn der Pöbel, oder die, welche ihn aufgehezt hatten, die frevelhafte Absicht gehabt hätten, einen Mord zu begehen, so würde es ihnen unendlich leicht gewesen seyn, ihn zu vollziehen, mitten unter jenen Szenen von Tumult, Unverschämtheit und Brutalität, die in dem Zimmer des Königs vorfielen, der lange Zeit, ohne eine Wache, und sogar ohne irgend jemanden von seinen Leuten um sich zu haben, ein Gefangener des Pöbels blieb. Es scheint offenbar, daß die Häupter der Opposition gegen den Hof durchaus keinen Antheil an diesen Beschimpfungen und Mishandlungen hatten, da diese, weit entfernt ihre Absichten zu begünstigen, vielmehr, wie alle Bewegungen dieser Art, nothwendig dazu beitragen musten, den, welchen verhaßt zu machen ihr groses Interesse war, für den Augenblik populärer zu machen. Man beargwohnte und beschuldigte die Agenten des Hofes, daß sie, bei dieser Gelegenheit, den Pöbel zu jenen Ausschweifungen verleitet hätten, um zu verhindern, daß man sich in Zukunft nicht ähnlicher Werkzeuge bedienen könnte, und zugleich um die Adressen des Volkes, die sehr beunruhigend und sehr gefährlich werden konnten, in Miscredit zu bringen. Indeß war dis Auskunftsmittel nicht minder gefährlich, und ohngeachtet der grosen Uibung, welche sie in diesen Arten von Ränken hatten, war viele Verwegenheit nöthig, um es zu wagen.

LXI Brief.

An Mesdames.

29 Jun. 1792.

Unsre Leiden, meine liebe Tanten, haben die höchste Stufe erreicht; der schreklichste Frevel ist verübt worden; mein Asyl ist verlezt, ich bin beschimpft, bedroht, den Streichen der Mörder blosgestellt worden. Meine Kinder, die Königin, Madame Elisabeth, haben mein Schiksal getheilt; man wird Ihnen die nähern Umstände dieses scheuslichen Tages melden, der die Franzosen, für welche die Liebe zur Ordnung das erste Gut ist, mit Unwillen erfüllen muß. Europa wird ohne Zweifel mit dem tiefsten Gefühl von Indignation diese neue meiner Person zugefügte Mishandlung vernehmen. Die Vorsehung wacht noch über mich und über meine Familie; möge der Himmel das Gewitter abwenden, das noch tobt, und den retten, der Sie liebt, der sich oft von Ihnen unterhält und der Ihnen Glük wünscht, daß Sie weit entfernt von einem Lande sind, wo das Verbrechen wacht, wo die Geseze die Strafbaren nicht erreichen können, wo die rechtmäsige Gewalt keine Stärke mehr hat, wo die Tugend ohne Achtung, und die Zügellosigkeit als Patriotism geehrt ist.

Empfangen Sie den reinsten Ausdruck meiner warmen Zuneigung.

Ludwig.

LXII Brief.

An Monsieur.

1 Jul. 1792.

Sie sind bereits, mein lieber Bruder, von den Mishandlungen benachrichtigt, die ich am 20 Jun. erlitten habe; Mishandlungen, die um so empfindlicher sind, als der Theil des Volkes, der meine Wohnung verlezt hat, von Männern geleitet wurde, die ich vormals mit meinen Wohlthaten übers

häuft hatte. Die Nationalgarde, die, in jeder Rükſicht, mich hätte vertheidigen ſollen, war an die Ruheſtörer verkauft. Ihr Anführer war allzu ſtolz darauf, mir zu trozen, als daß er hätte verſucht ſeyn ſollen, ſich ſeines Anſehens zu bedienen.

Ich habe dem Geſchrei der Bosheit die Ruhe der Unerſchütterlichkeit entgegengeſezt; dieſe kaltblütige Feſtigkeit hat, für dieſen Tag, ihre blutdürſtigen Projekte vereitelt. Die Königin und meine ganze Familie haben eine heroiſche Reſignation gezeigt; wir ſind ſeit langer Zeit gewohnt, Alles für möglich zu halten; unſer Schikſal iſt allzuwenig beneidenswerth, daß das Verbrechen vollenden ſollte, was es angefangen hat ..... Die Verſammlung hat, theilweiſe, tiefen Unwillen geäuſſert. Legendre ſagte auf der Rednerbühne der Jacobiner, das Volk habe ſeinem Mandatar die Ehre erzeigt, ihn zu beſuchen. Marat und Hebert proclamirten in ihren Blättern die nämlichen Grundſäze. Die bezahlten Schreier ſtieſſen, vor meinen Fenſtern, Drohungen aus, welche die Kühnheit der Aufrührer bewieſen. Ohne die Tröſtungen der Religion würde ich ſchon lange der höchſten Gewalt entſagt haben. Dumourier hat mir verſchiedene Plane vorgeſchlagen, um die Komplotte der Jacobiner, der Robespierres und der Dantons zu vereiteln; aber dis wird nicht ohne ein groſes Blutvergieſſen geſchehen können; tauſendmal lieber will ich das Schlachtopfer der Böſen ſeyn, als mein Leben durch den Tod eines einzigen Franzoſen befleken. Wenn ich das Laſter triumphiren, und die Kühnheit ſich als die Nebenbuhlerin der Gerechtigkeit zeigen ſehe, ſo billige ich den Entſchluß, den Karl V faßte, dem Throne zu entſagen. Ich weis nicht, mein lieber Bruder, was das Schikſal mir in der Zukunft aufbewahrt; was den jezigen Augenblik betrift, ſo kann niemand unglüklicher ſeyn, als Ihr Freund und Bruder

Ludwig.

Bemerkungen

über den ein- und zwei und sechszigsten Brief.

Der König drükt in diesen zwei Briefen, wovon der eine an seine Tanten, der andre an seinen Bruder gerichtet ist, den äussersten Unwillen aus, den die Mishandlungen, welchen er, so wie seine Familie, am 20 Jun. ausgesezt war, ihm verursachten. Nach der Art, wie der König davon spricht, scheint es, daß er das Geheimniß dieser Mishandlungen, durchdrungen zu haben glaubte, „die ihm um so empfindlicher waren, als der Theil des Volkes, der seine Wohnung verlezt hatte, von Männern geleitet wurde, die er vormals mit seinen Wohlthaten überhäuft hatte. Die Nationalgarde, die, in jeder Rüksicht, ihn hätte vertheidigen sollen, war an die Ruhestörer verkauft. Ihr Anführer war allzustolz darauf, ihm zu trozen, als daß er hätte versucht seyn sollen, sich seines Ansehens zu bedienen.„ Weder der Maire von Paris noch die Häupter der Opposition in der Versammlung, waren von dem Könige mit Wohlthaten überhäuft worden; die, welche diesen Angrif leiteten, musten demnach ganz andre Personen seyn.

Zum Unglük war der König so äusserst empfindlich, daß das aufrührerische Geschrei des Volks, welches er zuweilen hörte, ihn in die lebhafteste Unruhe sezte. Er verachtete seine Gewalt, aber er zitterte beim Gedanken an den geringsten Tadel, oder an den geringsten Vorwurf, selbst von Seiten der gemeinsten und niedrigsten Menschen. Er rügt den plumpen Scherz von Legendre, und die unanständige Wiederholung desselben in den Blättern der revolutionären Ungeheuer Hebert und Marat. Das Gebrülle der bezahlten Schreier, die beständig vor seinen Fenstern sind, macht einen so starken Eindruk auf ihn, daß blos die Tröstungen der Religion ihn verhindern können, der höchsten Gewalt zu entsagen.

Dieser Gedanke von Abdankung, gegen den er sich in einem der vorhergehenden Briefe so stark geäussert hatte, kommt

nun doch am Schluße dieses Briefes wieder zum Vorschein. „Dumourier hat ihm verschiedene Plane vorgeschlagen, um sich auf einmal die Jacobiner, die Robespierres, die Dantons vom Halse zu schaffen,„ aber der König ist gewissenhafter, als sein Minister; seine Seele empört sich immer bei dem Gedanken an Blutvergiesen. Diese menschliche und mitleidige Denkungsart äussert sich in seiner ganzen Correspondenz; und welche Schwachheiten, oder welche Fehler man auch an dem Fürsten finden mag, so kann man doch dem Menschen das Lob nicht versagen, das seinen wohlwollenden Gesinnungen gebührt.

LXIII Brief.

An Monsieur.

17 Jul. 1792.

Ich muß Ihnen, mein lieber Bruder, eine sehr skandalöse Szene beschreiben. Ich habe Ihnen von gewissen Anträgen gesagt, die mir von zwei Deputirten gemacht wurden, welche oft bei den Jacobinern zusammen votiren. Diese Leute die einander von Herzen verabscheuen, die schon gegen einander mistrauisch zu seyn scheinen, und die sich zulezt mit der grösten Erbitterung bekriegen werden, möchten mich gerne, ich weiß nicht eigentlich warum, unter ihre Fahnen stellen. Unempfindlich gegen ihre Versprechungen, ihre Drohungen, taub gegen ihre Einladungen, habe ich mich beständig geweigert, in ihre Projekte einzugehen. Sie wollten mich in Furcht sezen. Eine Deputation von der Versammlung war wegen wichtiger Gegenstände zu mir geschikt worden: es gelang ihnen, diese Deputation aus überspannten Menschen, aus schlecht organisirten Köpfen zusammenzusezen, die allem Wohlstande Hohn sprechen, sich den Königen gleich dünken, und sich vorzugsweise für freie Wesen halten, weil sie starke Lungenflügel haben, die Gabe zu schimpfen besizen, und nie das Unglük zu respectiren wissen.

Die Deputation tritt herein. Ein gewisser Gensonne führt das Wort; er spricht gut, sogar mit einiger Mässigung. Indeß ist seine Rede doch durch seltsame Wendungen, gewagte Ausdrüke, entstellt.

Ich antwortete; ich ließ das Herz statt des Verstandes sprechen; ich vergas, daß ich König wäre, und drükte mich mit Offenheit aus.

Die Königin war gegenwärtig; ein junger Mensch, ein Hizkopf, dem man die Unbesonnenheit ansah, nahm das Wort; er fuhr die Königin an: „Sie, Madame, und Ihre Rathschläge richten den König zu Grund: Sie sind mit lauter Royalisten umgeben, und Sie entfernen die Patrioten.„ Die Königin antwortete mit Würde: er zukte die Achseln. Ich wollte den Zorn dieses indiscreten Censors besänftigen; er nahm wieder mit Unverschämtheit das Wort auf, und geruhte mich zu versichern, daß ich ein braver Mann, aber durch Verräther, durch Feinde des Vaterlands in Irrthum geführt wäre. Was sollte ich antworten, um diesen Menschen zurecht zu weisen? Ich schwieg, und wandte mich an den Redner der Deputation. Ich bemerkte, daß mehrere der anwesenden Deputirten den Wahnsinn theilten, daß sie dis Muth nannten, und diesem jungen Tollkopf, der sich, wie man mir sagt, Merlin von Thionville nennt, ihren Beifall bezeugten.

Ich erzählte diese Anekdote mehrern Deputirten von der rechten Seite; sie versicherten mich, daß Tags darauf dieser junge Deputirte, in einer von den Alleen des Gartens der Feuillans, mit seiner Kühnheit geprahlt, und sich für den würdigen Nebenbuhler von Cato gehalten habe, weil er sich grob gegen eine Prinzessin betragen hatte. Und das sind die Leute, die Frankreich regieren wollen! O mein Bruder, beklagen Sie mich!

Ludwig.

Bemerkungen
über den drei und sechszigsten Brief.

Die nach den Tuilerien abgeschikte Deputation hatte wahrscheinlich zur Absicht, den König in der Wahl seiner Minister zu influenziren, da die, welche er nach der Verabschiedung Servan's und seiner Collegen ernannt hatte, nachdem sie einen Monat lang, mit Dumourier, vergebens gearbeitet und alle ihre Kräfte aufgeboten, ihre Dimission genommen hatten. Es scheint, daß zwei von den Parteien, in welche die Versammlung damals getheilt war, und welche, nach der Beschreibung des Königs, keine andern als die Girondisten und die Cordeliers, die nachher im Nationalconvent den Berg ausmachten, seyn können, ihm verschiedene Anträge gemacht hatten. Unempfindlich gegen ihre Liebkosungen, und ihre Drohungen verachtend, rühmt sich der Monarch, daß er auf gleiche Weise beiden Patrioten verweigert habe, in ihre Projekte einzugehen; und er beklagt sich, wie es sehr natürlich war, über „die schlechtorganisirten Köpfe, die sich den Königen gleich, und vorzugsweise für freie Wesen halten, weil sie starke Lungenflügel haben, und die Gabe zu schimpfen besitzen.„

Ein gewisser Gensonné führte das Wort;„ und welches auch seine Ideen über die Gleichheit der Menschen seyn mochten, so hatte er doch gewiß keinen „schlechtorganisirten Kopf.„ Der König sagt, „er spreche gut, sogar mit einiger Mässigung.„ Er billigt seine Rede im Ganzen, obgleich „seltsame Wendungen, gewagte Ausdrüke, sie entstellen.“

Noch muß er das Beleidigendste erzählen. „Die Königin war bei dieser freundschaftlichen Conferenz gegenwärtig, als ein junger unbesonnener Hizkopf das Wort nahm, und sie ausschalt.“ Dieser junge Mensch war Merlin von Thionville, von welchem der König hier keine übertriebene Beschreibung macht. Allein welchen Widerwillen er auch gegen diesen jungen Gesezgeber gefaßt haben mochte, so war doch das, was er der Königin sagte, blos das Echo der öffentlichen Meinung,

und zum Unglük für Frankreich nur allzuwahr. Nachdem Merlin die Königin auf eine Art, deren sie so wenig gewohnt war, apostrophirt hatte, „geruhete er den König zu versichern, daß er ein braver Mann, aber durch Verräther, durch Feinde des Vaterlands in Irrthum geführt wäre.“ Dis mochte wahr seyn; aber es wurde zu trozig und zu spät gesagt, um Eindruk zu machen. Der Schluß, den der König hierauf aus einer Unterredung zieht, die er nach diesem Vorfall mit Mitgliedern von der Gesellschaft der Feuillans gehabt hatte, war nicht richtig.

Nicht mit solchen Nebenbuhlern von Cato wollte die gesezgebende Versammlung Frankreich regieren; aber die Feuillans, bei denen der König sich Raths erholte, waren zu sehr auf ihr persönliches Interesse bedacht, um ihm seinen Irrthum zu benehmen, und ihm die wahre Demarcationslinie zu zeigen, die zwischen diesem jungen Menschen, und denen, welchen der Zufall bei dieser Deputation ihn beigesellt hatte, stattfand.

LXIV Brief.

An Monsieur.

27 Jul. 1792.

Mein lieber Bruder! Man nähert sich einander; man entzweit sich; man will mich verführen; man legt mir Schlingen; man macht die seltsamsten Anträge. Vergniaud hat mir eine Erklärung vorgelegt, die er offen und bieder nannte. Diese Leute, die nicht an die Offenheit und Biederkeit eines Königs glauben können, machen immer Vorschläge von der Art; ich gestehe Ihnen, daß seine Gründe mir aufgefallen sind: er hat Talent, eine seelenvolle Beredsamkeit, Leichtigkeit, viel Energie; er hat mich verführt. Er hat mich versichert, die ganze Deputation der Gironde habe denselben Geist, dieselben Absichten, aber sie müsse mit Feinheit zu Werke gehen, und temporisiren; die Partei, die ihr entgegenstünde, wäre stark, sehr stark; sie stelle sich, als ob sie die Könige verabscheute, aber sie verabscheue noch mehr die Constitution, durch welche sie von der Gewalt entfernt würde, und gegen die sie sich erklärt hätte,

da sie noch in der Wiege gewesen. Er sagte mir von ungeheuren Projekten, welche bösartige Wesen entworfen hätten; er versicherte mich, daß die Jacobiner sich nicht damit begnügten, in ihren Schriften, in ihren Clubs die Absezung zu verlangen, sondern daß sie mehrere von ihren Führern veranlaßt hätten, sie auf der Rednerbühne des gesezgebenden Körpers zu verlangen. Er rieth mir, der Gironde zu schmeicheln, und deren Vereinigung mit der rechten Seite, durch Mittel, die er mir anzeigen will, zu beschleunigen.

Von der andern Seite haben einige Agenten von der Faction, die mich bedroht, die Läuterung des gesezgebenden Körpers von mir verlangt, haben mir für das Ministerium Männer von ihrer Wahl vorgeschlagen, mich zu einer Totalreform in den constituirten Gewalten eingeladen, und mir einige Veränderungen in der Constitution vorgelegt. Wenn sie erhalten, was sie wünschen, versichern sie, daß sie sich für mich erklären werden; ihre Sache und die meinige werden triumphiren, und dann werde ich wahrhaft König seyn; die Patrioten werden mich vertheidigen, denn sie werden alsdann ihre Anhänger und ihr Werk vertheidigen.

Die Gironde gefiele mir; aber die Partei, die ihr entgegengesezt ist, erregt mir Grauen. Ich möchte wohl die rechte Seite mit der linken, die Gironde mit den Feuillans vereinigen; aber diese zwei Parteien denken nur auf sich; sie vergessen die Franzosen, ihr Vaterland, die Verbannten: ihre Anträge werden nicht angenommen werden. Wir wollen sehen, ob die Kühnheit der Aufrührer triumphiren, und ob die Sorglosigkeit der rechtlichen Leute immer die Stärke der schlechten seyn wird.

Ludwig.

Bemerkungen
über den vier und sechzigsten Brief.

Ob man gleich schon eine zahllose Menge von Bänden über die französische Revolution herausgegeben hat, so ist doch nicht ein einziger unter diesen Schriftstellern, der nicht anerkennt,

daß der Augenblik, deren Geschichte zu schreiben, noch nicht gekommen ist. Die Jahrbücher der Welt stellen nichts dar, was mit dieser erstaunenswürdigen Revolution verglichen werden könnte, nichts, was ein so hohes Interesse für die Menschheit hätte. Man muß, wenn man die Denkschriften der Zeit, selbst die von Personen liest, welche in den merkwürdigen Szenen, die sie uns beschreiben, eine Rolle gespielt haben, auf seiner Hut seyn, daß man nicht die Schuzschrift des Advocaten für die Entscheidung des Richters nimmt. Doch wird der, welcher einst diese wichtige Geschichte zu schreiben unternehmen wird, diesen Parteischriftstellern vielen Dank schuldig seyn; die Eitelkeit von einigen, und die noch strafbarern Beweggründe der andern, werden ihm nüzliche und interessante Materialien geliefert haben, die sonst immer unbekannt geblieben wären: und diese Materialien werden um so schäzbarer und glaubwürdiger seyn, wenn sie Beweise oder Facta enthalten, die der Sache, welche der Schriftsteller zu vertheidigen zur Absicht hatte, nachtheilig sind. Wenn wir die Jahrbücher der Jacobiner aufschlagen, so wafnen wir uns im voraus gegen die Leidenschaftlichkeit, den Haß und die wilden Ausbrüche einer wüthenden Politik; allein wenn die Anhänger des Hofes, oder die geheimen Diener seiner Absichten und seiner Buen, der Welt seine wahren Projekte, seine verborgensten Plane und Hilfsmittel aufdeken, wenn man sie mit seinen Komplotten, seinen Verräthereien, wie mit den wichtigsten Staatsgeheimnissen und den glorreichsten und erstaunlichsten Unternehmungen prahlen sieht, so freut man sich, in dergleichen Mysterien eingeweiht zu werden, und alle besondern Umstände dieser Verbrechen kennen zu lernen, ob man gleich nicht umhin kann, über den Misgrif des Erzählers zu lächeln, und seine Treulosigkeit zu verabscheuen.

Dis sind die Gedanken, die sich von selbst darbieten, wenn man die von uns schon mehrmals angeführten Annalen oder Geschichte der französischen Revolution von Hn. Bertrand von Mollesille liest. Als Seeminister, während einiger Mo-

nate, unter der Regierung Ludwig's XVI war er, wenn man ihm glauben darf, der Depositär, der Vertraute aller seiner Gedanken, selbst nachdem er gezwungen worden war, seine Dimission zu nehmen. Aber zu seiner Ehre muß man vermuthen, daß er, durch eine strafbare Eitelkeit verführt, mit Diensten prahlte, die er nie leistete, und mit vertrauten Eröfnungen, die ihm nie geschahen. Doch kommen in seiner Erzählung gewisse so auffallende, und mit unwidersprechlichen Beweisen, (zumal wenn man auf die, welche sie liefern, Rükſicht nimmt), so wohl belegte Partikularitäten vor, daß man an ihrer Glaubwürdigkeit unmöglich zweifeln kan. Die Partikularitäten, die wir hier meynen, sind hauptsächlich die geheime Kunstgriffe des Hofes der Tuilerien, und dessen Coalition mit den auswärtigen Mächten, bei der Eröfnung des Krieges, der zur Absicht hatte, die Freiheit in Frankreich zu vernichten. Nach Hn. Bertrand von Molleville war Er es, der zuerst dem Könige vorschlug, den Hn. Mallet du Pan abzusenden, um mit den auswärtigen Höfen die beste Art, die Ordnung in Frankreich wiederherzustellen, oder mit andern Worten, eine Gegenrevolution zu bewirken, zu verabreden. Man muß bemerken, daß, bis auf den Zeitpunkt, wo der Monarch diesen treulosen und strafbaren Rath erhielt, er in seiner Correspondenz von seiner Anhänglichkeit au die Constitution, welche die Richtschnur seines Betragens seyn solle, spricht, und daß er die beste Art, von der Aufrichtigkeit und Geradheit seiner Gesinnungen zu überzeugen, befolgt hatte, indem er patriotische Minister wählte, die, sehr verschieden von ihren Vorgängern, das, was sie zu vollziehen geschworen hatten, auch wirklich liebten.

Man kann sich leicht den Widerstand, den sie hierauf von Seiten des Königs fanden, die Unannehmlichkeiten, die sie erfuhren, ihre Verabschiedung gegen den Willen der Nation, und jene Kühnheit des Hofes, welcher nichts als dessen Thorheit glich, erklären, wenn man die Plane, die vorgeschlagen worden waren, nnd die Hofnungen einer gänzlichen Umstürzung der Revolution, die sie erregt hatten, kennt. Man sieht, daß,

von dem Augenblik an, wo diese Plane angenommen wurden, der Hof kühner und verwegener ward. Dem Hn. Mallet du Pan gelangen seine Unterhandlungen nur bis auf einen gewissen Punkt. Seine Verhaltungsbefehle beschränkten sich darauf, die französischen Prinzen und Ausgewanderten zu vermögen, daß sie ihrer Invasion nicht den Anschein eines feindlichen und offensiven Krieges geben möchten; und die auswärtigen Mächte zu bewegen, ein Manifest herauszugeben, welches zwischen den Jacobiuern, und andern Franzosen, die geneigt seyn könnten, von ihrer Verirrung zurükzukommen, einen Unterschied machen sollte.

In diesem Styl sollte das Manifest des Hn. Mallet du Pan abgefaßt seyn; es erinnert uns an das, welches Hr. Burke dem General Burgoyne an die amerikanischen Wilden in den Mund legte, als er aus Kanada aufbrach, um die gege die Tyrannei des Mutterlandes aufgestandnen englischen Colonien anzugreifen. „Auf, ihr folgsame Löwen, ihr menschliche Tiger, ihr mitleidige Wölfe, ihr sanfte und barmherzige Hyänen, vertheidiget die Sache des grosen Königs, und rächet seine Beleidigungen, aber vergieset kein Blut!„

Die französische Ausgewanderten, und ihre Hilfsmächte, der teutsche Kaiser und der König von Preussen, welche es unter ihrer Würde hielten, sich in einen Vergleich mit den Grundsäzen einzulassen, proclamirten ihre Absichten ohne alle Schonung. Sie hätten Kleinmüthigkeit, oder eine Nachgiebigkeit, die nicht mit ihrem Muthe und ihrer Gerechtigkeitsliebe übereinstimmte, zu zeigen geglaubt, wenn sie den Krieg erklärt hätten, ohne Feindseligkeiten oder Verwüstungen zu begehen, oder wenn sie einen Unterschied unter den Bürgern gemacht hätten. Sie forderten eine blinde und unbedingte Unterwerfung; aller Widerstand sollte auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden, und man sollte eine schrekliche und ewig denkwürdige Rache an der Stadt Paris nehmen, indem man sie einer militärischen Execution preisgäbe, und darin keinen Stein auf dem andern liesse.

Dis war der Inhalt jenes berüchtigten Manifests, das, nach Hn. Scheridan, ganz Frankreich in Wuth sezte, aber, wenn man Hn. Bertrand von Molleville glauben darf, eine ganz andre Wirkung hervorbrachte. „Alle Parteien spotteten über die Prahlereien des Herzogs von Braunschweig.„ Die Unterhandlung des Hn. Mallet du Pan diente daher zu nichts, als die königliche Familie in Verdacht zu sezen, daß sie geheime Verständnisse mit dem Feinde hätte; ein Verdacht, der eben so natürlich als wohl gegründet war, und der eben so natürlich Abneignng gegen diejenigen erzeugen muste, welche die Ursache und der Beweggrund dieser hohnvollen Drohungen waren, und welche von derselben glüklichem Erfolge Vortheil ziehen sollten. Mitten in dieser Gährung, und als das äussere Betragen des Hofes einen so feindlichen Anschein hatte, als die ausschweifendsten und übertriebensten Anklagen als ausgemachte Wahrheiten betrachtet wurden, machte die Partei der Gironde neuerdings den Versuch, ihm über die Gefahren, die ihm drohten, die Augen zu öfnen, und das Unglük abzuwenden, das im Begrif war mit schreklichem Gewicht auf das Vaterland herzustürzen. Vergniaud war das Haupt dieser Partei; und man sieht, welchen Gebrauch er, in der Unterredung, die er mit dem Könige hatte, von jener Stärke des Raisonnements, von jener seelenvollen Beredsamkeit, und von jener Energie, die er in so hohem Grade besaß, machte, so daß er den Monarchen fast überredet hätte, Patriot zu werden. Vergniaud schilderte ihm, wie es scheint, mit den düstern Farben der Wahrheit, die geheimen und blutdürstigen Absichten der anarchischen Faction; ihre ungerechten und kühnen Plane; jenen wüthenden Durst nach Gewalt, der aus ihnen lechzte. Von Abscheu durchdrungen beim Gedanken an diese Ungeheuer, die bald darauf seine Mörder wurden; begeistert durch die kläglichen Gemählde der zahllosen Unglüksfälle, die seine lebhafte und richtige Einbildungskraft ihm als schon existirend darstellte, und die er nachher, als sie sich von allen Seiten verwirklichten, in der Versammlung mit so vieler Beredsamkeit schilderte, sagte

er dem Monarchen mit der Ergiessung und Uiberzeugung einer gefühlvollen und starken Seele die unerhörten Uibel voraus, die alle Rechtschaffenen erdrüken, und zusammen in einen gemeinsamen Ruin hinabstürzen würden. Er rief vor ihm jene Geister der Finsterniß auf, die nur den Augenblik zu erwarten schienen, wo sie aus ihren höllischen Wohnungen hervorbrechen könnten, um ihre Wuth und ihre Raserei zu stillen, die Tugend mit ihrem giftigen Pesthauche zu überziehen, und so mit der scheuslichen Livrei des Verbrechens zu schlachten.

Einige von den Schriftstellern, die sich bereits mit der Revolution beschäftigt haben, behaupten, die Partei der Gironde sey republikanisch gewesen, und habe folglich einer königlichen Regierung nicht zugethan seyn können. Hr. Bertrand von Molleville prahlt damit, er habe ihr Projekt, Frankreich zu demonarchisiren, enthüllt. Man würde das Andenken dieser edlen Märtyrer der Freiheit beschimpfen, wenn man ihre Grundsäze zu rechtfertigen suchte. Wir haben sie alle persönlich und ganz genau gekannt, und wir glauben, daß die meisten von ihnen eine starke Vorliebe für den Republikanism hatten; aber ein solcher Hang paart sich in reinen Seelen sehr gut mit einer wahrhaften und ofnen Unterwerfung unter den bekannten Willen der Mehrzahl; und da die Mehrzahl der Nation die Constitution gemacht und angenommen hatte, so hielt sich die Partei der Gironde für verbunden, vielmehr dieselbe zu unterstüzen, als eine andere zu wagen, deren Erfolg nicht anders als ungewiß seyn konnte.

Aber, sezt man hinzu, nicht nur waren die Girondisten Republikaner, sondern sie sind es auch sogar, welche die Republik gegründet haben. Das Factum ist wahr; allein wir müssen auch fragen, welche andere Partei Männer, die ihrem Vaterlande aufrichtig zugethan waren, ergreifen konnten, nachdem sie, wie dieser Brief es völlig ausser Zweifel sezt, vergebens alle ihre Bemühungen erschöpft hatten, um die Constitution zu retten, und nachdem sie sahen, das der Hof augenscheinlich in sein Verderben rannte, und unfehlbar alle, die

sich an ihn angeschlossen hätten, mit sich reissen würde? Welch anderer Ausweg blieb ihnen übrig, als daß sie das Vaterland auf die einzige Art, die ihnen einigen Erfolg versprechen konnte, zu retten suchten? Sie erschufen die Republik, oder vielmehr, sie wünschten eine Republik zu erschaffen, welche gebildet und geleitet durch ihre Grundsäze, das gewesen wäre, was sie seyn sollte: eine weise, gerechte, tugendhafte und starke Regierung. Aber diese Schöpfung hatte mit den feindlichsten und widerstrebendsten Elementen zu kämpfen; und da die bösen Genien in diesem grosen Kampfe obsiegten, so wurde die Republik, gleich von ihrer Geburt an, wie man es bei solchen Führern erwarten muste, ein scheuslicherer Despotism, als irgend einer, dessen Andenken die neuere Geschichte uns aufbewahrt hat.

Wenn der Hof zu Grunde gieng, so konnte er sich nicht beklagen, daß er nicht bei hellem Tage zu Grunde gegangen sey. Der König kannte damals die wahre Denkungsart dieser Partei, die auf die Nation jenen grosen Einfluß hatte, welcher der Reinheit der Absichten, der Rechtschaffenheit und dem Patriotism gebührt. Was verlangte diese Partei? Eine Vereinigung mit der Partei, die offenbar dem Hofe und der Constitution zugethan war, um sie gegen eine Faction, welche beide verschlingen wollte, zu vertheidigen. Ist der König von der Existenz dieser Faction überzeugt? Er sagt seinem Bruder, daß diese Faction, welche er als die ihn bedrohende angibt, eine Totalreform in den constituirten Gewalten, einige Veränderungen in der Constitution, und die Läuterung des gesezgebenden Körpers, wahrscheinlich die Ausstossung der Gironde, die sie mit vielem Recht am meisten fürchtete, von ihm verlange. „Wenn sie erhalten, was sie wünschen," sezt der König hinzu, „so versichern sie, daß sie sich für mich erklären werden; ihre „Sache und die meinige werden triumphiren, und dann werde „ich wahrhaft König seyn." Die einzige Bedingung, welche diese Versucher, indem sie ihm alle Reiche der Erde und ihren Ruhm darbieten, von ihm fordern, ist, daß er vor ihnen niederfalle und sie anbete.

Nachdem Ludwig XVI die Anerbietungen und die Gründe beider Parteien vernommen hatte, fällt er den Ausspruch. Sein Urtheil, zu Gunsten der Gironde, beantwortet allein schon siegreich alle Verläumdungen, womit die angebliche Vertheidiger des Hofes sie überhäuft haben. „Die Gironde,„ sagt der König, „gefiele mir; aber die Partei, die ihr entgegengesezt ist, erreget mir Grauen. Ich möchte wohl die rechte Seite mit der linken, die Gironde mit den Feuillans vereinigen; aber diese zwei Parteien denken nur auf sich; sie vergessen die Franzosen, ihr Vaterland, die Verbannten. Ihre Anträge werden nicht angenommen werden.„ Wenn unter den Franzosen und ihrem Vaterlande, Ludwig XVI Frankreich und seine Einwohner verstand, so braucht es keiner so alltäglichen Bemerkung; wenn er aber, wie der übrige Theil der Phrase es zu erkennen gibt, diejenigen Franzosen und dasjenige Vaterland, das jenseits der Gränzen war, verstand, so ist es sehr gewiß, daß weder die Feuillans noch die Girondisten viele Neigung zeigten, sie zu begünstigen, und kein Theil von ihnen würde Anträgen, die von ihrer Seite gekommen wären, Gehör gegeben haben.

Wenn man bedenkt, daß diese wichtige Conferenz nur vierzehn Tage vor dem Ereigniß statt hatte, welches Ludwig XVI vom Throne stürzte; daß eine Coalition zwischen zwey Parteien, wovon die eine dem Könige, die andre der Constitution zugethan war, das Schicksal dieses Fürsten wenigstens verschoben, und das Vaterland vor jener scheuslichen Anarchie, die es zerriß, bewahrt haben würde; daß diese Coalition die Verwegenheit jener Faction, welche ihre Macht auf den Trümmern der Monarchie zu erheben suchte, in Schranken gehalten, und jene Horde von Verschwörern, welche den Despotism auf den Ruinen der Freiheit begründen wollten, zerstreut haben würde; daß diese Coalition endlich, indem sie dem König richtigere Begriffe von seinem Interesse, seiner Ehre und seinem Ruhme eingeflößt, den Rückzug der Armeen der fremden Mächte, die unter dem Vorwand ihn zu vertheidigen, an den Gränzen versammelt waren, veranlaßt, und auf solche Art Millionen von Menschen das Leben gerettet haben würde, — wenn man bes

denkt, daß dis das Resultat der Rathschläge, die Vergniaud gab, und der Plane, die er vorschlug, gewesen seyn würde: muß man da nicht innigst bedauern, daß sie verworfen wurden? Aber es war Vergniaud's Schiksal, daß er die Cassandra der Revolution seyn sollte. Seine prophetische Beredsamkeit erregte die Bewunderung des Königs und der Nation; aber beide vernachlässigten seine heilsamen Warnungen. Der Hof, auf falsche Hofnungen sich stüzend, kam als Schlachtopfer der unglüklichen Täuschungen um, worein er sich wiegte; und Vergniaud kam bald hernach selbst auch um, indem er die Faction bekämpfte, deren Verbrechen, die sein Vaterland zerfleischen sollten, und vor welchen er dasselbe vergebens zu sichern bemühet war, er voraus gesagt hatte.

LXV Brief.

An Hn. von Montmorin.

Paris, 1. August 1792.

Sie wollen mich trösten, meinen Muth wieder aufrichten, und mir eine sanfte Hofnung zeigen .... Nein, unmöglich kann ich an eine glükliche Zukunft glauben. Ich hatte alles gethan, um sie zu hoffen. Meine Feinde hatten die Kühnheit des Verbrechens für sich, es ist ihnen bis jezt gelungen. Sie haben nur noch einen Versuch zu machen; er wird ihnen gelingen .... Meine Lage ist um so grausamer, da ich von allen denen, die sich meine Freunde nennen, die mir zugethan seyn sollten, und die ich zu öffentlichen Aemtern berufen habe, verrathen bin; täglich sprechen sie mir von ihrer Anhänglichkeit, schwören mir, daß sie bereit sind, sich für mich aufzuopfern; der Augenblik kommt, und ich finde sie eiskalt für meinen Dienst, oder sie stellen sich auf die Seite meiner Feinde.

Sie sagen mir von einigen Versammlungen von Royalisten, von einigen Freunden, die mir ihr Vermögen und ihre Arme anbieten; mir kommt es nicht mehr zu, Aufopferungen zu fordern. Ein unglüklicher König befürchtet den Untergang seiner

Freunde zu verursachen. Danken Sie für mich diesen getreuen Unterthanen; aber sehen Sie meine Feinde: die, welche durch das Interesse oder durch Versprechungen gewonnen werden können. Handeln Sie, wenn es noch Zeit dazu ist; ich überlasse mich Ihnen gänzlich.

Ludwig.

Bemerkungen
über den fünf und sechzigsten Brief.

Man kann diese ganze Correspondenz wie die geheime Geschichte der Leiden und der Bekümmernisse Ludwig's XVI betrachten. Da ist fast kein einziger Brief, der uns ihn nicht durch den Druk irgend eines neuen Unglüks niedergebeugt, oder zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten grausam hin und hergerissen darstellt. Wir nähern uns nun schnell der schrekklichen Entwiklung dieses blutigen Trauerspiels; schwerlich kann man sich einen rührendern Gegenstand denken, und das grose Interesse, das er einflöst, steigt je länger je mehr,, mit jedem weitern Schritte zu der Katastrophe, die es vollenden soll.

Bisher sahen wir, in diesen Briefen, auf einander folgende Gemählde von Zweifel, von Muthlosigkeit, von Furcht und Bestürzung; wir fangen nun an, darin Bilder von Trostlosigkeit und Verzweiflung zu finden. Der Minister, der am aufrichtigsten am Schiksale des unglüklichen Monarchen festzuhalten scheint, bemüht sich, ihm Tröstungen zu geben, die er nicht theilt, und ihm einen Muth einflösen, der ihm selbst fehlt. Hr. von Montmorin hatte, wie Ludwig XVI, ein trauriges Vorgefühl seines tragischen Endes. „Der König ist verloren, mein Freund,„ sagte er zu einem seiner Collegen, „und wir werden alle mit ihm umkommen; Sie spotreten meiner, als ich, vor ohngefähr sechs Monaten, Ihnen sagte, daß wir der Republik entgegengiengen: Sie werden sehen, daß ich mich nicht betrogen habe; ich sage nicht, daß der Uibergang von langer Dauer seyn wird, ich glaube das nicht; dis wird viel vom

Schikſale des Königs abhängen. Wenn er durch Meuchelmord umkommt, ſo wird die Republik ſich nicht lange erhalten; wenn er gerichtet, und in Gefolge deſſen verurtheilt wird, ſo wird es lange Zeit keine monarchiſche Regierung geben, gewiß werde ich ſie nicht ſehen.„ Hr. von Montmorin überlebte ſeine Weiſſagung nur einen Monat. Er kam im Gemezel an den erſten Septembertagen um.

Vermuthlich hatte dieſe Unterredung aus Anlaß des Projekts ſtatt, das man entworfen hatte, den König heimlich aus Paris hinweg, und nach der Normandie zu bringen; welches Projekt man jedoch wieder aufgab, zu Folge der von der Königin gemachten Bemerkung, daß dieſe Flucht ihn in die Hände der Conſtitutionnels überliefern würde, oder vielmehr zu Folge der Hofnung, ja ſogar der Gewißheit, in der ſie ſtand, daß die Preuſſen, welche keinen Widerſtand, oder doch nur unzulängliche Hinderniſſe fanden, bald ihren triumphirenden Einzug in Paris halten würden. Der König überließ ſich keiner ſo trügeriſchen Hofnung; vielmehr erblikt er die Gefahr, die ihm droht, in ihrem ganzen Umfange; er ſieht alle ihre Folgen ein, ſeine Seele iſt ganz davon durchdrungen; aber was ihn am meiſten ſchmerzt, was ihm das Herz durchbohrt, daß ſind nicht die Kunſtgriffe ſeiner Feinde, ſondern die Klugheit „derer, die ſich ſeine Freunde nannten.„ Er hat, aber zum Unglük zu ſpät, entdekt, daß die, welche dieſen Titel führten, die, welche die Dankbarkeit hätte an ſein Schikſal feſſeln ſollen, die, welche er in der Zeit ſeines Glükes „zu öffentlichen Aemtern berufen hatte, welche ihm täglich von ihrer Anhänglichkeit ſprachen, welche ſchwuren, daß ſie bereit wären ſich für ihn aufzuopfern,“ ihn in ſeinem Unglük, da er ihres Beiſtands, ihrer Unterſtüzung am meiſten bedurfte, verriethen, im Stich lieſſen. Alle jene ſchöne Geſinnungen, alle jene lebhafte Ausdrüke von Treue und Ergebenheit, die man, als das Glük ihm lachte, verſchwenderiſch ihm darbot, zeigen ſich jezt, wo das Unglük ihn niederdrükt, als Lügen; „der Augenblik kommt, und er findet ſie alle eiskalt für ſeinen Dienſt, oder ſie ſtellen ſich auf die Seite ſeiner Feinde.„

Verlassen von diesen feigen und treulosen Freunden, wendet sich der Monarch jezt an eben diese Feinde; bei ihnen will er Unterstüzung suchen. Allerdings machten sie einen furchtbaren Phalanx aus; es war eine ganze verrathene und mishandelte Nation, die in Aufstand gegen ihn war. Gerade in diesem Augenblik begaben sich alle constituirte Gewalten haufenweise vor die Schranken der gesezgebenden Versammlung, um seine Absezung zu verlangen; und die Demarcationslinie war zwischen dem Hofe und dem Volke, wie zwischen zwei feindlichen Mächten gezogen, die im Begrif standen, einander wechselseitig anzugreifen. Selbst jezt war es noch nicht zu spät. Hätte der König, entledigt von jenen Freunden, deren Verdienst er damals zu würdigen schien, sich noch einmal der Grosmuth der Nation überlassen; hätte er die Aufrichtigkeit seines Entschlusses dadurch bewiesen, daß er die Königin für den Augenblik entfernte, und so dem Hofe alle Hofnung auf Hilfe von Coblenz her benahm; hätte er Vergniaud's Rath befolgt, die Minister zurükzurufen, welche die Constitution, die sie zu vertheidigen geschworen hatten, liebten, — er würde, in einem solchen Betragen, sicherere und ehrenvollere Mittel, diejenigen, die er seine Feinde nennt, für sich zu gewinnen, gefunden haben, als in der Bestechung, welche sein Minister ihm anräth: und anstatt die Monarchie vor seinen Augen untergehen zu sehen, hätte er sich noch einmal als den Wiederhersteller der französischen Freiheit und als den Vater des Vaterlands ausrufen hören.

LXVI Brief.

An Hn. Vergniaud.

11. Aug. 1792, um 10 Uhr Morgens.

Herr Präsident! In dem Tumult einer so stürmischen Sizung, die für meine Empfindsamkeit so peinlich, und für die Würde der National-Repräsentation so beschimpfend ist, glaube ich, daß der gesezgebende Körper sich mit den Mitteln, die

Volksgährung zu stillen, beschäftigen wird. Ich verlange nicht Gerechtigkeit für den grosen Frevel, der mich gezwungen hat, mit meiner Familie, mich zutrauensvoll unter die Aegide der Abgeordneten des Volks zu stillen; es wären zu viele Frevler zu bestrafen, als daß man die Verkehrten durch ein groses Beispiel in Furcht zu sezen denken könnte. Das Uebel, was geschehen ist, werde vergessen; der Friede steige wieder aus der Asche des Pallastes meiner Väter hervor; noch immer werde ich nicht glauben, daß das Opfer dem tiefen Schmerz gleichkomme, den ich über die Verlezung der Gesetze und über den Umsturz der öffentlichen Ordnung empfinde.

Die Geschäfte der Versammlung erfordern es, daß man mir einen Zufluchtsort wähle, wo ich die Sicherheit meiner Familie finden, und selbst auch eines Gutes geniesen könne, welches alle Franzosen ohne Ausnahme von Ihrer Fürsorge erwarten.

Ludwig.

Bemerkungen
über den sechs und sechzigsten Brief.

Die lezte Stunde der Monarchie hatte geschlagen; der unglükliche Ludwig XVI war als Gefangener im Saale der Versammlung, seiner persönlichen Sicherheit wegen gezwungen, den Kelch der Demüthigung bis auf die Hefe auszutrinken. Da er mit seiner Familie in eine vergitterte Bühne eingeschlossen war, die nahe beim Lehnsessel des Präsidenten, und den Schranken gegenüber lag, so muste er jeden Augenblik das herzdurchbohrende Gebrülle der Petitionärs hören, die unaufhörlich auf einander folgten: und was ihn am meisten niederdrücken muste, war ohne Zweifel die Erscheinung des Gemeinderaths von Paris, der, um diese Szene von Demüthigung und Schmerz noch ganz vollständig zu machen, mit den beschimpfendsten Ausdrüken das Gesez verlangte, welches ihm den schreklichsten Stoß versezen sollte, indem es ihn des Thrones verlustig erklärte. Die Commission, welcher die Versammlung ausserordentliche

Vollmachten ertheilt hatte, beschäftigte sich mit der Abfassung dieses Gesezes; und der unglükliche Ludwig sah eben den Vergniaud, der wenige Tage zuvor ihm diese Ereignisse vorausgesagt hatte, der mit so vieler Beredsamkeit in ihn gedrungen war, daß er sie abwenden möchte, auf die Rednerbühne steigen, um dieses Gesez vorzuschlagen, welches ohne weitere Verhandlung einstimmig angenommen ward, und welches die königliche Gewalt für suspendirt erklärte und, um über Ludwigs Schiksal zu entscheiden, einen Nationalconvent zusammen berief.

Ludwig bemerkte jedoch noch nicht, oder gab sich wenigstens das Ansehen, als bemerkte er noch nicht die ganze Tiefe des Abgrunds, in den er sich gestürzt hatte. Er schrieb, den andern Morgen, aus dem augenbliklichen Gefängniß, in welchem er verwahrt wurde, an Vergniaud, und beklagte sich mit Würde und mit dem Gefühl der Autorität, die er so unkluger Weise seinen Händen hatte entfallen lassen. „Er verlangt nicht Gerechtigkeit für den grosen Frevel, der ihn gezwungen hat, mit seiner Familie, sich zutrauensvoll unter die Aegide der Abgeordneten des Volks zu stellen; er glaubt jedoch, daß der gesezgebende Körper sich mit den Mitteln, die Volksgährung zu stillen, beschäftigen wird; er willigt ein, daß das Uebel, was geschehen ist, vergessen werde, und, mit pathetischer Beredsamkeit, drükt er den Wunsch aus, daß der Friede wieder aus der Asche des Pallastes seiner Väter hervorsteigen möge.„

Obgleich dieser Brief, den der Monarch an den Präsidenten der Versammlung richtete, nicht im Tone der Gewalt geschrieben ist, so schien er doch eine Appellation von der am vorigen Tage gefaßten Entscheidung zu seyn. Vergniaud handelte so klug als menschlich, daß er ihn der Versammlung nicht mittheilte; denn ohngeachtet er Ausdrüke enthält, die Nachsicht verdienen, so war die Gährung doch so gros, daß diese Ausdrüke unfehlbar noch heftigere Vorwürfe erregt haben würden.

LXVII Brief.

An die Herzogin von Grammont.

Im Schoose der Nationalversammlung, den 11. August.

Wir nehmen, Madame, Ihre edelmüthigen Anerbietungen an. Das Schauervolle unsrer Lage läßt uns deren vollen Werth erkennen. Wir werden nie vermögend seyn, so viel Treue anders als durch die Dauer unsrer zärtlichsten Gesinnungen zu erwiedern.

Ludwig.

LXVIII Brief.

An Monsieur.

Im Schoose der Nationalversammlung, 11. Aug. 1792.

Feuer und Schwert haben abwechselnd den abscheulichen gestrigen Tag bezeichnet, mein lieber Bruder; gezwungen, meinen Pallast mit meiner Familie zu verlassen, einen Zufluchtsort mitten unter meinen grausamsten Feinden zu suchen, schildre ich Ihnen, unter den Augen derselben, vielleicht zum leztenmal, meine entsezliche Lage. Franz I schrieb in einem gefahrvollen Umstande: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht;„ was mich betrift, so habe ich keine weitere Hofnung mehr, als in die Gerechtigkeit Gottes, in die Reinheit der wohlthätigen Gesinnungen, die ich für die Franzosen zu hegen nie aufgehört habe. Wenn ich unterliege, wie alles mich glauben macht, so vergessen Sie nicht Heinrich IV während der Belagerung von Paris, und Ludwig XII bei seiner Thronbesteigung, nachzuahmen.

Adieu, mein Herz ist zu sehr gepreßt; alles was ich sehe, alles was ich höre, ist dazu gemacht, um mich niederzuschlagen. Ich weiß nicht, wann und wie ich Ihnen fernerhin werde schreiben können.

LXIX Brief.

An Monsieur.

Paris, den 22. August 1792, um 7 Uhr Morgens.

Mein Bruder, ich bin nicht mehr König: das öffentliche Geschrei wird Ihnen die grausamste Katastrophe bekannt machen;..., ich bin der unglüklichste aller Gatten und Väter! ..., ich bin ein Schlachtopfer meiner Güte, der Furcht, der Hofnung: es ist ein unbegreifliches Geheimniß der Bosheit! man hat mir alles geraubt; man hat meine getreuen Unterthanen ermordet; man hat mich mit List weit von meinem Pallaste weggelokt, und man klagt mich an! Ich bin ein Gefangener; man schleppt mich in den Kerker; die Königin, meine Kinder, Madame Elisabeth theilen mein trauriges Schikfal. Ich kan nicht mehr daran zweifeln! ich bin ein verhaßter Gegenstand in den Augen der gegen mich eingenommenen Franzosen..... Das ist der grausamste Schlag, den ich erdulden muß. Mein Bruder, bald werde ich nicht mehr seyn; rächen Sie mein Andenkrn, indem Sie bekannt machen, wie sehr ich dis undankbare Volk liebte. Erinnern Sie es einst an sein Unrecht, und sagen Sie ihm, daß ich ihm verziehen habe. Adieu, mein Bruder, zum leztenmal. *

Ludwig.

* Dieser Brief ward in einem Billet gefunden, das an Hn von — adressirt war, der am 10. August im Schlosse verwundet wurde. Dieser Umstand war Ludwig XVI unbekannt: er gab dieses Billet, in einem Stük Brod, dem Hn. von L—, einem von denen, die ihn nach dem 10. August nicht verlassen wollten. Er ließ, indem er ihm dis Papier anvertraute, einige Thränen fallen. „Es ist ein einziges Lebewohl,„ sagte er, „das ich meinem Bruder gebe: Sie, mein Herr, werden mir einen ausnehmenden Dienst erweisen, wenn sie dis Billet an seine Adresse überliefern.“ Der Person, welche diesen Auftrag erhielt, gelang es nicht, ihn zu vollziehen. Das Billet ward an der Gränze aufgefangen. Der Gemeinderath nahm es weg, und ließ es im Archiv niederlegen, aus dem es den 9. Thermidor, durch Hn. E—d, herausgenommen ward. (Anmerkung der französischen Herausgeber.)

Bemerkungen
über den acht- und neun und sechszigsten Brief.

Diese Briefe, in welchen der unglükliche Monarch das Entsezliche seiner Lage mit dem Pinsel der Verzweiflung und den düstern Farben der Wahrheit mahlt, endigen die Correspondenz mit seinen Brüdern auf die kläglichste Art. Jenseits der Gränzen beschäftigt, ihre drohenden Heere zu bilden, und den Zwischenraum, der sie von Paris trennte, mit dem zuversichtlichen Blike der Verachtung messend, vermutheten sie wohl nicht, daß man den Streich ausgeführt hätte, der alle ihre Hofnungen vernichtete, noch daß der König, den sie in ein noch gröseres Ansehen, als er zuvor gehabt, wieder herzustellen, und dessen Triumph zu theilen sie mit Gewißheit hofften, gezwungen worden wäre, einen Zufluchtsort mitten unter seinen grausamsten Feinden zu suchen. Alle die klägliche Weissagungen, die seinen vorhergehenden Briefen ein so düstres Aussehen gegeben hatten, waren nun erfüllt. In jenem, den er nach seiner Zurükkunft von Varennes geschrieben hatte, beklagt er sich, „daß er ein Gefangener in seinem Pallaste sey, und nicht einmal das Recht habe, sich zu beklagen.„ Und zwei Monate vor dem 10 August sagte er seinem Bruder, „von allen Seiten her kündige man ihm an, daß die Epoche eines blutigen Trauerspiels nicht mehr entfernt sey, und daß der Umsturz der Monarchie und sein Tod die Entwikelung davon seyn würden.„ Die mehrmalige Wiederholung dieser traurigen Vorhersagungen beweist, daß er diese Ereignisse für unvermeidlich hielt; und doch sieht man ihn das verderbliche System, das ihn zu dieser schreklichen Katastrophe hinführen muste, troz der Warnungen, die er von allen Seiten erhielt, und der innigen Uiberzeugung, die er von ihrer Aufrichtigkeit hatte, befolgen.

Unglüklicher Weise wird die Täuschung selten durch die Gewißheit des Uibels zerstört. Der König schmeichelte sich mit widersprechenden Hofnungen; und da er von einem sol-

chen Charakter war, daß er ohne vielen Widerstand der Meinung derer, in die er Vertrauen sezte, zumal wenn es Personen von seiner Familie waren, nachgab, so hatte er sein Urtheil den Leidenschaften derer, die ihn umgaben, aufgeopfert.

Der König beklagt sich in diesen Briefen, „daß er das Schlachtopfer seiner Güte, der Furcht, der Hofnung sey; daß dis ein unbegreifliches Geheimniß der Bosheit sey; daß man ihn durch List weit von seinem Pallaste weggelokt habe.“ Er scheint sogar zum erstenmal entdekt zu haben, „daß er ein verhaßter Gegenstand in den Augen der gegen ihn eingenommenen Franzosen sey, welches für ihn der grausamste Schlag ist, den er erdulden muß.„ Diese Bemerkungen weken eine Menge von Betrachtungen, die sich denen, welche diese Briefe mit den bereits bekannt gemachten Urkunden über die wichtigen Ereignisse dieses denkwürdigen Tages vergleichen, von selbst darbieten.

„Mein Bruder„ sagte Ludwig ferner, „ich bin nicht mehr König! . . . . . Ich bin der unglüklichste aller Gatten und Väter! . . . . . Der unglüklichste aller Gatten und Väter! . . . . . Unglüklicher Monarch! mitten im Verluste seiner Macht, alles dessen, was die Welt Grösse nennt, drängen sich die Gegenstände seiner Zärtlichkeit noch inniger an sein Herz, verschlingen sich noch stärker mit seinen Neigungen, und machen seine Bekümmerniß, seine innern Qualen noch zereissender und schrecklicher! — Herabgesunken von seinem hohen Range, von den herbsten Pfeilen eines tausendartigen Unglüks durchbohrt, trift der Dolch des Schmerzes ihn am empfindlichsten Orte, und dringt bis in's Innerste seiner Seele

So oft man Gelegenheit hat, diesen unglüklichen Fürsten nach seinem Privatcharakter zu betrachten, wird man durch ein Gefühl von Sympathie ergriffen, das zu seinen Gunsten spricht, und man bedauert lebhaft, daß ein Mann, der für alle Neigungen, welche die Menschheit ehren, empfänglich war, das Schlachtopfer eben dieser Neigungen wurde, die in jedem andern Falle Tugenden gewesen seyn würden, aber in

der Lage, worin er sich befand, dieselbe Wirkung, wie Verbrechen, hatten. Seine unbegränzte Anhänglichkeit für die Königin riß ihn in die verderblichsten Irrthümer, und dadurch in einen Abgrund von Ungemach hin: dis Gefühl verdammte ihn, durch seine verführerische Gewalt, alle Qual der innern Vorwürfe zu erdulden, fast ohne daß er das Bewußtseyn des Verbrechens hatte, weil er in der That von der ganzen Stärke und Wichtigkeit der Pflichten, die er vernachlässigte, und von der Heiligkeit der Verbindlichkeiten, die er verlezte, durchdrungen gewesen zu seyn scheint. Er liebte sein Volk, das er verrieth; und er tadelte die Projekte seiner Feinde, mit welchen er doch sein Schicksal zusammenknüpfte. Verblendeter und unglüklicher Fürst! troz des Entsezens, das der bloße Gedanke, Blut zu vergiesen, ihm verursachte, trägt er doch kein Bedenken, die verbündeten Mächte Europa's dringend aufzufordern, daß sie sich gegen sein Land, gegen die, welche er als seine Kinder ansah, bewafnen möchten. Er ist die Ursache, daß Millionen Menschen aufgeopfert werden, um dis Volk und dis Land zu vertheidigen; und ohngeachtet er einen richtigen Begrif von dem Werthe der Gewalt und Gröse gehabt, und den höhern Werth der Liebe und Zuneigung gefühlt zu haben scheint, will er sich doch lieber von dem Thron auf das Schaffot schleppen lassen, als einer willkührlichen Gewalt entsagen, und den verdienten Titel eines Vaters seines Volks empfangen.

LXX Brief.

Schreiben des Hn. von Malesherbes an den Präsidenten des Nationalconvents, zur Zeit des Prozesses Ludwig's XVI.

Mir ist es unbekannt, Bürger Präsident, ob der Nationalconvent Ludwig XVI einen Sachwalter zu seiner Vertheidigung gestatten, und ob er ihm die Wahl desselben überlassen wird. In diesem Falle wünsche ich, daß es zur Wissenschaft

Ludwigs XVI gelangen möge, daß, wenn er mich zu diesem Berufe wählt, ich bereit bin, mich ihm zu widmen. Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie den Convent von meinem Anerbieten benachrichtigen; denn ich bin weit entfernt, mich für eine Person zu halten, die wichtig genug wäre, daß er sich mit mir beschäftigte; allein ich bin zweimal in das Conseil dessen berufen worden, der zu der Zeit, wo jedermann sich um diese Stelle bewarb, mein Gebieter war; jezt, wo dis eine Stelle ist, welche viele Leute gefährlich finden, bin ich ihm den nemlichen Dienst schuldig. Wenn ich ein mögliches Mittel wüste, ihm meine Gesinnungen bekannt zu machen, so würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden; ich glaube, daß Sie in der Stelle, die Sie bekleiden, mehr Mittel, als sonst irgend jemand haben, ihm diesen Brief mitzutheilen.

Lamoignon Malesherbes.

LXXI Brief.

Aus dem Tempel.

Ich habe keine Worte, mein lieber Malesherbes, um Ihnen meine Rührung über Ihre erhabene Hingebung auszudrüken. Sie sind meinen Wünschen entgegengekommen: Ihre achtzigjährige Hand hat sich nach mir ausgestrekt, um mich vom Schaffot wegzustossen; und hätte ich noch meinen Thron, ich müste ihn mit Ihnen theilen, um mich der Hälfte, die mir übrig bliebe, würdig zu machen. Aber ich habe nichts als Fesseln, die Sie leichter machen, indem Sie selbige aufheben; ich verweise Sie an den Himmel und an Ihr eigenes Herz, diese mögen Ihnen lohnen.

Ich täusche mich nicht in Betref meines Schiksals; die Undankbaren, die mich entthront haben, werden nicht mitten in ihrer Laufbahn stehen bleiben; sie müsten allzusehr erröthen, wenn sie ihre Schlachtopfer unaufhörlich vor ihren Augen sähen. Ich werde das Schiksal Karl's I erdulden, und mein

Blut wird flieſſen, um mich dafür zu ſtrafen, daß ich nie welches vergos.

Aber ſollte es nicht möglich ſeyn, meine lezten Augenblike zu veredeln? Die National-Verſammlung umfaßt in ihrem Schooſe die Verwüſter meiner Monarchie, meine Ankläger, meine Richter, und aller Wahrſcheinlichkeit nach meine Henker! Solche Leute kan man nicht aufklären, nicht gerecht machen, noch weniger ſie rühren: wäre es nicht beſſer, wenn man irgend einen Nerv in meine Vertheidigung brächte, deren Schwäche mich nicht retten wird? Ich denke, man ſollte ſich nicht an den Convent, ſondern an ganz Frankreich wenden, welches meine Richter richten, und mir in dem Herzen meiner Völker eine Stelle wiedergeben würde, die ich nie zu verlieren verdiente. Dann würde meine Rolle ſich darauf beſchränken, die Competenz des Tribunals, vor welchem die Gewalt mich zu erſcheinen zwänge, nicht anzuerkennen. Ich würde ein Stillſchweigen voll Würde beobachten, und die Menſchen, die mich verurtheilen würden, und die ſich meine Richter nennen, würden weiter nichts als meine Mörder ſeyn.

Uibrigens ſind Sie, mein lieber Malesherbes, ſo wie Tronchet, der Ihre Hingebung theilt, aufgeklärter als ich: erwägen Sie, in Ihrer Weisheit, meine Gründe und die Ihrigen; ich unterſchreibe blindlings alles, was Sie thun werden; ſichern Sie dis Leben, ſo werde ich es erhalten, um Sie Ihrer Wohlthat zu erinnern; nimmt man uns daſſelbe, ſo werden wir uns, und mit noch mehr Wonne, in den Wohnungen der Unſterblichkeit wiederſehen.

Ludwig.

Bemerkungen

über den ſiebzigſten und ein und ſiebzigſten Brief.

Der König beklagte ſich, in dem lezten Briefe, den er am 1 Auguſt des verfloſſenen Jahres an Hn. von Montmorin ſchrieb, daß die, welche er mit Güte überhäuft hatte,

welche sich seine Freunde nannten, welche ihn nie zu verlassen geschworen hatten, ihm gerade in dem Augenblik, wo er ihrer Hilfe am meisten bedurfte, untreu geworden, und sogar zu seinen Feinden übergegangen waren. Dis ist die wahre Geschichte des Lebens; das Unglük, dieser Probierstein der Tugend, ist der Stein des Anstosses für gemeine und selbstsüchtige Seelen. Diese treulose Verlassung war die natürliche Folge eines Handlungsprinzips, welches der König hätte kennen sollen. Dergleichen Freunde schwören blos der Macht zu schmeicheln, wer auch der Regierende seyn mag; dis ist ihr Glaubensbekenntniß; sie fühlen keine ritterliche Sympathie für die Leiden; sie knüpfen kein Band mit dem Unglük; sie haben einen natürlichen Widerwillen, einen heilsamen Abscheu vor allem, was den geringsten Anschein von Gefahr hat.

Wie viel süsser, tröstlicher ist es, wenn man seine Blike von diesen moralischen Misgestalten abwenden, und auf edlere, für die Menschheit rühmlichere Gegenstände heften kan! Welch Entzücken, welch begeisterndes Gefühl, wenn man Gelegenheiten und Gründe findet, um sich einen bessern Begrif von der menschlichen Natur zu machen! Die Seele läutert, veredelt, erhebt sich; sie fühlt ihre ganze Würde, wenn sie diese standhafte Freundschaft, diese reine Anhänglichkeit, diese erhabnen Gesinnungen, diese Hingebung betrachtet, welche das Betragen des edlen Malesherbes in den lezten Augenbliken des unglüklichen Monarchen auszeichneten. „Ich habe keine Worte,„ sagt ihm Ludwig, „um Ihnen meine Rührung über Ihre erhabene Hingebung auszudrüken.“ Edler Märtyrer der Treue und der Zuneigung! wenn man je auf der Erde diese erhabnen Tugenden vergöttern wird, so wird dein ehrwürdiges Bild, eines der ersten, in ihrem Tempel glänzen! Wer kan, ohne innige Bewegung, das rührende Gemählde lesen, welches der unglükliche Fürst entwirft: „Ihre achtzigjährige Hand hat sich nach mir ausgestrekt, um mich vom Schaffot wegzustossen; und hätte ich noch meinen Thron, ich müste ihn

mit Ihnen theilen, um mich der Hälfte, die mir übrigbliebe, würdig zu machen. Aber ich habe nichts als Fesseln, die Sie leichter machen, indem Sie selbige aufheben; ich verweise Sie an den Himmel und an Ihr eigenes Herz, diese mögen Ihnen lohnen.“

Kaum kan sich die Einbildungskraft eine traurigere nnd interessantere Szene denken als die, welche im Tempel bei der ersten Zusammenkunft des Königs und des ehrwürdigen Exministers statthatte. Welch ein Unterschied zwischen dem schmerzlichen Berufe, den der tugendhafte Malesherbes jezt erfüllen sollte, und jenem, wozu ihn der Monarch im Anfange seiner Regierung berufen hatte! Zwanzig Jahre vorher vertheidigte er, vor dem Könige, ein unglükliches und unterdrüktes Volk; er führte die Sache der Menschheit vor einem Richter, der so geneigt war, ihr Gehör zu geben. Aber in diesem Augenblike war der Monarch selbst vor das Tribunal des Volks gebracht, und sein Minister sollte ihn wegen der Verbrechen, deren man ihn anklagte, vor Richtern, die nicht dieselbe Stimmung für ihn hatten, rechtfertigen. Ein aufgebrachtes und wüthendes Volk hält nie inne, und erröthet selten; der König kannte seine Richter, und verhehlte sich nicht die Gefahren seiner Lage. Er wuste, daß ein entthronter Fürst gewöhnlich vom Kerker zum Schaffot geht; aber ohne Zweifel war sein Herz voll der Erinnerung an die Reinheit seiner Absichten, in den ersten Jahren seiner Regierung, und man kan sagen an die Reinheit seines Lebens, in dem Augenblik, wo er an eben den Malesherbes schrieb, welcher Zeuge seiner wohlthätigen Gesinnungen gewesen war; und man kan es ihm verzeihen, daß er seine Ankläger der Undankbarkeit beschuldigte, wenn er sich als das Schlachtopfer seiner eignen Grosmuth und eines Mitleids, das ihm so verderblich war, betrachtete. „Ich werde,„ sagt er, „das Schikfal Karl's I erdulden, und mein Blut wird fliessen, um mich dafür zu strafen, daß ich nie welches vergos.“

Zufolge des Verhörs, das er an den Schranken der

Versammlung ausgestanden hatte, überzeugt, daß er vergebens seine Richter zu rühren oder zu erweichen suchen würde, scheint der König seinen Entschluß gefaßt zu haben, den Tod mit Standhaftigkeit und Muth herankommen zu sehen. Er denkt weiter auf nichts, als seinen lezten Augenbliken Würde zu geben; und er befragt den Hn. von Malesherbes über die Mittel, die er zu seiner Vertheidigung gebrauchen soll. Er hatte die Geschichte Karl's I studirt, und darin gefunden, daß dieser Fürst immer darauf bestehen blieb, die Incompetenz des Gerichts, von welchem er verurtheilt wurde, zu behaupten; allein Ludwig XVI hatte dadurch, daß er sich dem Verhör der Versammlung unterwarf, gewissermasen die Befugniß des Tribunals, welches ihn richten sollte, anerkannt: sein nachheriges Stillschweigen konnte folglich ein Recht, welches er bereits anerkannt hatte, nicht mehr unkräftig machen.

Allein obgleich der König auf solche Weise in der That die Competenz seiner Richter anerkannt hatte, so kann man doch die Gerechtigkeit eines Tribunals bezweifeln, wo die Ankläger, erklärte Feinde des Angeklagten, über sein Schikfal entscheiden sollten. Hier ist nicht der Ort, die Giltigkeit dieses Tribunals, bei diesem Vorfalle, noch die Gerechtigkeit seines Urtheils zu untersuchen. Wir bemerken blos, daß die Barbaren, welche sich der Gewalt bemächtigten, nachdem sie über das Schikfal des Monarchen entschieden hatten, das Mittel fanden, sich selbst aller Komplotte, aller Verräthereien und aller Misbräuche schuldig zu machen, so daß jene, die sie angeblich hatten bestrafen wollen, darüber vergessen wurden. Wenn Ludwig die Sache der Freiheit verrieth, so entehrten sie dieselbe; wenn er Besorgnisse für ihr Daseyn erregte, so machten sie dieselbe verhaßt. Indem sie den König auf das Schaffot schikten, veredelten sie, was sie herabzuwürdigen suchen musten. Der Schuldige, den sie verurtheilt hatten, wurde der Held dieses blutigen Trauerspiels. Anstatt zu machen, daß man ihn mit Gleichgiltigkeit oder

mit Verachtung betrachtet hätte, umgaben sie ihn mit allem, was ihn interessant machen konnte. Nichts, mit einem Worte, glich den Fehlern dieser Maasregel, als die Grausamkeit ihres Urtheils; weil, indem sie uns das Schiksal des Monarchen zu beweinen zwingen, sie uns nicht erlauben, sein Betragen mit Sorgfalt zu untersuchen, und uns in die Unmöglichkeit sezen, von dem Andenken seiner Fehler das schrekliche Ende, womit er sie gebüst hat, zu trennen.

Supplementar=Briefe.

Man hat aus der Vorrede, welche die franzbsische Herausgeber den Briefen Ludwig's XVI voranzusezen zur Absicht hatten, ersehen, daß die Briefe, die wir herausgeben, eine Auswahl von vielen andern in ihren Händen befindlichen sind. Man kann daher leicht vermuthen, daß sie blos die Briefe ausgewählt haben, die ihnen für den Zwek, den sie hatten, den Monarchen völlig zu rechtfertigen, am dienlichsten schienen. Dem Publikum kommt es zu, nach den ihm von uns vorgelegten Stüken zu entscheiden, in wie weit es ihnen gelungen ist: allein da es bei einer Frage von solcher Wichtigkeit die Pflicht des Commentators ist, alles beizubringen, was solche mehr aufklären kan, so wird man uns nicht tadeln, daß wir dieser Sammlung einige Briefe beifügen, die sich in der Original Sammlung, aus welcher die ersten gezogen sind, nicht befinden, die aber gleichwohl dazu dienen werden, gewisse Punkte, die noch ein wenig zweifelhaft scheinen konnten, aufzuhellen, und zugleich einige Betrachtungen, die wir gemacht hatten, noch ehe wir von den leztern das mindeste wusten, zu bestätigen.

Die Frage, auf die es ankommt, ist nicht, ob Ludwig XVI die Apotheose verdient, sondern ob er in der That des Verbrechens, dessen er angeklagt war, daß er die Revolution und die Constitution, die er so oft und so feierlich aufrecht zu erhalten versprochen und geschworen hatte,

umzustürzen gesucht habe, schuldig ist. Mehrere Stellen in den Briefen des Königs zeigen deutlich genug diese feindliche Stimmung; und man könnte zweifeln, daß die französische Herausgeber ihn dieser Beschuldigung wegen haben rechtfertigen wollen, wenn sie keine bessern Beweise zu seinen Gunsten vorbringen können, als die Briefe, die sie öffentlich bekannt machen wollten. Ohngeachtet diese Briefe keine hinlängliche und so ganz über alle Einwendung erhabene Beweise enthalten, daß man definitiv und ohne Appellation absprechen könnte, so liefern sie doch Data genug, um einen sehr starken Verdacht in Betref der Absichten des Monarchen zu begründen. Aber diese Absichten sind in den Briefen, die hier nachfolgen, und die uns aus einer Quelle zukommen, welche uns nicht den mindesten Zweifel an ihrer Authentizität übrig läßt, so deutlich ausgedrükt, daß die Frage sich entschieden findet; und die, welche den unglüklichen Fürsten noch zu vertheidigen suchen wollten, würden einen ganz neuen Vertheidigungsplan ersinnen müssen.

Die Zahl dieser Briefe ist indeß sehr klein; es sind deren blos drei. Einer ward von dem Könige an den Baron von Breteuil; ein andrer an den König von Preussen; und der dritte von den Brüdern des Königs an den nemlichen Baron von Breteuil geschrieben. Wir werden, so wie bei den vorhergehenden Briefen, einige Bemerkungen hinzufügen.

Brief.

An Hn. Baron von Breteuil.

Nov. 1791.

Herr Baron! Da ich Ihren vollen Eifer und Treue kenne, und Ihnen einen Beweis meines Vertrauens geben will, so habe ich Sie erwählt, um Ihnen die Interessen meiner Krone anzuvertrauen. Die Umstände erlauben mir nicht, Ihnen Instructionen über diesen oder jenen Gegenstand zu

geben, und eine fortgesezte Correspondenz mit Ihnen zu unterhalten: ich übersende Ihnen Gegenwärtiges, damit es Ihnen zur Vollmacht und Beglaubigung bei den verschiedenen Mächten, mit welchen Sie für mich zu unterhandeln haben könnten, dienen möge. Sie kennen meine Gesinnungen, und ich überlasse es Ihrer Klugheit, davon den Gebrauch zu machen, den Sie für das Wohl meines Dienstes nöthig erachten werden. Ich billige alles, was Sie thun werden, um zu dem Zwek, den ich mir vorgesezt habe, nemlich der Wiederherstellung meines rechtmäßigen Ansehens und dem Glüke meiner Völker, zu gelangen. Ich bitte Gott, daß ꝛc.

Ludwig.

Bemerkungen
über den Brief des Königs an den Hn. Baron von Breteuil.

Hr. Baron von Breteuil war zu der Zeit, wo dieser Brief geschrieben wurde, der geheime Agent Ludwig's XVI bei dem Wiener Hofe; und da er seine Gesinnungen auf das genaueste kannte, so ward er erwählt, um alle Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten, wegen Wiederherstellung des rechtmäßigen Ansehens des Königs, zu leiten. Wenn man dem Zeugniß des Hn. Bertrand von Molleville vertrauen darf, so hatte Hr. von Bouillé damals das Projekt einer Gegenrevolution entworfen. Seine Absicht war, den König an die Spize einer Armee zu stellen, die man, unter dem Vorwand, einen verstellten Angrif von Seiten des Kaisers zurükzuschlagen, an den Gränzen des nördlichen Frankreichs versammeln sollte, damit der König, wenn er in dieser Lage wäre, alle Maasregeln, welche nöthig wären, um die Nation zur Vernunft zu bringen, ergreifen möchte. Dieser Plan sollte, zufolge der Angabe des nemlichen Geschichtschreibers, durch Adressen von den Verwaltern aller Departemente, welche unter dem Kommando des

Hn. von Bouillé standen, unterstüzt werden: und da die Gegenwart des Königs nöthig scheinen muste, um den Geist von Undisciplin und Aufstand, der unter den Truppen herrschte, zu zügeln, so sollte diese widerspenstige Armee, welche man dazu bestimmte, die Ordnung in der Nation wiederherzustellen, dem Könige Bittschriften übergeben, um ihn dringend zu ersuchen, zu ihr zu kommen, und zuerst bei ihr selbst die Ordnung wiederherzustellen.

Ein solches Projekt verträgt sich sehr wohl mit dem bekannten Charakter des Hn. von Bouillé, und kann eben kein widriges Vorurtheil gegen seinen Verstand erregen; allein mit mehr Recht könnte man sich wundern, daß ein Staatsmann von so scharfem und tiefem Blike, wie Hr. Bertrand von Molleville, einen Plan billigen konnte, der so widersinnig und so gefährlich war, zumal nach den lezten Beweisen, welche der Hof von der persönlichen Zuneigung der Truppen erhalten hatte.

Nach dem nemlichen Schriftsteller, hatte der Baron von Breteuil einen andern Gegenrevolutions-Plan entworfen, der dahin gieng, daß der König bewogen werden sollte, sich heimlich nach den Gränzen zu begeben; ein Projekt, welches nachher ausgeführt ward, und, wenigstens so viel die Flucht des Königs betrift, gelungen seyn würde, wenn man die Ausführung desselben jedem andern als dem Hn. von Bouillé anvertraut hätte. Aus dem, was Hr. Bertrand von Molleville sagt, erhellt, daß diese Agenten des Hofes beide äusserst auf ihre Plane versessen waren, und daß es der Vermittelung des Hn. Bischofs von Pamiers bedurfte, um den General zu bewegen, daß er den seinigen aufgab. Da jener des Hn. Baron von Breteuil nicht glüklich war, so tadelt ihn Hr. Bertrand von Molleville mit groser Klugheit. Das Tadelnswürdigste bei der Sache war unstreitig, daß man dem Hn. von Bouillé die Ausführung des von Hn. von Breteuil entworfenen Planes anvertraute; und dis sind nicht die einzigen Riva-

litäten, deren Schlachtopfer zu seyn der König bestimmt war.

Welches Vertrauen man auch in die Erzählung des Hn. Bertrand von Molleville in diesem Theile seiner Geschichte sezen mag, so kann man doch nicht umhin, es als ein ausgemachtes Factum zu betrachten, daß Hr. Baron von Breteuil der Mann war, welchen der König zum eigentlichen Depositär der Interessen seiner Krone erwählt hatte; derjenige, dem er seine wahren Gesinnungen eröfnet; dem er, in Gefolge dessen, freie Vollmacht ertheilt hatte, mit allen andern Mächten zu unterhandeln, und auf dessen Klugheit er sich unbedingt verließ, um zu dem Zwek, den er sich vorgesezt hatte, zu gelangen, nemlich sein rechtmäßiges Ansehen wieder herzustellen; welches ohne Zweifel eben se viel heissen will, als: alles, was seit der Eröfnung der General-Stände geschehen war, zu vernichten, oder, mit andern Worten, eine vollständige und wahre Gegenrevolution zu bewerkstelligen.

Brief.

An den König von Preussen.

December 1791.

Mein Herr Bruder! Ich bin, durch Hn. Dumoustier, von der Theilnahme benachrichtigt worden, welche Eure Majestät nicht blos für meine Person, sondern auch für das Wohl meines Königreichs geäussert haben. Die Bereitwilligkeit Eurer Majestät, mir in allen Fällen, wo diese Theilnahme für das Wohl meines Volks nüzlich seyn könnte, Beweise davon zu geben, hat mich lebhaft gerührt: ich spreche dieselbe mit vollem Vertrauen in diesem Augenblik an, wo, troz der von mir geschehenen Annahme der Constitution, die Ruhestörer offenbar das Projekt zeigen, den Rest der Monarchie gänzlich zu vernichten; ich habe mich daher so eben an den Kaiser, an die Kaiserin von Rußland, an die

Könige von Spanien und Schweden gewendet, und ihnen die Idee eines, durch eine bewafnete Macht unterstüzten, Congresses der vornehmsten Mächte Europa's vorgelegt, als das beste Mittel, den Ruhestörern hier Einhalt zu thun, die Mittel zur Begründung einer wünschenswerthen Ordnung der Dinge zu gewähren, und zu verhindern, daß das Uibel, welches uns so viel zu schaffen macht, nicht auch die andern Staaten Europa's anstekе: ich hoffe, daß Eure Majestät meine Ideen billigen, und in Betref des Schrittes, den ich bei Ihnen gethan, das tiefste Geheimniß beobachten werden; Sie werden leicht einsehen, daß die Umstände, worin ich mich befinde, mir die gröste Behutsamkeit auflegen: daher auch niemand als der Baron von Breteuil von meinem Geheimniß unterrichtet ist, und Eure Majestät können ihm alles, was Sie wollen, zukommen lassen.

Ich ergreife diese Gelegenheit, Eurer Majestät für die Güte, die Sie für Hn. Heilman gehabt, zu danken; und ich empfinde ein wahres Vergnügen, Eurer Majestät die Versicherungen der Hochachtung und Zuneigung zu geben, womit ich bin

Mein Herr Bruder,
Eurer Majestät
guter Bruder
Ludwig.

Bemerkungen
über den Brief an den König von Preussen.

Dieser Brief an den König von Preussen scheint das Seitenstük zu den Briefen zu seyn, welche an die andern Mächte Europa's erlassen wurden, um sie zu bewegen, eine Art von bewafnetem Kongreß zu errichten, um die Fortschritte der (von dem englischen Minister nachher so genannten) bewafneten Meinungen zu hemmen. Der König hatte damals die Constitution angenommen, und mehrere von den in dieser Sammlung enthaltenen Briefen liessen glauben, als

hätte er, zu gewissen Zeiten, die redliche Absicht gehabt, sie aufrecht zu erhalten; allein dieser Brief beweist augenscheinlich, daß er hiervon weit entfernt war; er beruft sich, um ein Betragen, das er nicht rechtfertigen konnte, zu entschuldigen, auf „die Projekte, welche die Ruhestörer offenbar zeigten, den Rest der Monarchie gänzlich zu vernichten.„

Welches auch die Projekte dieser Ruhestörer (ein unbestimmter Name, dessen der König sich bedient, um alle Freunde der Revolution zu bezeichnen) seyn mochten, so kann man sich doch unmöglich über die Absichten des Monarchen täuschen. Indeß waren die Beweggründe, welche die Mächte bestimmen sollten, nicht ganz uninteressirt. Nicht nur um in Frankreich „eine wünschenswerthere Ordnung der Dinge herzustellen, sondern auch um zu verhindern, daß das Uebel, welches ihm so viel zu schaffen machte, nicht auch die andern Staaten Europa's anstecken möchte,„ fleht der mitleidige und vorsichtige Ludwig den Beistand derer an, die sich den nemlichen Gefahren, wie er, ausgesezt fanden. Nichts desto weniger war sein Schritt ein Geheimniß, welches er der Discretion Seiner preussischen Majestät anvertraute, wohl überzeugt, daß Sie die ganze Wichtigkeit desselben erkennen, und „leicht einsehen würden, daß die Umstände, worin er sich befand, ihm die gröste Behutsamkeit auflegten.„ Auch versichert und bestätigt er in diesem Briefe, daß der Baron von Breteuil der einzige sey, der Wissenschaft davon habe, und dem er desfalls Vollmachten gegeben, welche er durch diese Schreiben an den König von Preussen und die andern Mächte Europa's erneuerte, oder vielmehr fortsezte.

Man findet in der Geschichte des Hn. Bertrand von Molleville eine sehr weitläuftige Ausführung, in welcher dieser Schriftsteller zu beweisen sucht, daß der Baron von Breteuil das Datum dieses Briefes verfälscht habe, indem er die Jahrzahl 1791 anstatt 1790 gesezt, und zu verstehen gibt, daß dieser Agent des Monarchen sich dieses Falsums oder dieser Verrätherei schuldig gemacht, um

seine Vollmachten zu verlängern. Die Gründe, welche Hr. Bertrand von Molleville zum Beweise dieser Beschuldigung anführt, sind zu verächtlich, als daß es nöthig wäre, sich damit zu beschäftigen; allein aus dem Stillschweigen des Baron von Breteuil in dieser Sache hat er geschlossen, daß derselbe zu seiner Rechtfertigung nichts Tristiges zu antworten wüste. Ohne Zweifel zog der Baron mit Recht blos seine Würde zu Rath, indem er auf eine so widersinnige Beschuldigung nicht antwortete; und man muß durchaus dieselbe Gutmüthigkeit oder dieselbe politische Empfindsamkeit, wie der Verfasser des Gedichts über das Mitleiden besizen, um, wie er, schreiben zu können, „daß die Geschichte der Revolution, von Hn. Bertrand von Molleville, die vollständigste und genaueste sey, die es bis jetzt giebt„ * und daß es folglich genug wäre, sie zu lesen, um alles zu wissen, was bei einem so wichtigen Ereigniß interessiren kann.

Hr. Bertrand von Molleville behauptet, bei dieser Gelegenheit, der Hr. Baron habe ohne Befehle von Seiten des Monarchen gehandelt, weil diese Befehle sich nicht hätten mit den Projekten der Brüder des Königs vereinbaren lassen. Man muß vielmehr glauben, so wie diese Briefe es deutlich beweisen, daß die Brüder des Königs es waren, die ohne seine Befehle handelten, weil ihr Betragen nicht mit jenem des Hn. Barons übereinstimmte; und die Stelle aus Breteuil's Briefe an den Marschall von Castries, welche Hr. Bertrand von Molleville anführt, bestättigt diese Meinung. „Es folgt nicht daraus," sagt der Baron, „daß, wiewohl es die Absicht des Königs war, daß die Prinzen alle Maasregeln, die sie nehmen würden, mit mir verabreden sollten, ich auch meine Maasregeln mit ihnen verabreden müste, oder daß es nicht einige Gegenstände gab, über welche

* S. die Note zum dritten Gesange des Gedichts über das Mitleiden von Hn. Abbé Delille.

ich Befehle und Instructionen hätte erhalten können; die ich ihnen nicht mittheilen sollte.„ Das Wahre an der Sache ist, daß Ludwig XVI mit dem Kabinet von Coblenz um diese Zeit so unzufrieden war, daß er den Hn. von Viomenil abschikte, um seinen Brüdern zu wissen zu thun, daß er sich nicht mehr mit den dummen Streichen dieses Kabinets beschäftigen würde, und daß sie, wenn sie ihm etwas mitzutheilen hätten, anstatt so viele indiscrete Mittelspersonen zu gebrauchen, es blos durch die Dazwischenkunft des Hn. von Breteuil thun sollten; daß sie sich, jedoch, da er mit denen, von welchen sie umgeben wären, nicht gut stünde, an den Marschall von Castries wenden, und dem Baron von Breteuil Nachricht davon geben könnten.

Hr. von Viomenil brachte einen Brief nach Paris zurük, worin die Prinzen ihre gänzliche Unterwerfung unter diese Bedingungen, die sie vor denen, welche ihren Staatsrath zu Coblenz ausmachten, durchaus geheim zu halten wünschten, ausdrükten; zu gleicher Zeit brachte er eine Abschrift von nachfolgendem Briefe mit, den die Brüder des Königs an den Baron von Breteuil geschrieben hatten.

Brief.

der Brüder Ludwig's XVI an Hn. von Breteuil.

1 Jan. 1792.

Der Hr. Baron von Viomenil wird Ihnen, mein Herr, geschrieben haben, um Ihnen von der Unterredung, die er mit uns gehabt, Bericht zu erstatten; auch wird der Hr. Marschall von Castries Sie von dem Briefe, den wir an ihn geschrieben, benachrichtigt haben: allein wir haben Ihnen selbst auch schreiben wollen, um Ihnen zu sagen, daß wir in den uns von dem Könige geäusserten Wunsch, daß wir mit ihm von seiner Seite mittelst Ihrer Zwischenkunft, und von unsrer mittelst jener des Hn. Marschalls von Castries communiziren möchten, eingewilligt haben. Sie

dürfen vollkommen überzeugt seyn, daß wir dabey ohne Zurükhaltung zu Werke gehen werden, und wir zweifeln nicht, daß Sie dabei mit derselben Offenheit verfahren werden. Diese natürliche Freimüthigkeit wird der guten Sache am vortheilhaftesten seyn.

Bemerkungen über den Brief der Brüder des Königs an Hn. von Breteuil.

Wir haben bereits bemerkt, daß das Geheimniß, welches man gegen den Bischof von Arras und den Staatsrath von Coblenz aus dem Befehl, den der König seinen Brüdern gegeben hatte, mit dem Baron von Breteuil, der allein sein ganzes Vertrauen besaß, zu correspondiren, und in Allem seine Leitungen zu befolgen, machte, in allen Planen, welche die Geflüchteten nachher entwarfen, nothwendig viele Verwirrung verursacht hatte. Rol, ihr Agent zu Berlin, desavouirte bestimmt alles Einverständniß mit dem Baron von Breteuil, und widersezte sich förmlich dem Projekt eines Congresses; Esterhazy that dasselbe zu Petersburg; Escars zu Stokholm, u. s. w; und es war unmöglich, irgend etwas von dem Gange der politischen Angelegenheiten zu begreifen, deren gänzliche Leitung der Baron von Thugut allein übernahm, indem er Bischofswerdern gewann.

Allein obgleich Ludwig XVI sich so zu sagen an die Spize der Coalition der europäischen Mächte stellte, so kan man doch immer noch einwenden, daß keine bestimmte und materielle Beweise vorhanden seyen, daß er wirklich fremde Heere nach Frankreich schiken wollte, oder daß er die ehemalige Gewalt, die man ihm entrissen hatte, anders als durch die Drohungen, welche die Potentaten machen sollten, wieder an sich zu bringen suchte. Der Staatsrath von Coblenz und der Hof der Tuilerien hatten im Grunde einerlei Zwek, aber sie gebrauch-

ten nicht einerlei Mittel. Der erste hatte alles verloren, der andre hingegen hatte noch Vieles zu verlieren. Der König wünschte das Resultat, welches ein für die verbündeten Mächte glüklicher Krieg hervorbringen konnte; aber es scheint, daß der Preis, den dieses Resultat kosten konnte, ihn schrekte. Es ist viel raisonnirt und viel geschrieben worden, um zu beweisen, daß der König stets Abneigung gegen feindliche Maasregeln gehabt, und daß er sich zulezt nur mit vielem Widerwillen dazu entschlossen habe. Der Annaliste Mallet du Pan, der sich hierüber am bestimmtesten ausdrükt, versichert, der König habe so viel Abscheu vor dem Kriege gehabt, daß er die Unterschrift seiner Minister verlangt habe, als sie solchen beschlossen. Wenn der König wirklich einen so grosen Widerwillen gegen diesen Krieg hatte, wer war denn die wahre Ursache desselben? Mallet du Pan behauptet, der Ehrgeiz der Minister von der Gironde-Partei. Anstatt mich in dieser Sache in weitläuftige Betrachtungen einzulassen, begnüge ich mich, hier den Auszug eines Briefes einzurüken, den zu dieser Epoche der General Servan, einer von den Ministern Ludwig's XVI schrieb, der wahrscheinlich alle Umstände dieser Begebenheit eben so gut wie Mallet du Pan kannte.

„Ich habe gestern in meinen Bergen eine Note erhalten, die in einem dem Hn. Mallet du Pan zugeschriebenen Werke S. 69, unter dem Buchstaben D. zu lesen ist. Ohne Zweifel glaubte man mir dieselbe bekannt machen zu müssen, weil darin von dem, angeblich von Brissot errichteten, Ministerum, und von dem Kriege die Rede ist, welcher die Welt seit fünf Jahren verheert, und in welchen einzuwilligen dis Ministerium den König gezwungen zu haben beschuldiget wird.

„Der Krieg war schon beschlossen und erklärt, als ich in's Ministerium eintrat; allein wenn ich mit einigem Grunde von dem, was im Staatsrath bei Gelegenheit des Decrets über den Krieg vorgefallen ist, nach demjenigen urtheilen kan, was

ich in der kurzen Zeit, da ich demselben beigewohnt, gesehen habe, so werde ich mich berechtigt glauben, den Behauptungen des Hn. Mallet du Pan, betreffend jenes von Seiten der Minister, auf Befehl des Königs, unterzeichnete Gutachten über ihr Votum für den Krieg, welches dem seinigen entgegen war, durchaus keinen Glauben beizumessen. Jedermann weiß, daß die Partei, die sich dem Kriege, den Jacobinern und der Versammlung widersezte, am Hofe beliebt, oder von ihm bezahlt war; und man kan vermuthen, daß sie sich dem Kriege widersezte, um die Gegenpartei desto besser zu hintergehen. Man weiß auch, daß, wenn man damals einen Fehler machte, dieser nicht darin bestand, daß man diese Frage verhandelte und für den Krieg entschied, wohl aber darin, daß man denselben erklärte, ehe man sich noch versichert hatte, ob Frankreich im Stande wäre, die Feinde anzugreifen, die schon völlig bekannt, völlig verbündet und entschlossen waren, ihm Geseze vorzuschreiben und die alte Regierungsform wieder herzustellen. Die Oppositionspartei in der Versammlung hatte allzu leichtsinnig allen Angaben des Hn. von Narbonne Glauben beigemessen, und da sie weder durch den Kriegsminister Hn. de Grave, noch durch Hn. Dumourier, der ihn leitete, aus dem Irrthum gezogen ward, so glaubte sie wirklich dem leztern auf sein Wort, daß Frankreich im Stande wäre, unverzüglich den Krieg nach Belgien zu tragen, dieses Land zu erobern, sich der Pfalz zu bemächtigen, und hierauf über den Rhein zu gehen, um das Breisgau wegzunehmen, ehe die preussischen, österreichischen und Reichs-Armeen sich widersezen könnten. Allein nichts war bereit, oder auch nur auf dem Punkte es zu seyn, und unsre Feinde waren genau davon benachrichtiget. Als Grundsaz scheint es daher unwidersprechlich, daß der Krieg erklärt werden muste; allein man muste rastlos darauf hin arbeiten, das französische Militair in feindlichen Stand zu sezen, und warten bis es darin war, um dann erst zu erörtern, ob wir Krieg anfangen sollten oder nicht, damit man am Tage des Decrets für die bejahende

Meinung unsre Heere mitten in Belgien und in der Pfalz hätte sehen können. Der Hof war, nach Mallet du Pan, sehr gegen den Krieg, und doch rühmt sich Dumourier in seinen Denkwürdigkeiten, daß er ihm die Nothwendigkeit desselben bewiesen habe; und man kan jezt nicht mehr daran zweifeln, daß dieser Minister am Hofe wohl gelitten war. Man kennt alle Fehler, die er den König begehen machte; man kennt seinen Ehrgeiz, und alles was er an der Spize der Armeen that, um eben diesen Hof, an welchem er die erste Rolle zu spielen hofte, wieder herzustellen. Jene angebliche Traurigkeit des Königs, von welcher Mallet du Pan spricht, jene Thränen, waren sie nicht verstellt? und muste der Hof nicht viel von einem Kriege hoffen, der, ohne Hilfsmittel, mit Generalen, die grösstentheils ihm gänzlich ergeben waren, gegen die durch Zahl und Geschiklichkeit ihrer Truppen furchtbarsten zwei Mächte Europa's angefangen ward?

„Von einer andern Seite kan ich versichern, daß ich den König nie seinem Staatsrathe nachgeben sah, selbst in Dingen, deren Nothwendigkeit und Vortheile für ihn seine Minister ihm deutlich bewiesen hatten, wenn seine geheime Rathgeber, die Königin und Madame Elisabeth, ihm vorher verboten hatten, nichts zu verwilligen, ohne sie darum befragt zu haben. Ich könnte hierüber wohl zwanzig Beweise anführen. Mehrmals sah ich den König, mit einem richtigen Verstande, und ich glaube auch mit gutem Willen, seine Verlegenheit äussern, weil er von dem, wvs seine Minister ihm sagten, überzeugt zu seyn schien, und die Sizung abbrechen, weil er ihnen nichts zu antworten wuste, und weder seinem Gewissen untreu werden, noch sein Versprechen, das er, ehe er in den Staatsrath kam, gethan hatte, nicht halten wollte. Ich habe die vier grosen Angelegenheiten verhandeln gesehen, die, wie ich glaube, den Untergang des Königs und seiner Familie herbeigeführt haben: die Abschaffung seiner Garde; aber wie vollzog er dieses Decret? Diese Garde ward in der

That beibehalten, besoldet, katechisirt, documentirt ꝛc., und in diesem Betragen kan man die Gründe von der Nachgiebigkeit des Königs finden. Das Decret über die Ausgewanderten gefiel der Königin durchaus nicht; jenes über die Priester misfiel der Madame Elisabeth und dem Pater l'Enfant; und jenes über das Lager bei Paris gewährte allzugrose Mittel, um unsre Heere ohne Erschütterung und auf das schleunigste zu vermehren. Es verschafte, ohne Ungerechtigkeit, Leute, die gekleidet, ausgerüstet, bewafnet, jung, stark, von gutem Willen waren. Dis konnte freilich nicht der Wunsch des Hofes, noch viel weniger der Königin oder der Personen seyn, die nur in der, beinahe gewissen, Hofnung in den Krieg gewilligt hatten, daß wir aus Mangel an Mitteln geschlagen werden, und die verbündeten Mächte Frankreich Gesezе vorschreiben würden. Auch Dumourier widersezte sich diesem Lager, und benuzte diesen Umstand, um drei von seinen Collegen, die ihn allzugut kennen zu lernen anfiengen, abdanken zu machen, und das Kriegsministerium an sich zu reissen.

„Bin ich, nach dieser ganz einfachen Darlegung dessen, wovon ich Zeuge war, nicht befugt zu glauben, 1. daß der König von seinen Ministern nicht verlangte, daß sie ihr Gutachten über den Krieg unterzeichnen sollten; nie habe ich irgend einen von ihnen davon sprechen hören; weder Madame Roland noch Hr. Dumourier sagen davon in ihren Denkwürdigkeiten das geringste, und doch war das Factum wichtig genug: 2. daß, wenn der König nicht durch seine geheimen Rathgeber autorisirt worden wäre, in das Dekret zu willigen, er es nicht gethan haben würde: 3. daß der Hof zwar öffentlich Widerwillen gegen diesen Krieg zeigen, aber in der That selbst froh darüber seyn muste; denn war dis nicht wirklich das einzige Mittel, sich mächtige Hilfe von aussen und viele Anhänger von innen zu verschaffen?

„Aber wer hat denn eigentlich wirklich diesen so verheerenden Krieg, über welchen Hr. Mallet du Pan sich beklagt,

erzwungen? Wir wollen das ihn selbst fragen; er wird es uns um so leichter sagen können, da er in alle diese Geheimnisse eingeweiht und nach seinem eigenen Geständniß, ein sehr thätiger Agent der verbündeten Mächte war. Ist es nicht das englische Kabinet, der unersättliche Ehrgeiz jenes verschlingenden Hofes, die tollen Hofnungen der combinirten Fürsten, die sich den monströsesten Allianzen unterwarfen, in der Absicht, Frankreich unter sich zu theilen, und das politische System von Europa zum Vortheil Englands, Oesterreichs, und Rußlands umzustürzen? Denn alle andere Mächte der Coalition würden unfehlbar wie die Thiere in der Löwen-Theilung behandelt worden seyn.„

Aus dieser Supplementar-Correspondenz erhellt also, daß der König allen in Frankreich, von der Zusammenberufung der General-Stände an bis zum Umsturz des Thrones, genommenen Maasregeln durchaus entgegen war; aber daß er, unvermögend der ganzen Nation zu widerstehen, die fremden Mächte zu seiner Hilfe rufen wollte, oder wenigstens um als Schrekbild zu dienen, wenn man dieses leztre anders glauben kan, zumal wenn man sich an das von Hn. Burke dem General Burgoyne in den Mund gelegte Manifest, das man hier so treffend anwenden kan, erinnert; und daß sein Temporisiren anfänglich von seinen Brüdern, und immer von denjenigen, die sie umgaben, und keinen anderu Zweck, keinen andern Wunsch, keine andre Hofnung hatten, als Ruin, Mord und Verwüstung, durchkreuzt wurde. Welche Plane auch der Hof gehabt haben mochte, um die Ruhestörer durch die Furcht vor den fremden Mächten zu bezähmen, so warf doch die Kriegserklärung, die hierauf erfolgte, das ganze System um; und die Werkzeuge jener geheimen Absichten, wie auch die ausgewanderte Prinzen, erschienen blos an den Gränzen, um die Nichtigkeit aller Projekte zu beweisen, die man gegen ein Volk macht, welches die Waffen ergriffen hat, um seine Unabhängigkeit und Freiheit zu vertheidigen.

Brief.

Ludwig's XVI an Hn. Abbé.....

Paris, 11 März 1791.

Herr Abbé! Sie verlangen von mir Instructionen, welche dazu dienen können, die Erziehung des Herrn Dauphins in jenem zarten Alter, wo die Leidenschaften sich noch nicht aussprechen, wo aber doch die Vernunft dem Kinde den Willen und das Vermögen, zu lernen, läßt, zu dirigiren.

Diese Instructionen scheinen mir um so nüzlicher, da es wenige Werke gibt, welche den Erziehern Anweisung geben, und sie in den Stand sezen können, die Kindheit mit einigem Erfolg zu leiten. Folgendes sind die Betrachtungen, welche die Lecture guter Schriftsteller mir an die Hand gegeben hat, und welche ich mit der möglichsten Klarheit auszudrüken gesucht habe. Ich habe es mit jenem Eifer gethan, welchen die Zärtlichkeit eines Vaters, und das Gefühl eines von den Pflichten, die der Rang einflößt, zu welchem mein Sohn durch seine Geburt berufen ist, lebhaft durchdrungenen Mannes mir geboten.

Sie sollen das Herz, den Verstand und den Körper eines Kindes bilden.

Das Beispiel, ein weiser Rath, geschikt ertheilte Lobsprüche, und sanfter Tadel werden in dem Herzen Ihres jungen Zöglings sanfte Empfindsamkeit, Scham über einen Fehler, das Bestreben, ihn gut zu machen, einen löblichen Wetteifer, und das Verlangen, seinem Lehrer zu gefallen, hervorrufen.

Wenige, aber wohlgewählte Schriften; Elementarbücher, die klar, bestimmt und methodisch sind; eine angenehme Beschäftigung, welche das Gedächtniß nicht ermüdet, welche die Neugier reizt, Geschmak für's Studium und Liebe zur Arbeit einflößt, müssen bald den Geist eines gut organisirten, gelehrigen und fleissigen Kindes bilden.

Oft wiederholte Auszüge, Spaziergänge, ländliche Ar-

beiten, deren Beschwerlichkeiten und Vergnügungen der Erzieher theilt, und die sich auf den Anbau eines kleinen Gartens beschränken können; irgend ein Spiel mit Kindern von gleichem Alter, aber in Gegenwart des Lehrers, — dis sind unfehlbare Mittel, um die Gesundheit des Kindes zu erhalten, seine Langeweile aufzuheitern, und seinen Körper zu stärken.

Sie müssen auf eine Art, die für Sie bequem, und für das Kind nüzlich ist, die Stunden Ihres Studirens, Ihrer Spaziergänge und Ihrer Handarbeiten bestimmen.

Ich werde mir gewisse Augenblike vorbehalten, um meinen Sohn die Erdbeschreibung zu lehren; bald werden ihm die ersten Anfangsgründe der Geschichte entwikelt werden; wir werden die Jahrbücher der alten und neuern Völker vor ihm aufrollen.

Es wird mir nicht unangenehm seyn, wenn mein Sohn sich in müssigen Augenbliken, oder während der Erholungen, mit irgend einem mechanischen Gewerbe beschäftigt. Ich weiß wohl, daß gewisse Leute mich tadeln, daß sie es sonderbar finden, wenn sie mich die Werkzeuge des Schlosserhandwerks mit dem Szepter der Könige verbinden sehen. Ich habe diesen Geschmak von meinen vorfahren; einer von unsern grossen Philosophen, die sich vorzugsweise so nennen, hat in seinen Schriften meine Vertheidigung ausgeführt, und dis ist vielleicht alles, was ich in seinem Emil Gutes gefunden habe, oder was mir der Entschuldigung würdig schien.

Die Grundsäze der Kenntnisse müssen meinem Sohne in's Gedächtniß eingegraben seyn; ich verachte die oberflächlichen Menschen; es sind stolze Unwissende, die dem Irrthum mehr, als andre Menschen, unterworfen sind.

Die Schmeichelei müsse niemals die Launen Ihres Zöglings ankündigen: mein Sohn wird nur allzubald lernen, daß es ihm einst freistehen wird, die seinigen zu befriedigen.

Erheben Sie in seinen Augen die Tugenden, welche gute Könige machen, und immer müsse Ihr Unterricht seiner

Fassung angemessen seyn. Ach, er wird einst nur zu sehr versucht seyn, diejenigen von seinen Vorfahren nachzuahmen, die sich blos durch Kriegsthaten auszeichneten. Der militärische Ruhm macht die Köpfe schwindeln. Ha! welch ein Ruhm, der Ströme von Menschenblut kostet, und die Welt verheert! Lehren Sie ihn, mit Fenelon, daß die friedselige Fürsten die einzigen sind, welche bei den Völkern in heiligem Andenken bleiben. Die erste Pflicht eines Fürsten ist, sein Volk glüklich zu machen: wenn er König zu seyn weiß, so wird er immer auch sein Volk und seine Krone gut zu vertheidigen wissen.

Man muß ihn mit unsern guten französischen Schriftstellern bekannt machen, um in seinem Geiste jene Reinheit des Ausdruks zu entwikeln, welche ein Fürst, den einst alle Unterthanen zu beurtheilen das Recht haben werden, in seinen Worten und in seinen Schriften haben muß.

Lehren Sie ihn frühzeitig Beleidigungen verzeihen, Ungerechtigkeit vergessen, löbliche Handlungen belohnen, die Sitten respectiren, gut seyn, die Dienste, die man ihm geleistet hat, belohnen.

Sprechen Sie ihm oft von dem Ruhme seiner Ahnen, und stellen Sie ihm, als Vorbild des Betragens, Ludwig IX dar, einen religiösen Fürsten, mit Sitten und Wahrheit; Ludwig XII, der die Verschwornen gegen den Herzog von Orleans nicht bestrafen will, und von den Franzosen der Vater des Volks genannt wird; Heinrich den Grosen, der die Stadt Paris, die ihn schwer beleidigt und Krieg gegen ihn führt, mit Lebensmitteln versorgt; Ludwig XIV, nicht wie er Europa Geseze vorschreibt, sondern wie er der Welt den Frieden gibt, und die Talente, die Künste und Wissenschaften beschüzt.

Zügeln Sie seine Leidenschaften, und verschleiern Sie nie die Schwachheiten Ihres Zöglings; wenn die stille Ruhe der Privat-Tugenden seine Sinnlichkeit meistert, so wird er sanft, friedselig, liebenswürdig seyn: dann werden Sie Ihres

Werks gewiß sein, man wird Ihnen Beyfall klatschen, und Sie werden an der Dankbarkeit Theil haben, welche die Völker denen schuldig sind, die Fenelon's Weisheit in dem Berufe, der ihn verewigte, sich eigen gemacht haben.

Nicht von den Thaten Alexander's oder Karl's XII müssen Sie Ihren Zögling unterhalten: diese Fürsten sind Meteore, welche die Welt verwüsteten. Erzählen Sie ihm frühzeitig von den Fürsten, welche den Handel beschüzt, den Kreis der Künste erweitert haben; kurz, von den Königen, wie die Völker sie brauchen, nicht, wie die Geschichte sie zu loben pflegt.

Sie kennen die guten Bücher, die gnten Methoden; Sie haben, wie es mir geschienen hat, Ihre Lectüre, den ersten Jugendunterricht wohl benuzt; Sie sind instruirt: trachten Sie für meinen Sohn eben das zu thun, was für Sie gethan wurde; aber eilen Sie nicht zu sehr, die Frucht Ihrer Arbeiten zu geniesen; scheuen Sie die Langsamkeit nicht; überzeugen Sie sich wohl, daß Ihr Zögling das Gesagte gefaßt hat, ehe Sie ihn etwas weiteres lehren wollen; verschleiern Sie nichts, und lassen Sie ihn nicht gelehrter scheinen, als er wirklich ist: es macht einem Fürsten Schande, wenn er nur Halbkenntnisse besizt; sein Lehrer muß ihm diese Schande vermeiden.

Thun Sie, als ob Sie mit Ihrem Zöglinge lernten, und erregen Sie seinen Werteifer, indem Sie seine Eitelkeit kizeln: mittelst dieses Verfahrens erreicht man zuweilen seinen Zwek; es macht den Ruhm eines Lehrers, und die Wonne des Zöglings.

Sprechen Sie mit ihm zuweilen, und immer mit Ehrfurcht, von Gott, von seinen Eigenschaften, und seiner Verehrung; beweisen Sie ihm, daß die Gewalt der Könige von Gott kommt, und daß, wenn er nicht an die Gewalt des Herrn der Könige glaubt, er bald das Schlachtopfer jener Menschen seyn wird, welche nichts glauben, die Gewalt verachten, und sich einbilden, daß sie den Königen gleich seyen.

Er lerne, gleich jezt, daß die Religion seine volle Huldigung, seine ganze Ehrfurcht verdient; daß der Unglaube und die falsche Philosophie die Thronen in der Stille untergraben, und daß der Altar das Bollwerk religiöser Könige ist.

In einem so aufgeklärten, so kenntnißreichen Jahrhundert, wie das unsrige ist, muß Ihr Zögling von den strengern Wissenschaften wenigstens so viel verstehen, daß er nüzliche Entdekungen zu würdigen weiß; es würde einst sehr unangenehm für ihn seyn, wenn er nicht, in gewissen Umständen, von Sachen sprechen könnte, ohne seine Unwissenheit zu enthüllen; sobald er, wie Montaigne sagt, sein Maas gegeben hätte, würde er nur dem Namen nach König seyn.

Bis Ihr junger Zögling die Kunst zu regieren lernt, halten Sie ihm den Spiegel der Wahrheit über alle Gegenstände vor, die ihn erinnern können, daß er nur darum über andre Menschen erhaben ist, damit er sie glüklich mache.

Vergessen Sie nicht, ihn zu belehreu, daß man, wenn man Alles kann, sehr nüchternen Gebrauch von seiner Gewalt machen müsse. Die Gesetze sind Grundpfeiler des Throns: wenn man sie verlezt, so glauben sich die Völker von ihren Verpflichtungen losgebunden. Die Bürgerkriege haben uns belehrt, daß es fast immer die, welche regieren, waren, die durch ihre Fehler die Vergiessung des Menschenbluts verursachten; ein guter König ist ein gerechter König. Lehren Sie Ihren Zögling, daß die Laster und die Gewaltmisbräuche diejenigen, die einst nur als Muster zur Nachahmung angeführt werden sollten, auf gleiche Weise entehren.

Zeigen Sie ihm, wie schön Sanftmuth, Güte, Mässigung ist; zähmen sie die ungestümmen Aufwallungen der Natur; gehorchen Sie nie der Laune; suchen Sie die Freundschaft ihres Zöglings, nicht durch eine gefährliche Gefälligkeit, sondern durch ein raisonnirtes Vertrauen, durch die reinen Liebkosungen der Zuneigung, und durch eine wohlangebrachte Gefälligkeit.

Ermüden Sie nicht unnüzer Weise sein Gedächtniß, aber alle Augenblike seines Daseyns müssen beschäftigt seyn; Arbeit und Vergnügen müssen jeden auch kleinsten Theil der Zeit, die er bei Ihnen zubringt, ausfüllen: Thun Sie Ihr möglichstes, daß er Sie zu sehen, um Sie zu seyn wünsche, und durch Ihre Abwesenheit sich unglüklich fühle.

Ich hatte für den verstorbenen Dauphin, meinen Sohn, eine Menge Ideen über die Erziehung aufgesezt: einige aus der neuern Philosophie entlehnte Irrthümer hatten sich in meine Sammlung eingeschlichen; die Erfahrung hat mich belehrt; ich glaube, daß ich Ihnen eine Abschrift von meinem Aufsaze zugefertiget habe: treffen Sie eine Auswahl, aber sezen Sie ein Mistrauen in alle jene irrigen Grundsäze, jene unglüklichen Geburten der Neuheit, des Geistes des Jahrhunderts und des Giftes des Unglaubens.

Ferne von ihm seyen alle Werke, oder die Philosophie, welche sich anmaßt, Gott, seinen Dienst, seine Kirche und sein heiliges Gesez zu richten. Die Leidenschaften werden ihm einst nur allzusehr den Wunsch, das Joch der Religion abzuschütteln, einflösen; und die Schmeichler werden diesen Augenblik wohl zu benuzen wissen. Prägen Sie ihm Ehrfurcht für die heiligen Dinge ein, und enthüllen Sie seinen Augen die falsche Philosophie.

Ich hätte Ihnen vieles zu sagen, was meine Zärtlichkeit für meinen Sohn, und der Wunsch, sein Herz und seinen Geist zu bilden, mir eingeben; allein ich befürchte zu sehr in den sentenziösen Ton zu fallen, und das Ansehen zu haben, als ob ich seinem Lehrer Geseze vorschreiben wollte. Ich habe vollkommenes Vertrauen in Sie; ziehen Sie manchmal meinen Brief zu Rath, aber machen Sie ihn nicht zur einzigen Richtschnur Ihres Betragens. Es ist Bedürfniß für mich, Sie zuweilen zu sehen; kommen Sie mit Ihrem Zögling; mitten in den Bekümmernissen, die meine Seele quälen, beruht mein einziger Trost auf meinem Sohne, und ich freue mich, wenn ich die Fortschritte sehe, die er täg-

lich macht, und die er Ihren Bemühungen und Ihrer Freundschaft für ihn zu danken hat.

Ludwig.

Einige Maximen,

von Ludwig XVI eigenhändig geschrieben.*

1.

Nicht immer hängt es von dem Könige ab, seine Unterthanen glüklich zu machen; aber es hängt von ihm ab, sich ihrer nüzlich zu bedienen, indem er sie zu dem, was sie verstehen, gebraucht.

2.

Gutes thun, geduldig Böses von sich reden hören, das sind Königstugenden.

3.

Andern Gutes thun, heißt, es selbst empfangen.

4.

Die beste Art, sich zu rächen, ist, daß man dem, der uns beleidigt hat, nicht gleicht.

5.

Wer sich weigert, der allgemeinen und nothwendigen Vernunft, d. h. der Vorsehung, zu gehorchen, gleicht einem entflohenen Sklaven: wer sie nicht sieht, ist blind.

* Die Gironde war zu gemässigten Gesinnungen zurükgekommen; man wollte den König retten, die Abdankung erklären, und über sein Schikfal entscheiden. Der Minister Roland trug dem Herausgeber auf, die Rechtfertigung des Monarchen aufzusezen; er erlaubte ihm, in gewissen Papieren Ludwig's XVI, die beim Ministerium niedergelegt waren, nachzusuchen. Unter diesen Papieren fand sich ein kleines, sehr unleserliches Manuscript des Königs, eine Sammlung von Maximen und Gedanken. Man benuzte blos die, welche man entziffern konnte. Es sind darunter einige, die aus andern Werken parodirt zu seyn scheinen. Madame Roland hatte, unter ihren Papieren, eine Abschrift von diesen Maximen, die sie von uns verlangt hatte. (Note des französischen Herausgebers.)

6.

Wir müssen die Meinungen unsrer Väter nicht wie Kinder annehmen, das heißt, nicht aus dem einzigen Grunde, weil unsre Väter sie gehabt und auf uns vererbt haben, sondern wir müssen prüfen und der Wahrheit folgen.

7.

Glüklich seyn, heißt, sich selbst ein gutes Schiksal machen; und ein gutes Schiksal sind die guten Stimmungen der Seele und die guten Handlungen.

8.

Man muß die Wohlthaten seiner Freunde ohne Undankbarkeit und ohne Niederträchtigkeit annehmen.

9.

Eine erkünstelte Offenherzigkeit ist ein verborgener Dolch.

10.

Laßt uns jedermann geben, freigebiger den guten Menschen, aber niemanden, selbst unsern Feinden nicht, das Nothwendige versagen; denn wir geben nicht den Sitten oder dem Charakter, sondern dem Menschen.

11.

Der hat eine grose Hilfsquelle, der das Zeugniß eines guten Gewissens hat.

12.

Die Religion ist die Mutter der Tugenden; der Dienst, den man Gott schuldig ist, muß allem andern vorgehen.

13.

Um zu lieben, muß man kennen; um zu kennen, muß man prüfen. Ich gebe meine Freundschaft nur mit der äussersten Vorsicht hin.

14.

Die schlechten Tonkünstler, die schlechten Dichter sind denen, die sie hören, unerträglich; aber dafür hat ihnen die Natur verliehen, daß sie von sich selbst bezaubert sind.

15.

Man ist schon strafbar, wenn man Schmähungen Beis

fall gibt, wenn man an übler Nachrede Vergnügen findet, auch ohne daß man sie selbst übt.

16.

Der Parteihader ist blos ein vorübergehender Funke, wenn die Erinnerung sich nicht darein mischt; er wird Brand und Mord, wenn sie ihm Gewicht gibt.

17.

Falsche Merkmale von Achtung und Freundschaft scheinen in politischer Hinsicht erlaubt zu seyn, aber nie sind sie es in moralischer; und, genau untersucht, ist der Ruf der Argliſt für einen Fürsten eben so entehrend als seinem Interesse nachtheilig.

18.

Ein geiziger Fürst ist für die Völker wie ein Arzt, der den Kranken in seinem Blute erstiken läßt: der Verschwender wie ein Arzt, der ihn durch beständiges Aderlassen umbringt.

19.

Wer seinesgleichen unterjochen will, ist immer blutdürstig oder argliſtig.

20.

Das Unglük ist der Thermometer, der zugleich das Kälterwerden der Freunde anzeigt.

21.

Weit mehr in der Seele Mark Aurel's als in seinen Maximen muß man den Menschen und den Monarchen aufsuchen.

22.

Ein Werk, das ohne Freiheit geschrieben ist, kan nicht anders als mittelmäsig und schlecht seyn.

23.

Nur in so weit verdient etwas geschrieben zu werden, als es bekannt zu werden verdient.

24.

Der Soldatenstand wurde zur Vertheidigung des Va-

terlandes errichtet; sie in fremden Dienst vermiethen, heißt zu gleicher Zeit den Zwek des Handels und des Krieges miskennen, wenn es anders nicht erlaubt ist, heilige Sachen zu verkaufen: denn was ist heiliger als Menschenblut?

25.

Man sollte eine Sammlung von allen Fehlern, welche die Fürsten aus Uibereilung begangen haben, zum Gebrauche derer, welche Tractaten und Allianzen schliessen wollen, machen. Die Zeit, die sie nöthig hätten, um solche zu lesen, würde Ihnen zugleich jene geben, Betrachtungen, die ihnen nicht anders als heilsam seyn könnten, anzustellen.

26.

Man muß die Schmeichelei von dem Lobe unterscheiden. Trajan wurde durch Plinius Lobrede zur Tugend angespornt. Tiberius wurde durch die Schmeicheleien der Senatoren im Laster bestärkt.

27.

Die Plagen, womit der Himmel uns heimsucht, dauern nur einige Zeit; sie verheeren nur einige Gegenden, und der, obgleich schmerzliche, Verlust, wird wieder gut gemacht: aber die Verbrechen der Könige machen lange Zeit hindurch ganze Völker leiden.

28.

Machiavel's Fürsten sind wie Homers Götter, die man als stark und mächtig, aber nie als billig schilderte. Ludwig Sforza hatte recht, daß er blos Krieger war, weil er blos ein Usurpator war.

29.

Zum Glüke für die Welt sollte man wünschen, daß die Könige gut seyn möchten, ohne jedoch allzunachsichtig zu seyn, damit die Güte an ihnen stets Tugend und nie Schwäche wäre.

30.

Ein König, der durch Gerechtigkeit regiert, hat die ganze Erde zu seinem Tempel, und alle rechtschaffene Leute zu Ministern.

Gedanken Ludwig's XVI.

über einige alte und neuere Schriftsteller.

Von Seneca sagte er: „Ich würde diesen Autor lieben, wenn er seine Grundsäze geübt hätte; aber sein Leben kontrastirte mit seinen Lehren; er ist ein philosophischer Betrüger.“

Von Titus Livius: „Ich kan nicht glauben, daß seine Reden jemals an der Spize von Heeren gehalten wurden; sie sind zu lang.“

Er bemerkte, daß Tacitus viele Kühnheit gehabt hätte: „Ich liebe und bewundre ihn.“

„Raynal,“ sagte er, „ist ein Pedant, der die ganze Welt meistern will: er ist das Widerspiel von Pangloß; bei ihm ist alles schlimm.“

„Hätte Rousseau, bei seinem schwarzgallichten Charakter, die Uibel geahnet, welche seine Schriften einst veranlassen würden, ich bin überzeugt, daß er sie nie herausgegeben hätte. Hierin unterscheidet er sich von Voltaire, der einen Gedanken nicht unterdrükt hätte, wenn er auch überzeugt gewesen wäre, daß er einen Staat umstürzen würde. Der Stolz dieses Mannes war noch gröser als sein Wiz.“

„Haben wir Virgil's Aeneide nicht dem Schuze August's zu danken? Welche Gründe bestimmten Virgil, daß er dieses Gedicht vernichten wollte? Es scheinen mir in dem Charakter dieses Dichters einige Züge zu liegen, die wohl untersucht zu werden verdienen.“

Gedanken,

von Ludwig XVI mit eigner Hand aus den Werken seines Urgrosvaters, des Königs Stanislaus Lesczinsky, gezogen. *

Daß ein weiser König, der seine Pflichten kennt, liebt und ausübt, der durch seine Güte und Menschlichkeit täglich Huldigungen ärndtet, die selbst seine Würde nicht zu fordern berechtigt ist; daß ein König, welcher Menschenfreund und der Vater seiner Unterthanen ist, kein reines und dauerhaftes Glük geniest, und kein solches genieseu kan, — das muß allerdings sehr auffallend scheinen, und ist gleichwohl sehr wahr. Er sieht um sich her nichts als falsche und eigennüzige Leute, denen seine Tugenden misfallen, selbst wenn sie am geflissentlichsten sie loben: nichts als Herzen, die niederträchtig in der Noth, stolz und hoffärtig in der Gunst, und, wenn sie nichts mehr zu suchen haben, undankbar sind; kurz, nichts als Menschen, die immer in Leidenschaften und Interesse getheilt, und immer gegeneinanderstossend, sich blos vereinigen, um seine Gefühle zu entstellen, seine Gewalt zu schwächen, und unter dem Scheine einer geheuchelten Unterwürfigkeit sich sein Vertrauen zu erwerben und es zu misbrauchen. Troz seiner Talente, seiner guten Absichten, ja sogar seiner Rechtschaffenheit, finden die schlechten Menschen Laster, die rechtschaffenen Leute Gebrechen, die

* Wir geben diese Skizzen dem Publikum nicht als Originalgedanken Ludwig's XVI, sondern als Meinungen, die er aus den Schriften seines Urgrosvaters, des Königs Stanislaus von Polen, eigenhändig ausgezogen hatte. Unstreitig sind in dieser Sammlung mehrere trefliche Maximen enthalten: und da Ludwig XVI sie selbst klassifizirt hat, so glaubte man, daß sie bekannt gemacht zu werden verdienten, zumal da sie dazu dienen können, seinen Charakter und seine Denkungsart kennen zu lernen. — Diese Maximen sind der Ausdruk der Meinungen, und das Werk eines Königs, der den ehrenvollen Titel des Weisen verdient zu haben scheint, den seine Zeitgenossen ihm gaben, und die Nachwelt rühmlich bestättigte. (Note des französischen Herausgebers.)

Strafbaren Härte, die Unschuldigen zu viel Nachsicht an ihm.

Es giebt für die Herrscher kein andres wahres und dauerhaftes Vergnügen, als was ihnen eine wechselseitige und immerfort bestehende zärtliche Zuneigung zwischen ihnen und ihren Unterthanen gewährt. Glüklich also der Herrscher, der, um sich die Liebe seiner Völker zu erwerben, nichts von allem versäumt, was ihm dieselbe verdienen kan.

Herzen erobern, heißt über sie herrschen; und ist diese Herrschaft nicht jener andern vorzuziehen, die sich blos durch Stärke und Macht erhält, da Macht und Stärke sich meist selbst auch blos durch die Liebe der Völker, die zu gehorchen verbunden sind, behaupten? Ein Held ist nur zum Unterjochen und Zerstören gemacht; ein König muß nur darauf sinnen, seine Unterthanen gut und glüklich zu machen. Der eine muß nothwendig Feinde haben, um sich einen Namen zu machen; der andre hat zu seinem Ruhm nichts nöthig, als daß seine Völker ihn lieben; ein König kan mit leichter Mühe ein groser Mann werden; ein Held ist es nicht immer.

Das Ansehen der Geseze ist der Grundpfeiler des Ansehens eines Souverains; ihre Erfüllung macht seine Sicherheit; er findet darin seinen Ruhm, einen Ruhm, der weit jenen andern übertrift, welchen Fürsten, die, unter den scheinbaren Vorwänden von Convenienz und Nüzlichkeit, und aus dem einzigen Beweggrunde, ihre Gränzen zu erweitern, oder ihren Muth zu zeigen, nichts als Krieg athmen, gewöhnlich durch die Waffen suchen. Zwar kan diese Art von Ruhm ihre Macht oder ihren Ruf vermehren, aber sie wird allzu theuer erkauft, durch Menschenblut. Sind denn die Souverains nur darum die Oberhäupter, die Beschüzer, die Väter der andern Menschen, daß sie selbige ihren Leidenschaften aufopfern? und müssen sie nicht schaudern, selbst wenn sie gezwungen sind, es in Fällen zu thun, wo die Erhaltung des Staats es unvermeidlich erfordert?

Die Freiheit eines Souverains ist nicht von jener seiner Völker verschieden: er darf nicht Alles wollen, was er kan; er muß, wie sie, blos das wollen, was er darf. Bei einer solchen Stimmung hat er von seinen Unterthanen nichts zu fürchten, und seine Unterthanen lieben ihn mehr als sie ihn fürchten. Frei von aller Besorgniß, lebt er zutrauensvoll mitten unter ihnen: alles Glük, das man im Staate geniest, schreibt man ihm zu; alle Strafen, die er verfügt, schreibt man auf Rechnung der Geseze. Uiberzeugt, daß, was seine Gewalt regulirt, sie befestigt, denkt er nie daran, sie zu erweitern.

Es ist für einen Souverain nicht genug, daß er den Misbräuchen seines Zeitalters abhilft; er muß auch Mittel haben, zukünftigen Uibeln vorzubeugen. Nicht blos für seine Lebenszeit ist das Schikfal seiner Staaten ihm anvertraut; er muß durch seine Geseze und durch sein Beispiel, selbst nach seinem Tode noch darin herrschen.

Ein Souverain kan nichts nüzlicheres thun, als wenn er seiner Nation eine grose Idee von ihr selbst einflöst. Ein Volk muß, auch durch Stolz, an sein Vaterland gefesselt seyn.

Ein Mann von Genie kan einen Staat nicht ohne Festigkeit regieren; und eben diese Festigkeit macht das Unglük eines Staates, wenn selbiger durch einen Mann ohne Genie regiert wird.

Ein Fürst kan zwar, aus Güte, sich seiner Macht begeben; allein bei dem mindesten Verdachte, daß man sie misbrauchen könnte, muß er plözlich wieder darnach greifen.

Nichts ist einem Fürsten gefährlicher, als wenn er nach einem grosen Act von Festigkeit sogleich wieder nachgibt.

Die Verstellung eines Königs muß nie weiter als bis zum Stillschweigen gehen.

Glüklich der Fürst, der sich in Betref der Administration seiner Finanzen auf einen Mann verlassen kann, welcher so klug als aufgeklärt, so uneigennüzig als treu ist. Ein

Intendant, der ein ehrlicher Mann ist, ist ein kostbarerer Schaz, als alle Schäze, die man ihm anvertraut.

Die Grosen.

Was sind die Grosen in den Augen, selbst der nachsichtigsten Vernunft? Sie unterscheiden sich von andern Menschen blos durch die Basis, die sie erhebt; und da diese Basis nicht zu ihrem Wesen gehört, so macht sie selbige weder weiser noch glüklicher.

Nichts in dieser Welt ist gros, ausser durch Vergleichung: immer ist es das Unglük eines Theils der Menschen, welches das Glük der andern hervorhebt und glänzen macht. Blos die Dürftigkeit, Schwäche, Herabwürdigung andrer macht, daß wir reich, mächtig, ehrwürdig scheinen. Wir sind ihnen, so zu sagen, unsre ganze Gröse schuldig, und wir würden fast nichts seyn, wenn sie nicht unter dem wären, was wir sind.

Ich wünschte, daß nicht so viel Abstand zwischen dem Volke und den Grosen wäre. Das Volk würde die Grosen nicht für gröser halten, als sie sind, und sie weniger fürchten; und die Grosen würden sich das Volk nicht kleiner und elender vorstellen, als es ist, und es mehr fürchten.

Politik.

Argliſt würdigt die Politik herab, wie Heuchelei die Andacht. Beide können das nicht ersezen, was sie nachmachen möchten.

Die wahre Politik muß auf die gewissenhafteste Billigkeit gegründet seyn. Sie ist nicht denkbar ohne die strengste Rechtschaffenheit, ohne gegenseitige Versicherung von Schuz und Diensten, ohne eine untrennbare Verkettung wechselseitiger Hilfsleistungen zwischen den Fürsten und den Unterthanen: nicht nur die Pflicht, sondern das besondere Interesse

des einen und des andern Theiles erfordert dis, und das gemeinschaftliche Glük hängt davon ab. Würde diese Harmonie, die in der moralischen Ordnung eben so unveränderliche Geseze hat, wie jene der Körperwelt, zerstört, so würde die monarchische Regierung in willkürliche Befehlshaberei, und der Gehorsam in Knechtschaft ausarten.

Troz der weisesten Geseze, ist Unbeständigkeit das Schikksal der Staaten; bei ihnen, wie bei allen Dingen hienieden, heißt: lange dauern, sich wenig verändern.

Jeder Staat besteht aus einem Theile, der regiert, und einem andern, der regiert wird. Der Zwek der Politik muß seyn, einen vollkommenen Einklang zwischen diesen beiden Theilen zu erhalten, damit der erste nicht seine Gewalt misbrauche und den andern unterdrüke, und damit der Gehorsam dieses leztern, den Gesezen gemäs, das allgemeine Wohl der Gesellschaft erzeuge.

Ich vergleiche das allgemeine Wohl mit einem geliebten Kinde, welches man nie aus dem Gesichte verlieren darf, wenn man es nicht allen Arten von Zufällen aussezen will.

Unter allen Uibeln, welche einer Nation zustossen können, gibt es keines, welchem die Aufmerksamkeit, es vorherzusehen, nicht zum Gegenmittel dienen könnte. Da sie fast sämmtlich gleich von ihren Anfängen an verzweifelt sind, so geben sie blos den Vorbauungs-Mitteln nach, durch die man ihnen zuvorkommt, aber es ist Scharfblik und eine gewisse Gewandtheit nöthig, um sie voraus zu ahnen; denn diese Uibel sind, wie ein berühmter Politiker sagt, gleich den schleichenden und auszehrenden Krankheiten, Anfangs leicht zu heilen und schwer zu erkennen, in ihren Fortschritten aber sehr leicht zu erkennen und sehr schwer zu heilen. Eine kluge Scharfsichtigkeit, welche die Unfälle des Staats schon von weitem erblikt, kan ihren Ausbruch leicht verhindern; aber von dem Augenblik an, wo sie, ohne bemerkt worden zu seyn, ausbrechen, und man die Ursache und eigentliche Beschaffen-

heit derselben nicht entwirren kann, ist es fast nicht mehr möglich, ihren Lauf zu hemmen.

Mit den Monarchien verhält sich's wie mit den Maschinen, deren Vollkommenheit in ihrer Simplizität liegt. Mehr Triebräder und Bewegungen würden ihnen mehr Spiel zu geben scheinen, und doch zu weiter nichts dienen, als ihre Richtigkeit und Stärke zu vermindern.

Justiz und Geseze.

Man muß sich wundern, daß, da die Geseze in allen Staaten, so bestimmt, so klar, so bekannt sind, wie sie es sind, es bei Prozessen einer so grosen Anzahl von Richtern, Advocaten und andern Leuten bedarf, um die geringfügigsten Sachen zu erörtern und zu beleuchten. Wenn die Gerichte, indem sie über die Streitigkeiten der Parteien erkennten, und einer derselben, der Billigkeit nach, gewonnene Sache gäben, zu gleicher Zeit die andre, als wegen eines Staatsverbrechens dafür bestraften, daß sie es gewagt, gegen den Geist des Gesezes, und in der Hofnung, die Richter zu betrügen, und einen mit ihren Wünschen übereinstimmenden Ausspruch von ihnen zu erhalten, eine schlechte Sache zu behaupten, würde es da wohl viel Prozesse in der Welt geben? Dadurch würden jene kostspielige Sophismen, jene spizfindige Zweideutigkeiten, jene unnüze Proceduren, jene entehrende Kampfspiele der Chikane, jene angebliche Orakel wegfallen, deren Interesse es ist, ihre Gutachten immer nach dem Willen derer, die sie zu Rathe ziehen, einzurichten, und die in dem dunkeln Walde von Commentarien und Glossen, dessen Pfade sie allein kennen, diejenigen, welche die Schwäche haben, sich darin verstriken zu lassen, ohne Bedenken bald rechts bald links führen. Dadurch, endlich, würde man die Geseze, die sich in allen Fällen, welche Streitigkeiten verursachen können, deutlich genug ausdrüken, ehrwürdiger machen.

Auser jener ursprünglichen Gerechtigkeit, deren Keime

in unsern Seelen sind, gibt es Geseze, nach ihren Grundsäzen gebildet, die alle unsre Gesinnungen bestimmen müssen.

Ich möchte den in den Gerichten eingeführten Brauch, die Berathungen von Rechtsgelehrten zu erkaufen, ihre Arbeit zu bezahlen, nicht schlechterdings tadeln: aber verhindern möchte ich die Bürger, sich in einen zweifelhaften Prozeß einzulassen, in welchem ihnen der Advocat manchmal einen glüklichen Erfolg verspricht, den er selbst nicht hoft. An die Stelle dieser Lohnberather, die ich wie eine Pest betrachte, deren Verheerungen um so gröser sind, wenn ein Fürst nicht darauf bedacht war, ihnen Einhalt zu thun, sollte der Staat, auf seine Kosten, eine gewisse Anzahl geschikter und uneigennüziger Leute sezen, welche von den Parteien vor dem ersten Ausbruche befragt, ihnen die Ungerechtigkeit oder die Billigkeit ihrer Ansprüche verständlich und unentgeltlich darlegen, und durch die Besorgnisse oder die Hofnungen, die sie ihnen einflösten, sie bewegen würden, ihrem Vorhaben zu entsagen, oder es auf die gehörige Art zu verfolgen. Diese Art von Gericht würde um so nüzlicher seyn, da es die meisten Leidenschaften, welche die Menschen entzweien, um so leichter vernichten würde, als diese Leidenschaften, die erst noch im Keimen sind, noch nicht Zeit gehabt hätten, jenen Grad von Hize anzunehmen, zu dem sie gewöhnlich beim ersten Stosse, den sie erhalten, entflammt werden.

Finanzen.

Die Macht eines Staats besteht eigentlich blos in einer weisen Verwaltung seiner Finanzen; und so nöthig eine kluge Oekonomie für einen Privatmann ist, der nicht unter den Stand, in welchem er gebohren ward, herabsinken will, so unumgänglich ist sie für ein Königreich, das sich in seiner Stärke und in seinem Glanze erhalten will: dis ist die grose Triebfeder, welche alle Theile eines Staats in Bewegung sezt.

Nichts ist, in welcher Regierung es auch seyn mag, so wichtig, als ein Fond, der in dringenden Fällen immer bereit ist; und geschieht es nicht alle Tage, daß zu rechter Zeit angewandte Summen mehr Wirkung haben, als der Erfolg des glüklichsten Krieges, oder als die weisen Unterhandlungen der geschikteſten Minister?

Sey es aus Klugheit, aus Furcht, oder aus eitler Prahlerei, — die Fürsten unterhalten, selbst in den friedlichsten Zeiten, mehr Truppen, als ihre Bedürfnisse gestatten, und als es für ihre Finanzen dienlich ist. Allein wenn es nothwendig ist, eine so grose Anzahl Truppen während des Friedens zu haben, und wenn es ungerecht scheint, die Unterthanen oft selbst die Unterhaltung derer, die man reformirt hat, bezahlen zu lassen, warum nehmen die Souverains diese Fonds nicht aus ihrem Schaze, wo sie, mit ein wenig mehr Oekonomie, sie leicht finden könnten? was würde es ihnen kosten, wenn sie dazu alljährlich eine mehr oder minder starke Summe bestimmten, und sie in den Handel steksten, mittelst dessen sie, wie ein Keim, welcher aus der Erde, der man ihn anvertraut, sein Wachsthum zieht, sich unmerklich vermehren, und sowohl denen, die sie geliefert, als denen, die sie in Umtrieb gesezt, nüzlich werden würde? Was für ein Krieg dann auch ausbrechen möchte, so würde man im Stande seyn, ihn auszuhalten, und die Völker würden nicht Auflagen unterworfen werden müssen, welche zumal durch die Art, wie man sie einzieht, noch drükender werden, als sie an sich sind.

Aemter und Stände.

Eines von den Uibeln, die in einem Staate aus der Verwirrung der Aemter und der Talente, aus dem Misverhältniß zwischen den Menschen und den Ständen entstehen, ist, daß die meisten von denen, deren Seele durch ihre Kenntnisse veredelt und erhöht ward, und die zu den höchsten

Stellen fähig werden, da sie, um sie zu erhalten, sich gezwungen sehen, mittelmäsigen Menschen, die zu beschränkt sind, um ihr Verdienst zu würdigen, den Hof zu machen, sich lieber in die Ruhe zurükziehen, deren Werth in ihren Augen mit jedem Tage sich vermehrt, uud sich glüklich schäzen, daß sie niemanden, als sich selbst, von ihren Studien und Betrachtungen Rechenschaft zu geben haben. Diese Art Leute sind dem Staate unnüz; aber es ist die Schuld des Staates, der sie ungenüzt läßt.

Wir haben nur allzuoft erfahren, daß die, welche ihre Stellen blos der Gunst des Hofes zu danken haben, ihm mit niederträchtiger Feigheit die Interessen der Nation aufopfern: sie hören auf, Bürger zu seyn, um Werkzeuge der Tyranei zu werden.

Die gesunde Vernunft, die Religion, die Politik, alles fordert uns auf, das Volk zu schonen: widrigenfalls wird, welche Ordnung man auch in einem Staate einführen mag, der Schwache immer unterliegen. Die Grundlage eines Staats ist das Volk: wenn diese Grundlage nur von Erde und Koth ist, so kan der Staat nicht lange dauern. Laßt uns also daran arbeiten, diesen Grundpfeiler zu verstärken; seine Stärke wird unsre Stüze, seine Unabhängigkeit unsre Sicherheit seyn, und er wird uns um so mehr unterstüzen, als er mit uns umzukommen glauben würde, wenn unsre Interessen und der Ruhm des Vaterlands ihm nicht am Herzen lägen.

Wir müssen das Verdienst des niedrigsten und verächtlichsten Gestrüppes eben sowohl schäzen, als das Gestrüppe die Vortheile, die wir ihm verschaffen können, schäzt. Ohne diese gegenseitige Erwiederung zerfällt alles in einem Staate, und man sieht weder Scharfsinnigkeit, noch Erfindung, noch irgend eines der zur Verschönerung oder zu den Bedürfnissen des Lebens nöthigen Hilfsmittel.

Irreligion.

Welcher Irrthum ist wohl unvernünftiger, jener der Gözendiener, oder jener des Deismus, welcher in unsern Tagen der herrschende Glaube ist? Die erstern beteten ein elendes Insekt an, blos weil sie es für einen Gott hielten. Unsere Philosophen glauben nur in so ferne einen Gott, als sie sich die Freiheit nehmen, ihn nicht zu fürchten. Die erstern hielten sich nicht für die Geschöpfe ihrer Idole, und doch streuten sie ihnen Weihrauch: die leztern erkennen in ihrem Gotte ihren Schöpfer, und doch verweigern sie ihm ihre Dankbarkeit. Die besten Köpfe des Alterthums fürchteten sich, die Götter zu erzürnen, die keine Gewalt hatten; unsre Ungläubige schreiben Gott alle Gewalt zu, und trozen seinem Zorne und seiner Gerechtigkeit. Jene glaubten an eine Vorsehung, und unternahmen nichts ohne den Rath ihrer Götter; diese überlassen alles dem Zufall, und wollen die Hilfsmittel im Unglük blos aus ihrer eignen Kraft hernehmen. Kurz, jene wollten alles ihrer Religion verdanken, die ihnen doch keine hinlänglich scheinnende Belohnung versprach, um sie dazu zu vermögen; diese verbannen die ihrige gänzlich, so tröstlich auch deren Moral ist, und so wie sie keine Regel für die Gegenwart haben, so haben sie auch keinen Zwek für die Zukunft.

Wie? jene von ihren eignen Verdiensten berauschte, von dem Glanze ihrer Einsichten geblendete schöne Geister, die sich einbilden, sie hätten den höchsten Grad von Scharfsichtigkeit, der den Menschen verliehen ist, erreicht, und die hoch von ihrer Sphäre mit Mitleiden auf die Unwissenheit, die Leichtglaubigkeit und den Aberglauben der übrigen Sterblichen herabsehen; wie? so eitle, von dem Gedanken ihrer eignen Gröse so volle Geister hegen im Ernste eine Meinung, die mehr, als je eine andere, dem Stolze zuwider ist; eine Meinung, die ihnen nichts als gänzliche Vernichtung ihrer selbst übrig läßt! Mit so viel Hochmuth und Kühnheit kön-

nen sie sich so tief demüthigen, daß sie sich zu einer gänzlichen Zerstörung ihres Wesens bestimmt glauben? Jenen Theil ihres Selbst, den sie so sorgfältig angebaut, mit so vielen Kenntnissen verschönert haben, den sie sich so viele Mühe gaben auszuschmüken, um ihn vor andern auszuzeichnen, den sollten sie ohne Schmerz in den Staub der Gräber sinken sehen? Wer sollte sich nicht über den schreklichen Kontrast, den man in ihren Ideen bemerkt, wundern? Warum so viel Stolz in Menschen, die nicht mehr zu seyn hoffen?

Die Heuchler dienen Gott blos, um die Menschen zu betrügen: strafbarer als die Atheisten, welche die Gottheit läugnen, ohne daß sie selbige zu miskennen vermögen, glauben, predigen, beten diese sie an, und treiben doch in der That ihren Spott mit ihr; aber, durch eine gewöhnliche Folge ihrer Entweihung, versinken sie, unglüklicher als die Atheisten, deren Finsternisse zu zerstreuen, Alles sich vereinigt, in eine falsche Ruhe, in eine Verstokung, aus welcher nichts sie reißt, und welche sie erfahren läßt, daß des Himmels schreklichste Züchtigung die ist, welche rächt, und nicht bessert.

Gewissen.

Hätte man Geseze gemacht, um gute Handlungen zu belohnen, wie man dergleichen gemacht hat, um Verbrechen zu bestrafen, so würde die Anzahl der Tugendhaften sich wohl eben so wenig durch den Reiz eines versprochenen Vortheils vermehrt haben, als die Anzahl der Bösen durch die Strenge der ihnen angedrohten Züchtigungen vermindert werden kan; beides findet sich jedoch vor dem Gerichte des Gewissens. Die Lasterhaften werden hier durch quälende Vorwürfe, selbst der verborgensten Verbrechen, gestraft; die Guten empfangen hier den Lohn ihrer geheimsten Tugenden, nicht nur durch die Befreiung von aller Reue und Vorwürfen, sondern durch schmeichelhafte Zeugnisse, welche der Neid nicht

vergiften kan, durch eine innere Wollust, die sich eher fühlen als beschreiben läßt, durch die unversehene Rükkehr einer schönen Seele zu sich selbst, die, ihrer unbewußt, sich erräth und gerne sich selbst geniest, ohne andre Absicht, als sich um so mehr zur Ausübung ihrer Pflichten anzuspornen. Diese so wonnevolle Zufriedenheit ist keine Täuschung der Eigenliebe, welche die Tugend nicht kennt. Alles was sie denkt, ist so wahr, so edel, wie sie selbst.

Es gibt in der Welt ein Gericht, furchtbarer als irgend eines von denen, die eine weise Polizei eingeführt hat. Es ist, was diese nicht sind, unüberwindlich: es hat weder Axt noch Steckenbündel, es ist überall, und findet sich bei allen Nationen. Jeder Mensch hat das Recht, darin zu stimmen; der Sklave richtet hier seinen Herrn, der Unterthan seinen Regenten: es besteht aus rechtschaffenen Leuten, die selbst es fürchten; nur die entschlossensten Bösewichter können seine Aussprüche verachten.

Tugend.

Tugend, ohne äussere Anmuth oder Höflichkeit, ist ein Köder ohne Angel. Wie viele rechtschaffene Leute gleichen nicht dem Ulysses beim Eumäus! Es sind Helden, in Lumpen gehüllt.

Es gibt eine höchste Würde, die, an sich, keinen Rang gibt; sie entspringt aus der Eigenschaft eines rechtschaffenen Mannes.

Alle die schönsten Talente zusammen vereinigt, sind nicht Eine Tugend werth.

Es ist das Unglück der Menschheit, daß, um beständig tugendhaft zu werden, es nöthig scheint, daß man es nicht immer war. Nicht, als ob ich behaupten wollte, daß man, um zur Tugend zu gelangen, den Weg des Lasters wählen müsse. Laßt uns nicht Feinde suchen, um die Ehre zu haben, sie zu bekämpfen. Aber im Grunde ist es doch

wahr, und die Erfahrung bezeugt es, daß man nie weiser ist, als wenn man das Unglück gehabt habt, daß man es nicht immer war.

Muß man aufhören, tugendhaft zu seyn, um sich nicht den Pfeilen des Neides auszusezen? Welch ein Unglück würde es nicht seyn, wenn die Sonne aufhörte zu leuchten, um nicht schwache Augen zu blenden!

Lob.

Lob ist ein Tribut, den man der Tugend schuldig ist; allein obgleich unter allen Arten von Tribut dieser am leichtesten zu bezahlen ist, so entrichtet man ihn gewöhnlich doch nur zur Hälfte, und fast immer gar nicht. Die Einsammler dieser Abgabe würden unter allen Menschen in der Welt am wenigsten zu thun haben.

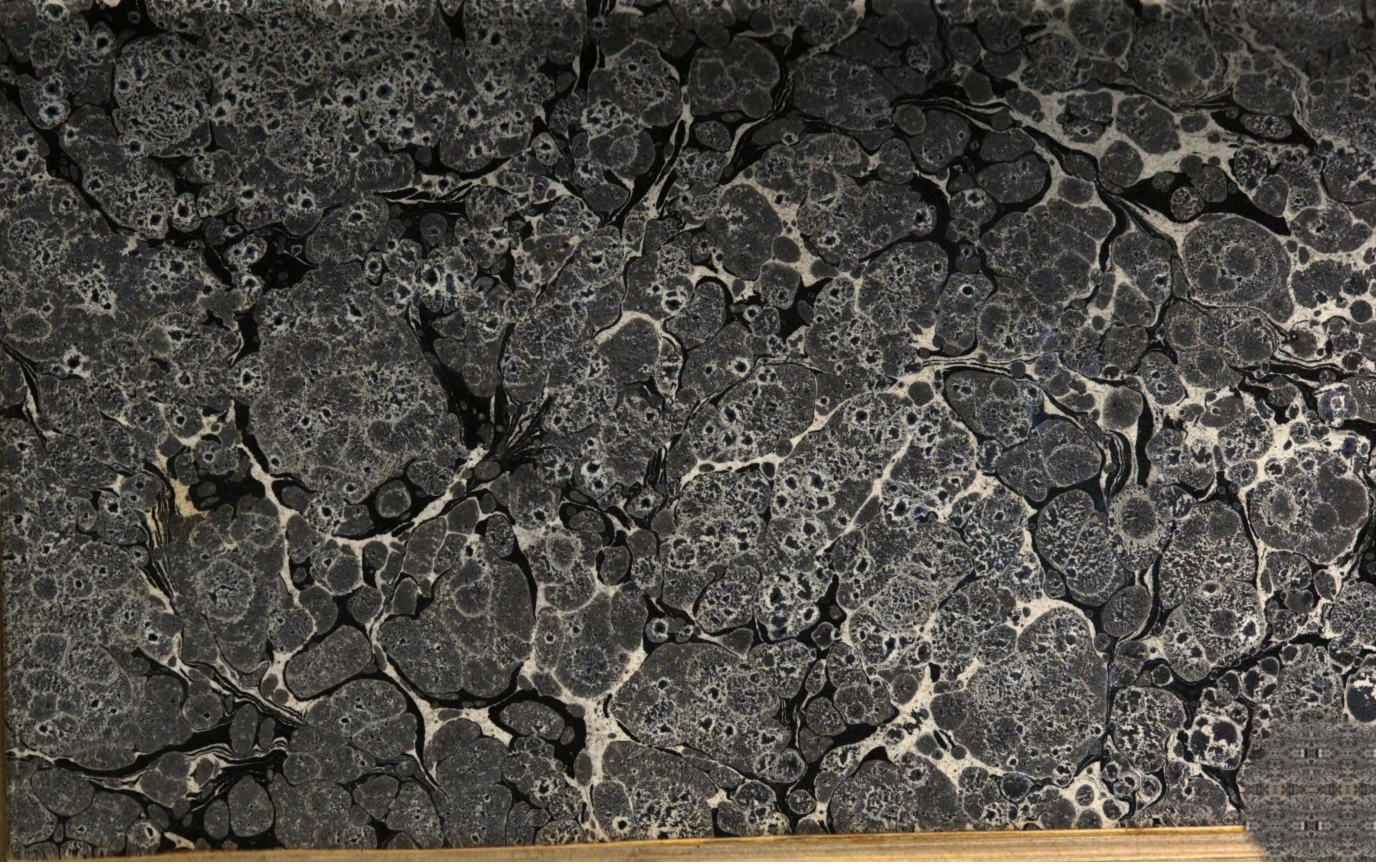
Uibertriebene Lobsprüche sollten uns mehr beleidigen, als Schmähungen.

Früher oder später geben wir denen die Demuth wieder, welchen wir sie durch unsre Lobsprüche genommen hatten.

Beredsamkeit.

Die Beredsamkeit ist nur in so weit schäzbar, als sie der Wahrheit dient: sie schmeichelt den Herzen, welche diese zerreißt.

Ich kann keinen Redner ausstehen, der nach den Regeln der Kunst denkt, und mich eben so denken machen will. Er beschneidet methodisch die Schwingen meines Geistes, und in dem engen Wege, den er mir vorzeichnet, kan ich mich ihm nur mühsam nachschleppen. Ein Redner, der blumigt seyn will, ist wie ein Fechter, der sich in seiner Schönheit brüstet, und von dem man nichts als Stärke verlangt.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ludwig / Williams, Helen Maria, / Babié de Bercenay, François,

Politische und vertraute Correspondenz Ludwig's XVI mit seinen Brüdern, und mehrern berühmten Personen während der letzten Jahre seiner Regierung, und bis an seinen Tod

Straßburg 1804

Gall.rev. 967
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10424822-0